208.1. - 208.2.

Neuer Wiener Kurier

April 1923, Nr. 42, Seite 4
Der Zeitungsschieber

April 1923, Nr. 43, Seite 4
Letzte Stunde

Mai 1923, Seite 2, Nr. 44
Die beschlagnahmte "Stunde"

Mai 1923, Nr. 45, Seite 1 und 4
Das Schwindel- und Erpresserblatt "Die Stunde"
Erster Erfolg

Juni 1923, Nr. 46, Seite 2
Geist der "Stunde"

Juni 1923, Nr. 48, Seite 2
Der satisfaktionsunfähige Duellant

Juli 1923, Nr. 51, Seite 1
Der Erzschwindler

Sept. 1923, Nr. 54, Seite 5
Die letzte Instanz

Jänner1924, Nr. 56, Seite 1
Bekessys Glück -- und Ende

Neuer Wiener Kurier.

April 1923, Nr. 42, Seite 4
Der Zeitungsschieber

April 1923, Nr. 43, Seite 4
Leta's Stunde

Mai 1923, Seite 2, Nr. 44
Die beschlagnahmte "Stunde"

Mai 1923, Nr. 45, Seite 1 und 4
Das Schwindel- und Erpresserblatt "Die Stunde"
Ihr Ende

Juni 1923, Nr. 46, Seite 2
Gelöst der "Stunde"

Juni 1923, Nr. 48, Seite 2
Der antisemitische Schuft

Juli 1923, Nr. 51, Seite 1
Der Erpresserwinkler

Sept. 1923, Nr. 54, Seite 3
Die Leta's Intrige

Januar 1924, Nr. 56, Seite 1
Bekenntnis Glück -- und Ende

Neuer Wiener Kurier

April 1923, Nr. 42, Seite 4
Der Zeitungsschieber

April 1923, Nr. 43, Seite 4
Letzte Stunde

Mai 1923, Seite 2, Nr. 44
Die beschlagnahmte "Stunde"

Mai 1923, Nr. 45, Seite 1 und 4
Das Schwindel- und Erpresserblatt "Die Stunde"
Erster Erfolg

Juni 1923, Nr. 46, Seite 2
Geist der "Stunde"

Juni 1923, Nr. 48, Seite 2
Der satisfaktionsunfähige Duellant

Juli 1923, Nr. 51, Seite 1
Der Erzschwindler

Sept. 1923, Nr. 54, Seite 5
Die letzte Instanz

Jänner1924, Nr. 56, Seite 1
Bekessys Glück -- und Ende

V. b. b.

Neuer Wiener Kurier

1000 österr. Kronen für Wien u. Provinz

Unabhängige und unparteiische Zeitung.

Schriftleitung u. Verwaltung: Wien, II., Praterstr. 50 - Tel. 48294 - Tel.-Adr.: Newikur Wien Praterstr. 50 - Postsparkassenkonto 75191

Bezugspreise: Für Oesterreich: ganzjährig 40.000 K., vierteljährig 10.400 K., Einzelexemplar 800 K.; für Ungarn: ganzjährig 1560 ung. K., vierteljährig 390 ung. K., Einzelexemplar 30 ung. K. für Deutschland: ganzjährig 20.000 Mark, vierteljährig 5000 Mark, Einzelexemplar 400 Mark: für die Tschechoslovakische Republik: ganzjährig 40 tschech. K., vierteljährig 10.40 tschech. K. Einzelexemplar 80 tschech. Heller; für Polen: ganzjährig 40.000 poln. Mark, vierteljährig 10.000 poln. Mark, Einzelexemplar 800 poln. Mark; für Rumänien: ganzjährig 150 Lei, vierteljährig 38 Lei, Einzelexemplar 3 Lei; für Italien: ganzjährig 50 Lire, vierteljährig 13 Lire, Einzelexemplar 1 Lire; für alle anderen Staaten: Einzelexemplar 1 Schweizer Franc. — Anzeigen nehmen die Verwaltung und alle größeren Anzeigebüros des In- u. Auslandes an. — Unfrankierte Zusendungen werden nicht angenommen. — Unverlangt ohne Rückporto einlangende Beiträge werden nicht bewahrt.

Sprechstunden der Schriftleitung an Wochentagen von 18 bis 19 Uhr.

II. Jahrgang. | Wien, April 1923 | Nr. 42.

Aus dem Inhalt:

Warum druckt der Staat nicht selbst Geld?

Die neuen Zeitungen: Erpressergewerbe.

Steckbrief nach Imre Bekessy.

Welche Nationalräte Schieber unterstützen.

Kandidatenliste der Schieber.

Unsere Zeitung — eine Arbeitsgemeinschaft.

Götz zum Gruß, Eric Jan Hanussen! - Wie das Volk irregeführt wird. - Säuglinge gehen noch nicht wählen . . . - „Raderer" erwünscht? - Signale.

Die Freunde des „Königs der Taschendiebe".

Auf dem Gang der Finanzbezirksdirektion und im Café „Atlantis."

Wie ich „Spitzel" wurde.

Von Rudolf Horak.

Vor dem Krieg war ich, was ich ohne Selbstüberhebung behaupten kann, ein angesehener Kaufmann, der ein durch großzügige Reklame ebenso wie durch seine Verläßlichkeit und die Güte seiner Ware weit bekanntes Unternehmen besaß. Ich bekam Ware, soviel, Kredit, solang ich wollte; ich brauchte keine Kunde zu suchen, sie lief mir zu; die Lieferanten bewarben sich eifrig um meine Aufträge, Geschäftsverbindung mit mir galt als Ehre und Empfehlung.

Auf Grund dieser Stellung im kaufmännischen Leben dachte ich, als ich nach dem Krieg siech und ohne Einkommen nach Wien zurückkam, es könne nicht fehlen, mich rasch wieder emporzuarbeiten, trotzdem mein Unternehmen während meiner Abwesenheit stillgelegt und mein Warenlager mit Schaden verkauft werden mußte, damit meine Familie zu leben hatte. Noch so krank, daß ich mich nur mit Stöcken fortbewegen konnte, suchte ich meine alten Lieferanten auf, um mir mit ihrer Hilfe wieder in vorerst bescheidenem Umfang mein Geschäft einzurichten. Welche Enttäuschung mußte ich erleben!

Der erste, zu dem ich kam, sagte mir: „Sie wollen wieder ein Geschäft anfangen? Aber, Herr Horak! Sehen Sie, ich war nicht eingerückt, aber ich habe meines schon längst freiwillig aufgegeben! Das Geschäft ist kein Geschäft mehr. Ich habe mir lieber Dollars gekauft, die werden steigen, darüber kann ich ruhig schlafen. Tun Sie's auch!"

Zum Dollarkaufen und Schlafen hatte ich weder Geld noch Lust, ich wollte Geld verdienen, um mich heilen zu können, ich wollte gesund werden, um meine Familie wieder anständig ernähren zu können. Sonst nichts. An Reichwerden und bequemes Leben dachte ich nicht. So ging ich zum nächsten. Er hob die Schultern und sagte: „Ware aussuchen wollen Sie? Mein lieber Herr Horak, ich weiß gar nicht mehr genau, wo meine Ware eigentlich ist. In den Schränken wird wohl noch welche liegen. Oder hat sie meine Frau schon auf den Dachboden schaffen lassen. Ich komme fast nie mehr in meinen Geschäftsraum, habe keine Zeit, mich darum zu kümmern. Ich spiele nämlich schon seit ein paar Jahren an der Börse. Wenn Sie wüßten, wie das die ganzen Gedanken in Anspruch nimmt! Gott, wie beneidenswert sind Sie, daß Sie noch freien Kopf haben, an das gewöhnliche Geschäft zu denken!" Dann zog er die Uhr und warf einen Blick darauf, um sich rasch zu empfehlen: „Ich muß auch jetzt schon wieder eilen. Eine wichtige Konferenz! Sie verzeihen, Herr Horak! Vielleicht sprechen Sie mit meiner Frau! Sie läßt Ihnen vielleicht die alten Sachen hervorräumen oder verkauft Ihnen gleich den ganzen Krempel. Als Taschengeld —" Fort war er. Aber auch der Frau „stand es nicht dafür". Wenn ich nächster Tage noch einmal herschauen wollte — jetzt mußte sie zur Schneiderin.

Ich gab noch nicht nach. Ein dritter aber meinte, es falle ihm gar nicht ein, jetzt Ware zu verkaufen, wenn er auch noch so viel habe, sie werde todsicher steigen und er hoffe, dann sein Geschäft zu machen, mit dem er ausgesorgt habe. Und ein vierter endlich wollte mir zwar verkaufen, aber nur gegen Schweizer Franken, die ich nicht hatte und nicht kaufen konnte.

Nun war es mir schon klar, daß sich die Zeiten und die Geschäftssitten einigermaßen geändert hatten. Sich ihnen anzupassen, brachte ich aber doch nicht über mich. Jahrelang hochgehaltene Grundsätze geschäftlicher Gediegenheit konnte ich nicht über Nacht verleugnen. Im militärischen Dienst außer jede Verbindung mit der geschäftlichen Entwicklung geraten, wußte ich nicht und wollte nicht glauben, daß das kaufmännische Leben andere Züge bekommen hatte, auf denen nicht mehr Treu und Glauben stand. Wie so viele andere dachte auch ich, daß mit dem Ende des Krieges auch wieder normale Verhältnisse eintreten würden, die ehrlichem Erwerb wie früher sein ordentliches Auskommen sichern. Und ich dachte auch jetzt, nach diesen bitteren Erfahrungen, noch nicht anders, meinte nur, nach vier Jahren Krieg und Umsturz brauche es natürlich etwas länger, bis die Menschen wieder zu sich zurückfänden. Ich mußte mich eben gedulden, bis es so weit sei, und mich bis dahin fortzufretten versuchen.

Nicht zu verhungern, übernahm meine Frau Näharbeiten und ich wurde Zwirnhändler.

Als ich mich eines Tages mit meinem Nierenleiden, das Ruhe und sorgsame Pflege erfordert hätte, von Geschäft zu Geschäft schleppte, begegnete ich einem alten Freund, dem mein Zustand ersichtlich Mitleid einflößte. „Aber, Horak," sagte er, „was brauchst du dich so plagen! Wenn du schon zu den Geschäften, wie man sie jetzt macht, nicht taugst, wozu hast du denn deine schöne Wohnung? Vermiete sie! Kannst dich pflegen, ohne Sorgen zu haben!" Der Rat schien nicht schlecht, mein Freund brachte auch bald den Mieter. Es war zwar ein recht unruhiger Herr, der jeden Abend bis tief in die Nacht in den von ihm gemieteten Räumen Gesellschaft hatte, aber ich lag in einem entfernten Zimmer und konnte endlich dazuschauen, gesund zu werden. Eines Nachts holte man mich aus dem Bett und aus meinem stillen Zimmer. Die Polizei war da. Der unruhige Untermieter hatte in meiner Wohnung Spielabende veranstaltet und war nun erwischt worden. Mitgefangen, mitgehangen. Ich bekam als Unterstandsgeber einer „Spielhölle" eine für meine Verhältnisse empfindliche Geldstrafe. Da hatte ich auch das Vermieten satt. Ich war mein Lebenlang ein ruhiger Mensch und Staatsbürger, der behördliche Schikanen nicht vertrug, aber auch seinerseits der Behörde so wenig als möglich zu schaffen machte. Schon um Frieden zu haben und keine Zeit zu verlieren, die ich beide für meine Geschäfte brauchte.

Hatte ich mir mit der Strafe, die ich bekam, auch keine Reichtümer, so doch meine Gesundheit erkauft, da ich während der Zeit der „Spielhölle" wenigstens Gelegenheit hatte, mich zu pflegen. Mit verdoppeltem Eifer ging ich nun wieder an mein Geschäft, an Erlangung normalen und soliden bürgerlichen Erwerbs. Ich sah aber, daß er von meiner „schönen" Wohnung aus nicht zu erzielen war. Die mir Hilfe in der Not, war mir jetzt hinderlich zu weiterem Emporkommen. Nur von einem Geschäftslokal aus konnte ich darauf rechnen. Lang war meine Mühe, ein solches zu finden, vergeblich. Die Millionen, die schon damals notwendig waren, um eines „abzulösen", besaß ich nicht. Und als ich endlich ein geeignetes und für mich erschwingliches entdeckt hatte, schnappte es mir einer der lästigen Ausländer, die als Kriegsflüchtlinge sich hier, während wir Alteingesessene in Feld und Etappe standen, einnisteten und nicht mehr wegzubringen waren, vor der Nase weg.

Da packte mich die Wut. Was war es denn, daß ich trotz Fleiß und gewiß nicht mangelhafter geschäftlicher Tüchtigkeit mich außerstande fand, auch nur den bescheidenen Wohlstand zu erlangen, den ich vordem genoß, während es ringsum aus dem letzten Abfall der Kaufmannschaft, aus der Hefe der Menschheit üppig emporsproßte, meine wirtschaftliche Existenz überragend, überwuchernd, erdrückend? Mit von Bitterkeit und Grimm geschärften Augen erkannte ich, daß das in und nach dem Krieg hochgekommene internationale Schiebertum, das unser ganzes wirtschaftliches Leben durch- und zersetzte, unser Verderben ist, das unser Ansehen, unser Selbstbewußtsein, unser Vermögen, unser selbständiges Sein langsam, aber sicher auffraß. Ihm mußte der rücksichtsloseste Kampf gelten, dem jedes Mittel recht.

So wurde ich „Finanzspitzel", „Raderer". Ich konnte mich nicht anders wehren gegen das tausendköpfige Ungeheuer, das mich und meine Familie zu erwürgen drohte, ich konnte mir nicht anders helfen in meiner namenlosen Erbitterung. Ich befand mich zuweilen in einer Stimmung, daß ich hätte hingehen können und einen der Straßenräuber erschlagen, ganz gewöhnlich totschlagen, die da an den Kaffeehaustischen herumsitzen oder von den Bankschaltern auslauern, um dem ahnungslos vorübergehenden Volk das letzte Hemd vom Leib, die Haut über die Ohren zu ziehen. Oder ich wäre, um meine Familie nicht hungern zu sehen, imstande gewesen, einen ganz gemeinen Einbruch zu verüben und mir so zu holen, was ich brauchte, eher als es auf die heimtückische Art des Kettenhandels und der Preistreiberei und sonstigen Schiebertums zu tun. An der Geschicklichkeit hiezu hätte es gewiß auch mir nicht gemangelt. Hätte ich schieben wollen und meiner inneren Veranlagung nach können, ich glaube, nach den kaufmännischen Voraussetzungen, die meine Vergangenheit gab, könnte ich heute mit Bosel oder einem beliebigen der Großschieber konkurrieren. Außer es wäre eben das als Intelligenzmangel anzusehen, daß ich es nicht über mich brachte, das Risiko bei der Jagd nach den Millionen auf mich zu nehmen, auch einmal auf einer Holzpritsche der Elisabethpromenade und des Landesgerichtes schlafen zu müssen. Ich war mein gutes Bett gewohnt, ich wollte es mein Leben lang bewahren.

War es da nicht besser, ich wurde Konfident? Ist es nicht noch immer eine ehrenvollere Tätigkeit, die Straßenräuber an den Galgen zu liefern, als mit ihnen in Kompagnie zu gehen? Statt gezwungenermaßen, weil dem redlichen Erwerb keine Bahn mehr gelassen, durch Einbruch und Taschendiebstahl und ähnliche Betätigungen seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, das schädliche Freiwild zu jagen, das uns allen das Mark aus den Knochen saugt, Volk und Wirtschaft und Staat auffrißt, und aus seinem unermeßlich gehamsterten Ueberfluß die paar Brocken zu holen, die man zum Leben braucht?

Ich habe den Krieg gegen das Raubzeug bis aufs Messer geführt. Und nicht etwa bloß um des schnöden Lohnes willen. Ich habe zum Vorteil der Staatskasse eine Organisation geschaffen, die bei den maßgebenden Stellen hohe Anerkennung gefunden hat, und darauf habe ich den größten Teil der erworbenen Prämien verwendet. Ich habe Straffälle gehabt, bei denen mich die Herbeischaffung des Beweismaterials ein Vielfaches der erlangten Prämien kostete. Hätte ich mit den Erträgnissen meiner Tätigkeit spekuliert oder sie nur zusammengespart, statt sie auf den Ausbau meiner Ueberwachungsorganisation und die anständige Entlohnung meiner Agenten zu verwenden, es müßte heute mindestens die eine Seite der Praterstraße mir gehören. Aber der reichliche und für den Außenstehenden, der nicht zu ermessen vermag, welche Mühen diese Art Staatsdienst verursacht, welchen Aufwand an Geduld, Tatkraft, Zähigkeit und nimmermüder Umsicht er erfordert, verhältnismäßig bequem scheinende Geldgewinn lockte mich nicht. Ich weiß nicht, welcher Geist in mir lebte und mich trieb. Einmal wollte ich meine Betätigung aufgeben, als sie schon bei den von ihr Bedrohten gefürchtet, bei den in Betracht kommenden staatlichen Stellen hoch geschätzt war, weil sich mir anderwärts Gelegenheit zu weniger aufreibender und weniger mißachteter Tätigkeit bei günstigeren und normalen Einkommensverhältnissen bot. Da sagte mir aber der leitende hohe Beamte, dem die Aufsicht über meine Tätigkeit oblag: „Verlassen Sie uns nicht, Herr Horak! Denken Sie an den Staat, an das Volk! Ohne Sie ist die so notwendige Ueberwachungsorganisation nicht aufrecht zu erhalten!“ Und diese Worte genügten mehr als alle Anbote besserer Bedingungen und größerer Vollmachten, die man mir gemacht und die ich schon abgeschlagen hatte, um mich der einmal gewählten Aufgabe mit neuem inneren Antrieb zu widmen.

Es ist mir von vornherein nicht leicht geworden, das Vertrauen, das ich heute an den maßgebenden Stellen genieße, zu erwerben. Zahllos waren die Versuchungen, die an mich herantraten. Hätte ich das in mich gesetzte Vertrauen täuschen wollen, hätte ich Bestechungen und Schweiggelder genommen, wie sie sich mir boten, ja, hätte ich es nur ein einzigesmal getan, so hätte ich mich längst zur Ruhe setzen können, denn auch die zweite Seite der Praterstraße hätte in diesem Fall, wollte ich es, mein Besitz werden können. Daß ich es nicht tat, ist mein Stolz, und daß man dies maßgebenden Orts weiß, meine Stärke.

Diese Anerkennung, welche den Dank meines Staates bedeutet, kann mich wohl für Anfeindung jeder Art entschädigen. Mögen sie mich „Spitzel“ und „Raderer“ nennen! Das zeigt nur die Wut der Verbrecher, die fürchten, erwischt zu werden. Meine Antwort wird der Grimm sein, der jeden anständigen Menschen angesichts der Verhältnisse, in welche unser Land durch das Schieberpack geraten ist, ergreifen muß und der nicht rasten wird, bis nicht wieder normale Verhältnisse ehrlicher Tätigkeit ihren angemessenen Ertrag gewährleisten. Nur daß sich mein Grimm, welcher der des ganzen notleidenden Volkes ist, nicht in Schimpfreden ohne Sinn und Erfolg austobt, sondern in Taten umsetzt, welche seine Ursachen beheben und beseitigen helfen. Jeder billig Denkende wird mir recht geben, jeder, der es mit Volk und Staat ehrlich meint, wird mir meine Tätigkeit nicht verübeln, sondern begreifen und danken.

Ich bin der einzige, dem kraft amtlicher Urkunde das Recht zusteht, sich „Vertrauensmann des Finanzministeriums“ zu nennen und die Beihilfe aller Behörden beanspruchen zu können. Diese Auszeichnung genügt mir nicht. Wenn einmal der Zeitabschnitt der Rückführung Oesterreichs in geregelte Verhältnisse, seine wirtschaftliche Gesundung vollendet sein wird, dann soll mir mein Gewissen sagen: „Du hast das Deine dazu beigetragen, was und wie du konntest!“ Dann werde ich mit Selbstachtung wieder ein geachteter Staatsbürger sein können, trotzdem und gerade weil ich ein scheel angesehener „Spitzel“ war.

Unsere Zeitung vom und fürs Volk.

Mehr als die Hälfte der Anteile gesichert.

Beweis, daß unser Plan, den „Neuen Wiener Kurier“ auf ganz neuartige Grundlagen zu stellen, wie wir sie in der letzten Nummer dargetan haben, auf fruchtbaren Boden gefallen ist, sind viele Zuschriften, welche unsere Gedanken freudig begrüßen. Eine davon wollen wir im Auszug wiedergeben:

„Alles, was Sie in Ihrem Artikel „Die Zeitung vom und fürs Volk“ zur Begründung der Idee, daß die Leser auch an Besitz und Führung der Zeitung teilhaben sollen, anführen, trifft nur zu sehr zu. Wir stehen heute in einem wirtschaftlichen Kampf mit mächtigen Gegnern, mit Blutsaugern am Volk und sind auf einem Punkt angelangt, wo jeder sagt:

„So kann es nicht weitergehen!“

Auf die Leute, die unser Vertrauen schmählich mißbraucht haben, auf die sogenannten Volksvertreter dürfen wir nicht zählen. Der einzige Weg ist die Selbsthilfe. Dazu fehlt aber ein Organ, das seinen Lesern voll und ganz zur Verfügung steht. Entweder gehören die Blätter verschiedenen Parteien an, die nur ihre eigenen entgegenstehenden Interessen verfolgen, aber nicht das Wohl des Volkes im allgemeinen, oder sie sind gerade von denen gekauft, bestochen und ausgehalten, die sie im Interesse des Volkes bekämpfen sollten.

Deshalb sollte jeder, der das Wohl des Volkes und sein eigenes will, Ihren Gedanken der Unterstützung eines Volksblattes durch die Leser selbst auszubauen mithelfen. Was nützt es, wenn jeder die Faust in der Tasche ballt und murrt? Was ein einzelner nicht vermag, das vermögen mehrere, wenn sie zusammenhalten und zusammenhelfen. Es ist geradezu Pflicht jedes vernünftig und aufrichtig Denkenden, jedes unter dem Druck der gegenwärtigen Verhältnisse Leidenden, Ihr Blatt und die gute Sache seiner Sicherung und Ausgestaltung durch die Leser nicht nur selbst zu unterstützen, sondern für sie auch überall als Werber aufzutreten. Dann kann es doch wirklich nicht schwer fallen, die nach Ihrer Berechnung notwendigen beiläufig zweitausend Anteilzeichnungen zu 50.000 Kronen aufzubringen! Jeder einzelne, der die Notwendigkeit dieser Selbsthilfe, die Richtigkeit Ihres Gedankens einsieht und entschlossen ist, selbst beizutragen, daß sie verwirklicht werden können, wird doch ohne viel Schwierigkeit einen oder einige Bekannte finden, die ebenfalls 50.000 oder 100.000 Kronen dem Zweck widmen, damit Anteile erwerben, sei es auch nur aus bloßer Freundschaft oder Gefälligkeit gegenüber dem Werber, sei es, weil sie selbst von der Güte der Sache überzeugt werden. Für welche Dummheiten gibt man oft solche verhältnismäßig geringe Beträge hin! So wird es wohl möglich sein, das Notwendige auch einmal für eine ernste Sache aufzubringen, wenn man nur ernst und tatkräftig für sie arbeitet.“

Diese Zuschrift enthält sicher viel Beherzigenswertes und Richtiges. Wir haben, wie unser ganzes Blatt, so auch dessen geplante Sicherung und Ausgestaltung völlig auf unsere Leser gestellt. An ihnen liegt es, ob der von uns unterbreitete zweifellos gute Gedanke wird verwirklicht werden können.

Wir können mitteilen, daß **bereits mehr als die Hälfte der in Aussicht genommenen Anteile gesichert** ist. Damit ist es aber noch nicht unser Plan. Hiezu ist unerläßlich, daß der von uns berechnete Voranschlag gedeckt erscheint. Dies zu erreichen, bedarf es nicht nur unserer eindringlichen Werbearbeit, sondern auch — wie der Schreiber des veröffentlichten Briefes sehr richtig auseinandersetzt — eifriger Mithelfer. Wir beabsichtigen daher, diejenigen, die sich bereits gemeldet haben, soweit sie in Wien wohnen zusammenzuberufen, damit sie gleichsam

eine Arbeitsgemeinschaft

für die weitere Durchführung bilden. Sehr gebrauchen wir uns auch

mit freiwilligen Hilfskräften

für die bei der Ausgestaltung und Werbung entstehende Arbeit, wir ersuchen daher um Adreßangabe solcher.

Die Organisation der Werbung und die Vorbereitung der neuen Grundlagen unseres Blattes wird die volle Aufmerksamkeit und Arbeitsfähigkeit von Schriftleitung und Verwaltung in Anspruch nehmen. Aus diesem Grund wird der „Neue Wiener Kurier“, beginnend mit der vorliegenden Nummer 42, deren Ausgabe deshalb bereits hinausgeschoben wurde, vorläufig wieder nur jede zweite Woche erscheinen. Die Bezugnehmer erhalten selbstverständlich die Anzahl Blätter, für welche sie vorausbezahlt haben, nur eben auf längeren Zeitraum verteilt (ein Vierteljahrsbezug = 13 Nummern, ein Halbjahresbezug = 26, ein Jahresbezug = 52 Nummern). Wir hoffen, binnen wenigen Folgen dieser Art endgültige Entscheidung treffen zu können, was aus unserem „Neuen Wiener Kurier“ weiter gestaltet werden kann, ob mit Hilfe unserer Leser und Freunde die Möglichkeit besteht, ihn völlig als Eigentum der Leser zu führen, als unabhängige, d. h. nur von Wohl und Willen der angeschlossenen Leser abhängige

Zeitung vom und fürs Volk.

Wie sie irreführen.

Trotzdem sich heute alles mit Volkswirtschaft befaßt, darf man ruhig sagen, daß die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung in allen Fragen der Volkswirtschaft noch so wenig Bescheid weiß wie vor dem Krieg, ja, daß sie in mancher Hinsicht vielleicht noch ratloser ist. Wie könnte es sonst geschehen, daß sie heute dem, morgen jenem blindlings nachläuft, der verspricht, sie aus ihrem Elend zu erretten, und daß sie alle, auch die schmerzhaftesten Versuche ihrer Vertreter im Parlament und Regierung geduldig über sich ergehen läßt? Die allgemeine Unwissenheit in volkswirtschaftlichen Dingen ist der Grund. Und die großen Tageszeitungen sehen eine ihrer Hauptaufgaben darin, diese Unwissenheit in der Bevölkerung zu einem solchen Grad zu steigern, daß der Durchschnittszeitungsleser nicht mehr imstande ist, Wahres von Falschem zu unterscheiden, ja, daß er das Falsche für wahr hält und dafür mit Leidenschaft eintritt. Ein Beispiel soll das zeigen.

In der „Reichspost“ vom 25. Februar d. J. schreibt der Finanzreferent des Blattes in einer Betrachtung über den Abschluß der Kreditaktion: „Der Weltkrieg hat ungeheure Kapitalien aufgezehrt, die Folge davon war eine Kapitalskrankheit, wie sie bisher in der Finanzgeschichte kaum dagewesen ist. In Mitteleuropa hat man von diesem Kapitalsmangel freilich dank der Inflation Jahre hindurch nichts verspürt und erst jetzt“ (da wir also keine Inflation mehr haben) „beginnt unsere Industrie ihre würgenden Folgen kennen zu lernen. Im Westen, oder besser gesagt, in London hat sich dagegen die Kapitalsaufzehrung dank (!) einer inflationsfreien Finanzpolitik schon während des Krieges und noch mehr in den Nachkriegsjahren in der

---

Die Freunde des Königs der Taschendiebe.

Ein ebenso angesehener wie anständiger Finanzmann — auch solche gibt es — schreibt uns:

Vor einigen Tagen hatte ich in der Finanzbezirksdirektion in der Marxergasse zu tun: eine kleine Sache zu ordnen, die aus dem Versehen eines Angestellten entstanden und anläßlich einer Revision beanständet worden war; nichts Besonderes, mit ein paar Millionen Strafe konnte ich davonkommen. Auf dem Gang vor dem Amtszimmer des Oberfinanzrates Dr. Schmidt mußte ich warten. Neben mir stand eine Gruppe Herren und Damen, die sich ziemlich aufgeregt gebärdeten und dadurch die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Eine ältere und eine jüngere Frau, deren Gesicht ich, wenn mich nicht alles täuschte, schon auf der Bühne eines Provinztingeltangels gesehen hatte, wozu die höchst auffallende Kleidung und das laute Benehmen paßten, beide mit Schmuck recht aufdringlich behängt, und drei Männer, von denen zwei anscheinend Rechtsanwälte waren, unterhielten sich über die Aussichten eines Strafverfahrens, das den Mann der Jüngeren betraf, der sich, wie ich hörte, in Haft befand. Dieser Umstand gab Anlaß zu sehr absprechenden Bemerkungen über die Behörden, die Finanzbehörde insbesondere, „Gemeinheit“ und „Niedertracht“ waren die sanftesten Ausdrücke. Ein Herr meinte, es sei unerhört, eine so einflußreiche Persönlichkeit in Haft zu setzen. Einer der zwei, die ich für Anwälte hielt, beruhigte ihn:

„Wir werden's dem Oberfinanzrat schon zeigen!

Er soll wissen, mit wem er's zu tun hat!“ Die Jüngere sprach davon, sie würde sogleich zur „Stunde“ gehen. Da auch ich die Artikel des genannten Blattes mit Interesse gelesen hatte wie verständlicherweise jeder, der etwas mit der Finanz zu tun hat oder hatte, trat ich unwillkürlich einen Schritt näher.

Plötzlich tauchte in der Gruppe ein vierter Mann auf, der von einem der Anwälte als „Herr Redakteur“ begrüßt und vorgestellt wurde. Sehr vertrauenerweckend sah er weder seinem Aeußeren noch seinem Gesicht nach aus: wenn es nicht gesagt worden wäre, ich hätte ihn für alles eher als einen Redakteur gehalten. Die jüngere Frau nahm ihn sofort in Beschlag und erzählte ihm laut und wortreich die unerhörte Geschichte ihres verhafteten Mannes. Er machte sich einige Notizen. Die Szene wurde beendet, indem die Gesellschaft abgerufen wurde, während ich neben dem Redakteur stehen blieb.

Er schrieb noch etwas in sein Notizbuch und wendete sich dann unmittelbar, als wie selbstverständlich, an mich mit der Frage, was mich hieher führe. Ich sagte in einigen Worten meine Angelegenheit, die ihn sehr zu interessieren schien, obwohl sie, wie gesagt, gar nichts Besonderes an sich hatte, wurde aber ebenfalls gerufen. Beim Abschied lud mich der Mann ein, ihn in meiner Angelegenheit in seiner Redaktion oder im Cafe „Atlantis“ auf dem Kärntnerring aufzusuchen, um ihn auf dem Laufenden zu halten, und schrieb mir zu diesem Zweck auf einen Zettel seinen Namen:

Zoltan von Franyo,
Red. der „Stunde“,
Canisiusgasse 8, 1. Stock, Tel. 26-4-66, 62-4-67,
vorm. 10—12, 1—2 Uhr.

Ich steckte ihn, ohne jede Absicht, den Vermerk zu benützen, in die Rocktasche und ging an die Erledigung meines Geschäftes.

Es verlief aber nicht so glatt, als ich erwartet hatte, ich ärgerte mich nachhaltig darüber, und als ich in dieser Stimmung, schon zu Hause angelangt, in meiner Tasche jenen Zettel fand, beschloß ich, abends, wie ausgemacht, den Redakteur Franyo

im Cafe „Atlantis“

aufzusuchen. Als ich dort zwischen den mit einer Gesellschaft, die trotz ihres eleganten Aeußeren nicht jedermanns Geschmack sein konnte, voll besetzten Tischen suchend durchging, fand ich mich plötzlich vor einem alten Bekannten. Ich bitte um Entschuldigung, aber dies kann jedem passieren. Nämlich seinerseits, wozu er sich entwickelt hatte, und was mich betrifft, daß ich zu einer derartigen Bekanntschaft gekommen bin. Uebrigens konnte ihm das niemand ansehen, als wir gemeinsam die Schulbank drückten, daß der schwarze Ferry einmal als „König der Taschendiebe“ eine gewisse Berühmtheit erlangen würde. Jetzt war seine Freude des Wiedersehens jedenfalls ungetrübter als die meine.

„Und was machst du hier bei uns, Egon?“ fragte er nach der ersten stürmischen Begrüßung dringlich ein paarmal. „Was willst du bei uns haben? Kann ich dir vielleicht behilflich sein?“ Und beantwortete meinen etwas erstaunten Blick: „O, ich kenne hier die ganze Gesellschaft. Habe die besten Beziehungen. Lauter eingeweihte Leute. Viele Ungarn. Man ist unter sich, wie zu Hause. Was machst du hier?“

Meine gute Laune war wiederhergestellt und so verhehlte ich ihm den Anlaß meines Hierseins nicht, indem ich taktvoll so tat, als wüßte ich nicht, daß ihm die Kreise, die ich hier suchte, selbstverständlich verschlossen waren. Allein mit dieser Annahme täuschte ich mich sehr. Kaum hatte ich von einem Redakteur der „Stunde“ erwähnt, sagte Ferry: „Ja, die kommen alle her von der „Stunde“, Bekessy und die ganze Gesellschaft.“

„Kennst du denn Bekessy?“ fragte ich verwundert. „Wie soll ich ihn nicht kennen? In Budapest haben wir manches Stückel zusammen ausgeführt, in der Schweiz hab' ich ihm Dienste geleistet, die er mir nicht vergessen wird. Wo sind wir schon überall zusammengetroffen! Heut' helf' ich ihm, morgen hilft er mir.“

„O, Bekessy ist ein guter Freund!“

Er erging sich noch in weiteren lebhaften Schilderungen der ungarischen Flüchtlingsgesellschaft, die in dem Kaffeehaus verkehren sollte. Doch ich empfahl mich bald, ohne auf den Herrn Redakteur „von“ Franyo zu warten. Schließlich hatte ich daran genug, den einen Ferry, „König der Taschendiebe“, von der Schule her als Dufreund zu haben. Nach der Gesellschaft der Ungarn, mit der er so vertraut stand, gelüstete mich nicht mehr.

Ich teile lieber, als mit der „Stunde“ in Verbindung zu treten, Ihnen diese Erfahrung mit, die mir so aufschlußreich scheint, daß ich ihretwegen gern die paar Millionen Strafe an die Finanz verschmerze.

schärfsten Form geltend gemacht." Was besagen diese Sätze? Sie beginnen schon mit einer falschen und daher irreführenden Behauptung, wenn sie feststellen, der Krieg habe ungeheure Kapitalien aufgezehrt. Das ist, so zweifelsfrei es auf den ersten Blick erscheint, nicht richtig. Denn wenn das Wort Kapitalien, wie es der Verfasser tut, ausschließlich als Geldkapital aufgefaßt wird, so ist klar, daß des Geldes im Laufe des Krieges nicht weniger geworden ist — man hat es ja weder verschossen, noch in Sprengungen vernichtet, noch zu Kleidern verarbeitet oder gegessen; nur verschoben wurde es, indem es von den kriegführenden Staaten zu den neutralen kam. Aber aufgezehrt wurde es nicht!

Aufgezehrt wurden — und zwar im größten Maßstab — und vernichtet wurden wirtschaftliche Güter wie Häuser, Maschinen, Schiffe u. dgl. und auch Menschen. Man muß also unterscheiden: vernichtet wurden wirtschaftliche Güter, aber nicht Geld;

an Gütern konnte daher ein allgemeiner Mangel entstehen — und entstand auch, an Geld aber nur ein teilweiser und auch der nur unter der Voraussetzung, wenn Geld so schwer herzustellen ist wie z. B. ein Sessel. Ist das aber der Fall? Keineswegs! Braucht man zur Herstellung von Geld doch außer den Maschinen nur Papier und Farbe!

In der Tat halfen sich während des Krieges auch die Mittelmächte, durch die Not gezwungen, in dieser Weise. Mit welchem Erfolg? Der Finanzreferent der „Rp." sagt es: man hat von dem sonst überall herrschenden Kapitalsmangel nichts verspürt, was also sicher höchst erfreulich war. Anders war es in England usw., wo man die Notenpresse nicht in Anspruch nahm; da machte sich die Kapitalsknappheit schon während des Krieges, aber noch mehr in den Nachkriegsjahren in der schärfsten Form geltend: viele Fabriken mußten geschlossen, viele Arbeiter entlassen werden, weil die Bevölkerung kein Geld hatte, etwas zu kaufen, während sie bei den Mittelmächten „dank der Inflation" — wie der Finanzreferent selbst schreibt — kaufkräftig blieb.

Ein Mensch mit gesundem Verstand wird nach Anführung dieser Tatsachen schließen: „Also, wenn die Inflation das zustande bringt, wenn sie das Wirtschaftsleben in Gang zu erhalten versteht, dann muß sie ja gut sein. Denn was hab' ich von einer Wirtschaftspolitik, die mich ruiniert? Ich bin doch nicht für die Wirtschaftspolitik da, sondern sie ist für mich da, daß ich leben kann! Deshalb: wenn mich eine Wirtschafts- und Finanzpolitik zugrunderichtet, indem sie mir die Existenzmöglichkeit nimmt, dann ist sie schlecht, mag sie auch von allen Professoren der Welt verteidigt werden; gibt sie mir aber das, was ich zum Leben brauche, dann ist sie gut."

Was sagt jedoch die „Reichspost"? Jetzt, sagt sie, beginne unsere Industrie die würgenden Folgen der Inflation kennen zu lernen. Würgende Folgen — wieso jetzt, da sich die Inflation, trotz allen Schattenseiten, doch früher als gut erwiesen hatte? Nein, was jetzt geschieht, das ist nicht auf die Rechnung der Inflation zu setzen, daran ist einzig die Unwissenheit unserer Regierung schuld, die sich von der Hochfinanz nach deren Belieben gängeln läßt.

Die Hochfinanz ist es, die gegen die Inflation so aufgebracht ist. Denn würde einmal die große Wahrheit Gemeingut, daß das Geld nur eine Aufgabe (Funktion), aber keinen Wert hat, daß also der Staat selbst Geld drucken und sich so von der Hochfinanz unabhängig machen könne, dann wäre es ja mit ihrer Herrlichkeit aus! Und das darf nicht sein! Deshalb muß die Bevölkerung irregeführt, das Gute ihr als schlecht, das Schlechte aber als gut dargestellt werden. Unter vier Augen freilich weiß man's anders. So sagte mir einmal ein hoher Bankbeamter, als ich ähnliche Gedanken in einem wissenschaftlichen Klub vorgetragen hatte und er mir entgegengetreten war: „Verzeihen Sie, daß ich Sie bekämpft habe — ich bin eben Vertreter einer Bank!"

Und die in den Banken verkörperte Hochfinanz stemmt sich der Wahrheit entgegen, damit die Bevölkerung auch in Zukunft ihre leichte Beute bleibe.

Dr. K. Prodinger.

Erfolge der Schieberpresse.

Es wird immer toller! Wie vorauszusehen war, haben unsere Enthüllungen über die Umtriebe des Schiebertums starkes Aufsehen hervorgerufen. Die beispiellose Verwogenheit, mit der eine kleine Gruppe von Finanzleuten und ihrer journalistischen Mauermacher ihre Ziele verfolgen, steht klar vor der Oeffentlichkeit. Bei den Gremialräten, deren geschäftliche Instinkte mit den Bestrebungen reinen Schiebertums übereinstimmen, haben es jene leicht gehabt, sie vor ihren Karren zu spannen. Schwieriger ist es im Finanzministerium, trotzdem dort gewisse Beziehungen wirksam sind, um Bank- und Börsenbedürfnissen unter allen Umständen Geltung zu verschaffen. Der Finanzminister Dr. Kienböck leistet ihnen allerdings sachgemäßen Widerstand; er legt keinen Wert darauf, sich für den kommenden Wahlkampf etwa den Ehrentitel

„Minister der Schieber",

der leicht zu einer Wahlparole werden könnte, angeheftet zu sehen. Und da die Untersuchung, die nicht infolge der Angriffe der Schieberblätter, sondern über Verlangen der angegriffenen Beamten selbst eingeleitet wurde, schon jetzt

Dieser Nummer liegen Erlagscheine bei, welche die geehrten Abnehmer zur rechtzeitigen Erneuerung des Bezuges benützen mögen.

Der Bezug läuft nach Nummern (ein Viertel-Bezug = 13, ein halber Bezug = 26, ein ganzer Bezug = 52 Nummern). Verwaltung **„Neuer Wiener Kurier".**

sowett ist, daß unsere Behauptung von vornherein, die Beamten hätten nur streng ihre Pflicht getan, sich erhärtet, so versucht „Die Stunde" eine neue Erpressung am Ministerium, indem sie neuerdings mit — Intervention von Parlamentariern und einer Interpellation im Nationalrat droht.

Was Besseres könnte man sich gar nicht wünschen! Es wäre äußerst zweckdienlich und lehrreich, einmal alle Abgeordneten, die sich zum Schleppträger von Schiebern erniedrigen und nach dem Pfeiferl eines Bekessy tanzen, alle die Herren Nationalräte, die sonst nur ganz im Geheimen ihre Beziehungen zugunsten der Interessen der Volksausbeuter statt des Volkes, das sie gewählt hat, spielen lassen, unter einer Interpellation vereinigt zu haben. Man könnte dieses Namensverzeichnis dann gleich als Wahlvorschlag einer neuen Partei, als

Kandidatenliste der Schieber

verwenden. Wir konnten schon den feststehenden Beschluß maßgebender Stellen mitteilen, daß von dem geltenden System der Ueberwachung, ob die Finanzvorschriften eingehalten werden, nicht abzugehen sei; gewisse im Gang befindliche Aenderungen der Organisation sollen nur ihre straffere Handhabung erzielen.

Indem wir an das Wort des Staatsanwaltes in dem Schieberprozeß des Volksbekleidungsamtes erinnern: „Die Beamten sind die letzten Stützen des Staates, auch nicht ein Schatten von Verdacht darf auf ihnen ruhen!", müssen wir nur immer wieder darauf verweisen, daß die erfolgten Verdächtigungen der Beamten der Finanzbezirksdirektion nicht stillschweigend hingenommen und vergessen werden dürfen. Entweder hat sich ein Amtsorgan etwas zu Schulden kommen lassen, dann soll es zur Rechenschaft gezogen werden. Oder aber es müssen unhaltbare Anklagen als solche gekennzeichnet und den beleidigten Beamten wie dem beleidigten Rechtsbewußtsein Sühne werden. Wir verlangen, daß das Ergebnis der nach den Veröffentlichungen der verschiedenen Schieber- und Börsenblätter eingeleiteten Untersuchung amtlich bekanntgegeben und jene Blätter veranlaßt werden, danach ihre Verdächtigungen richtig zu stellen. Was bei den guten Beziehungen, deren sie sich zu leitenden Ministerialkreisen rühmen, nicht schwer fallen kann. Die Beamten sind

„die letzten Stützen des Staates..."

Sie werden es nicht lange mehr sein, wenn sie dafür schutz- und ahndungslos Ueberfällen journalistischer Raubtiere ausgeliefert bleiben.

Nachdem die Schieberpresse bei ihrem Feldzug gegen die Finanzbehörde abgeblitzt ist, versucht sie es nun bei einer anderen ihren Hintermännern unbequemen Einrichtung. Und immer nach demselben Schema. Als die Bankenkommission an planmäßiges Aufräumen mit dem eingerissenen Großbetrieb von Diebstahl, Betrug und Volksausbeutung ging, auf den sich die Banken fast ausschließlich verlegten, erhob sich ein großes Lamento, daß dem „österreichischen Wirtschaftsleben" (als ob die Beutemacherei der Banken dieses darstellte) nicht gedient sei, wenn die Schiebungen auch hier aufgedeckt und verfolgt würden. „Das Publikum", klagte „Die Stunde", „sieht schon in jedem Bankdirektor einen Verbrecher und es verliert mit dem Vertrauen zu den Führern der Finanz auch seine Bankzuversicht" und „kein Mensch wird mehr den Mut haben, einer Bank Geld zu übergeben". Leider ist dieser wünschenswerte Zustand noch nicht eingetreten. Aber schon die Möglichkeit, daß das Geschäft der Beutelschneiderei Einengung erfahren könnte, hat veranlaßt, daß alle Hunde losgelassen wurden. Wieder wurden Angriffe gegen einzelne Beamte gerichtet und nun ist man auch hier bei der Meldung angelangt, daß sich das Finanzministerium damit beschäftige, die Befugnisse der Bankenkommission einzuschränken. Nächstens wird dann dem Finanzminister eine Aeußerung unterschoben werden, der zufolge die Aufhebung der Kommission überhaupt beschlossen ist, und dann werden sich, abgesehen von Gremial- und Handelskammerräten, bei denen das ja selbstverständlich ist, sicher auch ein paar bankenfreundliche Nationalräte zur „Intervention" bereit finden...

Die Gefahr, wieder eine Sicherung gegen Volksbetrug um die Ecke gebracht zu sehen, ist in diesem Fall größer. Die Finanzbehörde ist dazu da, die stets leeren Kassen des Staates auffüllen zu helfen. Sie in dieser Tätigkeit zu behindern, auch nur zu beschränken, kann keinem Finanzminister, der sich nicht selbst aufgeben will oder der nicht irrsinnig geworden ist, im Ernst einfallen. Das Treiben der Banken, das die Bankenkommission — in recht bescheidener Weise — überwachte, richtet sich aber

ausschließlich gegen das Publikum.

Dessen Uebervorteilung und Ausbeutung werden die Banken wieder ungestörter betreiben können, wenn sie jeglicher Ueberwachung ledig sind. Und da das Finanzministerium sich schon oft als gehorsamen Diener der Banken erwiesen hat, so wird es ihnen auch diesmal ohne viel Bedenken das geforderte Opfer, ja nur das Volk, überlassen. Es ist sogar denkbar, daß in den Forderungen wegen Einschränkung oder gar Abschaffung der Bankenkommission Nachgiebigkeit gezeigt wird, um vor den Angriffen wegen der Tätigkeit der Finanzbehörden Ruhe zu erhalten. Zu solchen Vergleichen, auf dem Rücken des Volkes abzuschließen, finden sich alle Teile stets leicht bereit. Und da das auch die journalistischen Strauchritter und ihre Hintermänner sehr wohl wissen, so legen sie es schon darauf an, auf solchen Wegen Erfolge zu erzielen. Sind das keine Erpressungen? Wenn die Staatsautorität selbst die Hand zum Gelingen solcher bietet, soll man sich da wundern, daß sich das ganze politische und wirtschaftliche Leben allmählich in lauter Erpressungen auflöst und der geübte Erpresser die einflußreichste Person im Staat und Gesellschaft wird? —

An den verantwortlichen Redakteur der Zeitung „Die Stunde", Dr. Fritz Kaufmann, ist folgende Berichtigung des in Nummer 12 genannten Blattes mit Zeitangabe vom 15. März 1923 enthaltenen Aufsatzes „Bevorstehende Interpellation im Nationalrat wegen der Umtriebe der Spitzelzentrale", welcher Gegenstand einer Ehrenbeleidigungsklage durch unseren verantwortlichen Schriftleiter wird, gegangen:

In dem Aufsatz heißt es: „Der ... Blitz-Leitner und ... werden sich in Zukunft nicht mehr als Beauftragte der Finanzregierung bezeichnen können." Diese Darstellung ist unwahr. Wahr ist, daß ich mich auch bisher niemals als Beauftragter der Finanzregierung bezeichnet habe. Weiters heißt es: „Wir lenken die Aufmerksamkeit der kleinen Kaufleute und Gewerbetreibenden auf den neuesten Trick der Spießgesellen Horak, Leitner und Genossen. Unter dem Vorwand, dem kleinen Mann bei der Abfassung von Steuerbekenntnissen als Sachverständige behilflich zu sein, schleichen sie sich an Kaufleute und Gewerbetreibende heran, besichtigen die Bücher des Opfers, spionieren die Geschäftsgebarung aus und zeigen dann den ahnungslosen kleinen Mann bei der Finanzbezirksdirektion oder bei der Steuernachrichtenstelle an." Dies ist unwahr. Wahr ist, daß ich mit „Horak und Genossen" niemals den geschilderten oder einen anderen Trick ausgesonnen habe, daß ich von Abfassung von Steuerbekenntnissen und dazugehöriger Bucheinsicht überhaupt nichts verstehe, so daß ich mich nicht anbieten kann, dabei jemandem behilflich zu sein; wahr ist ferner, daß ich in meinem ganzen Leben überhaupt noch keine Anzeige, außer wegen Ehrenbeleidigung erstattet und mit der Finanzbezirksdirektion oder der Steuernachrichtenstelle keinen wie immer gearteten Verkehr gehabt habe. Gustav Leitner.

Der „vielgenannte" Hanussen

mit seinem bürgerlichen Namen Hermann Steinschneider, hat uns wegen des über seinen Streit mit dem Athleten Siegmund Breitbart in Nummer 36 des „Neuen Wiener Kuriers" erschienenen Aufsatzes „S. M. ‚Schlieferl'. Das Duell Breitbart—Hanussen." beim Landes- als Preßgericht geklagt. Er behauptet, durch den ganzen Inhalt des Aufsatzes auf schwerste in seiner Ehre gekränkt zu sein, und erblickt darin alle möglichen Vergehen. Besonders leid sind ihm die freilich nicht gerade seinen Ruhm mehrenden Angaben aus seiner Vergangenheit, die wir machen konnten und von denen er wohl meint, daß wir sie ihm als „Tatsachen des Privat- und Familienlebens", welchen das Gesetz unbedingten Schutz zubilligt, sofern es nicht strafgesetzlich verpönte Handlungen sind, nicht werden beweisen können. Es müssen also doch Tatsachen sein!

Inzwischen wird gemeldet, daß Eric Jan Hanussen, rekte Hermann Steinschneider, nach einem Streit mit dem Direktor Ben Tieber, der fast zu Tätlichkeiten geführt hätte, kontraktbrüchig sein Engagement im „Apollotheater" und sodann Wien unter Mitnahme des Fräuleins Martha Farra, von der es heißt, daß sie ihm willenlos ausgeliefert sei, Knall und Fall verlassen habe, um in seine mährisch-jüdische Heimat zurückzukehren.

Was wird da nun mit unserem Prozeß werden? Der Rechtsanwalt, der von Steinschneider mit dessen Führung betraut worden war, wird wohl auf seine Expensennote verzichten müssen — denn was kann von einem landflüchtigen Artisten zu holen sein! — wie wir auf unseren Spaß.

Sich zuerst hinzustellen, um nach allen Seiten drohend die Fäuste zu recken, und dann, die Zunge herausstreckend, davonzulaufen, das ist echter Steinschneider! Wir hören ihn förmlich, wie er von Wien Abschied nimmt: „Und nun könnt ihr mich alle — —!"

Götz zum Gruß, Eric Jan Hanussen!

Die neuen Zeitungen.

In diesen mageren Tagen der allgemeinen Klage über den Niedergang jeglichen Gewerbes blüht ein Geschäft empor, dessen Umfang und Betriebsamkeit nachgerade fassungsloses Staunen erregen. Es regt und bewegt sich, es lebt und gedeiht: wohin das Auge blickt, ein üppiges Wachstum erster Nummern von Blättern und Blättchen, von Tages- und Wochenzeitungen und von Reklame und Plakaten, die sie ankündigen, daß einem angst und bange wird.

Welcher Quelle, um Himmelswillen, entströmt diese Flut von Druckfarbe? Wer hat die Wälder umlegen lassen, diese Ueberschwemmung Wiens mit Zeitungspapier zu bestreiten? Welches Bedürfnis des Wieners soll hier befriedigt werden? Was für ein unkundiger Thebaner verwechselt den Wiener da mit dem Budapester, der an jeder Ecke eine Zeitung kauft, sie zwischen zwei Haltestellen der Straßenbahn durchfliegt und dann wegwirft, um an der nächsten Ecke eine andere zu kaufen? Was ist hier los? Wem dienen alle diese Blatteln, die, vom Märzwind über unsere kahlgefressene Landschaft gefegt, sich so politisch, so wirtschaftlich, so wirtschaftspolitisch gebärden?

Wir wollen alle diesen Fragen mit einem Satz beantworten: In Wien ist heute Hochkonjunktur für das Erpressergewerbe.

Eine organisierte Erpresserbande

ist am Werk, die ersten Linien zu besetzen, aus denen die Gasgeschosse gegen das korrumpierte öffentliche Leben, die reinigungsbedürftige österreichische Volkswirtschaft geschleudert werden sollen. Die Herren Erpresser marschieren getrennt, schlagen aber nach alten taktischen Grundsätzen gemeinsam auf den Busch, aus dem etwas hervorzuholen möglich scheint. Sieht man sich diese neuen Zeitungen genauer an, so findet man hier ein klares, dort ein unklares, manchmal auch gar kein politisches Programm. Immer aber findet man „publizistische Aktionen" gegen bestimmte Personen und Gruppen. Alles andere: Feuilleton, Theaterratsch, Tagesbericht dient nur als schmückender Rahmen für den eigentlichen Zweck: die Erpressung. Beobachtet man das Verfahren dieser Publizisten, so findet man, daß sie ihren und ihrer Unternehmungen Unterhalt und meist noch Erkleckliches darüber auf zwei verschiedene Arten verdienen: entweder sie richten unmittelbar Angriffe gegen ausgewählte Personen, um aus ihnen das Geld zur Einstellung des Organs oder für dasselbe herauszupressen, oder aber sie werden ausgehalten von Leuten, die ein Interesse an der Einschüchterung unbequemer Gegner oder Kon-

kurrenten haben. Zuweilen kommt es vor, daß sie nicht als Stoß-, sondern als Schutztruppen auftreten, die das kapitalskräftige Opfer aufsuchen und sich diesem für den Fall eines Angriffs — auch nicht umsonst — zur Verfügung stellen.

Keine Zeit ist so geeignet für derartiges Vorgehen wie die der Banken- und Schieberdämmerung. Jedes finanzielle Unternehmen, das seinen Bestand untergraben weiß, jeder Plusmacher, der den Boden unter seinen Füßen unsicher werden fühlt oder dem sich gar schon das Verhängnis in Gestalt von Polizeibeamten oder Finanzorganen nähert, ist günstiges Objekt für erpresserische Inseratenwerbung und Begönnerung. Sie finden sich zur Gewährung der von ihnen geheischten Unterstützung nicht nur bereit, um der augenblicklichen Bedrohung durch die Erpresser zu entgehen, sondern auch noch aus zweckmäßigeren Erwägungen. Die einen hoffen, die Pleite, die sie schon in Herz und Nieren fühlen, noch verdecken, noch eine Weile hinausschieben zu können, wenn sie mit viertel- oder halbseitigen Zeitungsinseraten großtun, die obendrein die Möglichkeit in Aussicht stellen, daß sich vielleicht doch noch Gimpel finden, die auf die Leimrute, das Inserat, fliegen und sich rupfen lassen, so daß man sich wieder eine Weile fortfretten kann. Die anderen gedenken die unangenehmen Folgen ihrer Schiebereien, die sich jetzt erst auszuwirken beginnen, geheim zu beseitigen, wenn sie verhindern können, daß darüber etwas in die Oeffentlichkeit kommt. Und noch andere, die Frechsten und Schlauesten, erkaufen sich von den Erpressern Schutz gegen Zufälle aller Art, indem sie nun ihrerseits Gläubiger und Konkurrenten bedrohen und gegen Behörden, die ihnen ihr Augenmerk zuzuwenden beginnen, aufbegehren lassen. Man muß sich nur alle diese Blätter, ob sie nun täglich oder stündlich, montäglich, an einem andern Wochentag oder unregelmäßig erscheinen, anschauen, um zu wissen, woran man ist: Da findet man die Inserate der kleinen und großen Winkelbanken, von denen man totsicher das baldige Zusammenkrachen oder mindestens einen saftigen Skandal erwarten kann, Anpreisung von Aktien, deren Kurs rasch in die Höhe getrieben werden soll, weil irgendein geldbedürftiges Finanzinstitut ein Paket davon dringend verkaufen muß, und Notizen über Börsenaktionen, die dazu dienen, notleidenden Unternehmungen schwindelhafte „Arrangements" zu erleichtern, und schließlich honnungslose Angriffe gegen alle Behörden, die kraft ihrer Bestimmung dem schwindelhaften Treiben des untergehenden Schiebertums im Weg sind. Die Anzeigenseiten und der sogenannte volkswirtschaftliche Teil dieser Blätter stellen zusammen geradezu ein Jahrbuch der Schieber und ihrer Unternehmungen dar, gleichzeitig ein fast untrügliches Kalendarium kommender Zusammenbrüche und einen Wegweiser für die Sicherheits- und Finanzbehörden auf der Suche nach Schmugglern und Betrügern, Kridataren und Steuerdefraudanten.

Das Böseste an diesem Spuk aber scheint, daß alle diese Erpresserorgane sich gebärden, als wären sie einzig um Wohl und Ansehen des Staates und seiner Regierung besorgt, hätten weitreichenden Einfluß auf deren Entschließungen und maßgebende Persönlichkeiten, ja, oftmals geradezu als amtliche Sprachrohre auftreten oder sich an große Parteien, die im Staatsleben Geltung haben, anzubiedern versuchen. Natürlich haben weder die Regierung als solche noch einzelne Behörden mit dieser Verbrecherbande Zusammenhang; immerhin mag der Lärm, den sie schlägt, nicht in allen Fällen ohne Wirkung bleiben, wie denn überhaupt unter unsern unsichern politischen Kräfteverhältnissen der Terror fast immer auf irgendeinen Erfolg rechnen kann. Manches exponierte Regierungsmitglied mag sich Unterstellungen von dieser Seite nicht erwehren, um nicht Anschein zu erwecken, als entziehe er sich aus persönlichen Rücksichten Anregungen, von wem sie auch kommen, und manche Partei oder Gruppe mag sich stillschweigend die anrüchige Bundesgenossenschaft gefallen lassen, weil sie möglicherweise Wahlstimmen zubringt. Aber es ist bezeichnend, daß die heutigen Erpresser ihre Stellung zu verbessern meinen, wenn sie sich als Ratgeber, als Sachwalter, als catonische Beurteiler der Regierung aufspielen oder Beziehungen zu einer der großen Staatsparteien vorgaukeln. Freilich leitet sie dabei die geheime Hoffnung, im Fall des Gepacktwerdens von irgendeinem Mächtigen geschützt zu werden. Aber es wirft doch ein eigentümliches Licht auf die Stellung unserer Regierung und einzelner Personen in ihr, daß sie zu Erpressungsaktionen ausgenützt werden kann, auf unsere Parteien und einzelne Politiker, denen auch Erpresser als Wahlhelfer recht sind, auf unsere ganzen Verhältnisse, die es ermöglichen, daß ein paar alte und neue, in- und ausländische Preßstrolche die öffentliche Meinung zu Erpressungszwecken vergewaltigen.

Es sind immer dieselben Publizisten, welche in den verschiedensten Blättern dieser Art die Losungsworte für den Raubzug gegen unsere Volkswirtschaft im allgemeinen und gegen die Taschen einzelner Personen ausgeben, so daß man mit Recht von einer Organisation der Erpressung sprechen kann. Eines dieser Blätter beruft sich immer auf das andere und führt seine Veröffentlichungen an, der Chefredakteur des täglichen Erpresserorgans zeichnet im montäglichen Aufsätze und die erpresserischen Unternehmungen werden wechselseitig angekündigt und gelobt. Wir kennen die Herren, von denen die Rede. Wir kennen sie, die dieses Handwerk erst jetzt, die Konjunktur witternd, ergriffen haben, und wir kennen die Veteranen unter ihnen, die mit der großen Vergangenheit. Sie scheinen Morgenluft zu wittern. Doch ihre Zeit ist noch nicht gekommen und ihr Unternehmen verfrüht. Man erinnert sich der heftigen Gegnerschaft, welche in früheren Jahren die Geschäftsmethoden der großen liberalen Tagespresse gefunden haben. Aber angesichts des jetzigen Treibens sehnt man sich geradezu nach der guten alten publizistischen „Unanständigkeit" der Vorkriegszeit und nach dem erfrischenden Blödsinn der veralteten „Bildelzeitungen", selbst der Austerlitzsche Kreuzelfeldzug „auf Grund § 26" des neuen Preßgesetzes verblaßt und die „Neue Freie Presse" mutet geradezu wie ein solides altes Patrizierhandelsgeschäft an. Diesem Empfinden gibt auch der zeitunglesende Wiener Ausdruck, indem in der Tat die „Neue Freie Presse" und die anderen alten Zeitungen wieder mehr gelesen werden, während die armen Ausrufer mit oder ohne Kappel trotz ansehnlichem Aufwand an Stimme die Arme mit den modern aufkaschierten Erzeugnissen der Erpresserpublizistik voll behalten. Das sollte ein Fingerzeig sein, daß Wien nicht mit Budapest und nicht mit Berlin zu verwechseln, kein Boden für eine journalistische Taktik ist, die jeden Erfolg von Drohung und Erpressung erwartet. Es kann ruhig der Entwicklung überlassen werden, die mit dem Schiebertum auch diese seine letzten abscheulichen Folgen beseitigen wird, in welchen Taschen schließlich die Milliarden verschwinden, die da zur Finanzierung der Erpressungsaktionen und als ihr Ertrag ins Rollen kommen. Deshalb können wir es auch mit der Gepflogenheit der Erpresserblätter halten, die sonst nicht die unsere ist: die Betrachtung über korrupte Zustände und Personen in allgemeinen Sätzen zu halten. Wir wollen sie jedoch stilvoll mit einer Erpressung schließen, indem wir erklären, daß wir uns gegebenenfalls auch nicht scheuen werden, gewisse Umtriebe und Beziehungen bloßzustellen dadurch, daß wir

Namen nennen!

Der Zeitungsschieber.

Der Aufwand einer in Wien noch unerhört gewesenen Reklame für ein neues Schieberblatt „Die Stunde" läßt Rückschluß auf die hiefür zur Verfügung stehenden Geldmittel und die dahinter steckenden Geldmächte zu. Der ahnungslose Zeitungsleser könnte meinen, der Herausgeber eines solchen Blattes, dessen Zwecken Milliardensummen verfügbar gemacht wurden, müsse eine nach ihrer ganzen Vergangenheit durchaus vertrauenswerte Persönlichkeit sein. Ist aber schon der Umstand bedenklich, daß selbst in den eingeweihten Fachkreisen keine Gewißheit über Person und Art des rasch emporgekommenen Zeitungs-Großunternehmers Imre Bekessy herrscht, so bestärkt, was allmählich darüber bekannt wird, die Annahme, daß hier unlautere Einflüsse durch unlautere Mittel zu verwerflichen Zwecken sich eines Charakters bedienen, der durch seine Antezedenzien die Gewähr bietet, gegen Geld jedem dunklen Plan williger Helfer zu sein.

Imre Bekessy trat zuerst als Mitarbeiter des Budapester „Esti Ujsag" vor eine größere Oeffentlichkeit und gründete eine Wochenschrift „Tözsdet Kurir", deren Titel (= Börsenkurier) schon die Aehnlichkeit mit dem von ihm hier begründeten Blatt „Die Börse" verrät; es war ein von Banken zu deren Spekulationszwecken ausgehaltenes Organ. Da kam der bolschewikische Umsturz und sofort ward Bekessy über Nacht Kommunist. Als intimer Vertrauter des kommunistischen Volkskommissärs Josef Pogany gehörte er dem Kreis der Getreuen um Bela Kun an. Er gründete eine Zeitung „Munk" („Die Arbeit") und nahm an Ausplünderung und allen Schrecken des roten Terrors tätigen Anteil. Es heißt, weil er es schon zu arg getrieben hatte, wurde er schließlich außer Landes geschickt. Die ungarische Sowjetregierung sandte ihn mit den Beständen wertvoller Marken, welche sie bei den Budapester Philatelisten beschlagnahmt hatte, in die Schweiz, wo sie verwertet werden sollten.

Bekessy scheint aber diese Aufgabe nur sehr unvollkommen zur Zufriedenheit seiner Auftraggeber erfüllt, vielmehr ihr Vertrauen schwer getäuscht zu haben. Wenigstens ließ er, als nach dem Zusammenbruch des Kun-Regimes von Seite des weißen Terrors auch auf seine Person gefahndet und über Verlangen der Zeitung „Feher Ujsag" („Weiße Zeitung") ein Steckbrief hinter ihm erlassen wurde, bei den neuen Machthabern zu seiner Entschuldigung anführen, er habe nicht eine einzige der ihm anvertrauten Marken zugunsten der Kun-Regierung verwertet. Wieso trotzdem der Steckbrief aufrecht blieb und noch heute besteht, wäre sonach unerklärlich, da ja Bekessy mit seinem Vertrauensbruch gegenüber Bela Kun eine der nachfolgenden weißen Regierung günstige Handlung gesetzt hätte; es sei denn, man nähme an, er habe diese wie jene hintergangen, die anvertrauten Marken zwar nicht für Kun verwertet, aber auch nicht den Erlös für sie Kuns Nachfolgern in der Regierung Ungarns abgeführt oder den ursprünglichen Besitzern der Bestände rückerstattet.

Nach Wien geflohen, gründete er hier „Die Börse", ein Animierblatt für das Börsenspiel anrüchigster Art. Wenn man aber nun mutmaßen wollte, daß er aus dem auf Bestechung und Erpressung jeder Art eingestellten Betrieb dieses Blattes die Mittel geschöpft hätte, um an die Gründung eines weiteren Unternehmens schreiten zu können, würde man irren. Noch im November 1922, also zu einer Zeit, zu der „Die Stunde" sicherlich schon geplant war, befand sich Emmerich (= Imre) Bekessy noch in solchen Schwierigkeiten, daß er sich sogar wegen Forderungen, die anständige Menschen sonst unverzüglich zu berichtigen pflegen, nämlich wegen ärztlichen Honorars, wiederholt mahnen lassen mußte. Dies beweist beispielsweise folgende

Karte des Badener Arztes Dr. Wilhelm Neutra vom 21. November 1922 „an Emmerich Bekessy, Chefredakteur der „Börse", Wien, 1. Bez., Wipplingerstraße 32":

„Ich erlaube mir, nochmals in Erinnerung zu bringen, daß ein Rest von 25 Friedenskronen für Ihre Behandlung im April l. J. offen steht, und bitte dringend um die sofortige Begleichung, andernfalls ich gezwungen wäre, gerichtliche Schritte einzuleiten. — Hochachtungsvoll Dr. Neutra."

„Die Börse" ging schlecht und ihre eigentümlichen Geschäftsmethoden entfremdeten ihr sogar alte Bezieher, statt neue zu gewinnen. Bezeichnend hiefür ist ein uns vorliegendes Schreiben des Herrn Adolf Kolbert, Wien, 1. Bez., Eßlinggasse 18, vom 28. Dezember 1922, an „Die Börse":

„Ich erhielt Ihre Zuschrift, worin Sie von mir als Abonnementgebühr für 1922 K. 168.000 verlangen. Abgesehn davon, daß ich Ihre Zeitung schon jetzt nur sehr unregelmäßig erhalte — beispielsweise ist mir weder Ihre vor- noch ihre dieswöchige Nummer zugegangen — wundert es mich, daß Sie für das ganze Jahr Vorauszahlung verlangen, wo doch anzunehmen ist, daß Sie im Lauf des Jahres billiger werden. Sie ließen sich im Vorjahre auch die Abonnementgebühr im voraus, also in besseren Kronen, bezahlen und haben dann bis ins vorvergangene Jahr, wie ich glaube, Nachzahlungen verlangt. — Aus diesem Grunde bin ich heuer nicht gewillt, für das ganze Jahr im voraus zu abonnieren, — wenn Sie wollen, sende ich Ihnen den Abonnementbetrag für zwei Monate jetzt ein, sind Sie aber damit nicht einverstanden, so soll es mir auch recht sein. Ihr Blatt, das ich während der ersten Zeit seines Erscheinens mit Interesse gelesen habe, ist schon seit Monaten furchtbar schal und dürftig geworden. Es enthält zur Hauptsache nichts als öde „Gespräche" mit irgendwelchen offiziellen Persönlichkeiten, die ich ebensogut im „Extrablatt" oder anderen von der Regierung beeinflußten Blättern lesen könnte. — Ich glaube aber im Namen der meisten denkungsfähigen Abonnenten zu sprechen, wenn ich behaupte, daß derartiges rosenrot gefärbtes Gefasel ernste Leser wirklich nicht interessiert und keineswegs einen so hohen Abonnementpreis rechtfertigt. — Hochachtungsvoll..."

Sonach ist wohl klar, daß Bekessy nicht auf den gewöhnlichen geraden Wegen journalistischer Arbeit zu den ihm jetzt für die nervenreißerische Einführung seines neuen Blattes „Die Stunde" zur Verfügung stehenden Mitteln gelangt sein kann. Was wir darüber in Nummer 40 des „Neuen Wiener Kuriers" mitteilen konnten und was die Gerüchte über die Bekessy zugeflossenen Millionen der tschechoslowakischen Regierung dazu ergänzen, erhält erst seine richtige Unterlage durch die vorstehende Charakterzeichnung des neuesten Wiener Zeitungs-Großunternehmers.

Sie entspricht völlig der Welt, der er dient. Es ist das Schiebertum in Reinkultur. Wie dieses jeder Konjunktur sich geschmeidig anpassend, bedenkenlos jedes, auch das kleinlichste und schmutzigste Mittel zur Verfolgung seines Vorteils benützend, hemmungslos nur dem persönlichen Erfolg ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit hingegeben, ist der Zeitungsschieber Ausdruck dieser verkommenen Zeit in der öffentlichen Meinung. Der hervorstechendste Vertreter dieses Typus ist Emmerich Bekessy.

Signale.

Der Kurier, der über Land Nachricht zu bringen hat, gibt gelegentlich auch Signale, macht sich zum Träger von Warnungszeichen, kündet nahende Gefahren. So wird auch der „Neue Wiener Kurier" in dieser so bezeichneten Spalte Warnungszeichen errichten. Durch sie soll auf Vorgänge aufmerksam gemacht werden, welche für materielle, soziale oder moralische Interessen schädigend scheinen; in kurzen Bemerkungen werden Ereignisse Kennzeichnung finden, die verdienen, ins richtige Licht der öffentlichen Beachtung zu kommen, es sind gewöhnlich solche Vorfälle, die Licht überhaupt schlecht vertragen.

Ihr wahres Gesicht.

Am 7. März hielt die „Deutschösterreichische Gesellschaft für Bevölkerungspolitik" eine Sitzung ab, in der Ministerialrat Dr. K. Mumelter über „Die sogenannte Kinderversicherung in Oesterreich" sprach, die Frage nämlich, wie die gegenwärtig lebenden Kinder vor dem Verhungern geschützt werden könnten.

Alle irgendwie in Betracht kommenden Nationalräte und -rätinnen waren zu dieser Sitzung eingeladen worden, um in dieser so wichtigen Sache Anregungen für ihre gesetzgeberische Tätigkeit zu erhalten, aber erschienen ist niemand. Nur das Staatsoberhaupt, Bundespräsident Dr. Hainisch, bezeugte, durch Unwohlsein verhindert, sein Interesse an den Beratungen dadurch, daß er einen Vertreter, Sektionschef Dr. Löwenthal, entsandte, um durch ihn ausführlichen Bericht zu erhalten. Auch die großen Organisationen waren eingeladen worden, doch auch sie glänzten durch Abwesenheit.

Die Rettung und ordentliche Aufzucht unserer Nachkommenschaft, Bevölkerungspolitik — das kann doch auch kein Gegenstand des Interesses von Abgeordneten und politischen Parteien sein! Säuglinge gehen ja noch nicht wählen und an der Frage der Kinderversicherung, einem sehr trockenen Gegenstand, kann man sich ruhig vorbeidrücken, ohne befürchten zu müssen, daß Mitgliederzahl oder gar Einfluß der Partei Minderung erfahre!

„Raderer" erwünscht? Aus Anlaß der Osterfeiertage wird befürchtet, daß Nahrungsmittel wieder durch die bewährten Wucherer im Preis in die Höhe getrieben werden. Die Polizei fordert daher das Publikum auf, sofort und ausgiebig mit Anzeigen vorzugehen, wenn irgendwo ein Geschäftsmann sich wegen Preiserhöhungen verdächtig macht. Freilich was denn! Damit die Schieberblätter wieder Gelegenheit haben, ihren Feldzug gegen alles, was Ueberwachung und Bezähmung der Wucherer aller Art bedeutet, fortzusetzen und neuerdings über „Spitzelwesen" zu zetern! Soviel uns bekannt ist, stehen gewisse Polizeikreise der Hetze der „Stunde" gegen den angeblichen „Unfug des Konfidentenwesens bei den Finanzbehörden" nicht ganz fern „Raderer" sind also nur dort erwünscht, wo es gilt, die eigene Aufgabe zu erleichtern, ohne daß es was kostet oder schadet; wo aber Prämien winken, will man sie lieber selber einstecken, und wenn das nicht geht, auch „Spitzel-Umtriebe" nicht dulden. — Im übrigen scheint die Polizeidirektion, die solche Aufforderungen zu erhöhter „Raderer"-Tätigkeit hinausgehen läßt, nicht zu wissen, wie sehr sie damit den Bezirkskommissariaten in die Quere kommt, bei denen es gemeinhin noch nicht erlebt worden ist, daß eine Anzeige gegen einen Bezirksgreisler über den — Kommissariatspapierkorb hinausgelangt wäre. Welcher „Raderer" wird denn also zwecklos die Idylle stören wollen!

Briefkasten.

Leop. Schm., Zeinlhoferg.: Da nur Wiederholung von bereits Gesagtem, für uns nicht geeignet. Wenn zurückgewünscht, Rückporto einsenden! — **H. Walther:** Mit den „fixen Filmstückerzeugern" haben Sie leider nur zu recht. Wir werden es gelegentlich mit Ihrem Hinweis auch bei einer Berliner Firma versuchen und Sie vom Ergebnis verständigen. Seltsame Ansichten scheinen Sie über Pflichten und Aufgaben einer Schriftleitung zu haben; zum „Vergnügen" wird sie nicht geführt, am wenigsten zu unserem, sondern als soziale Hilfstätigkeit ohne Ansehen der Person. Als Mithelfer dazu sind gerade gereifte Leute berufen und erwünscht. — **Geist, O.-St. Veit:** Unseres sehr beschränkten Raumes wegen können wir in absehbarer Zeit nicht an Romanveröffentlichung denken. Mitteilung von Tatsächlichem und die allernotwendigste Polemik wird unsere selteneren Nummern künftig allein völlig füllen. Es sei denn, daß die im Zuge befindliche Umwandlung des Blattes ihm andere Gestaltung, mehr feuilletonistische Richtung gibt. Da auch Sie Anteilzeichner, liegt dies auch an Ihnen. Vorläufig muß daher auch Ihre letzte Einsendung zurückgestellt bleiben.

Wir kaufen Altpapier

zu höchsten Tagespreisen und liefern eventuell dagegen Packpapiere zu kulantesten Bedingungen. Schlesinger & Mausner, Wien, II., Große Mohrengasse 33.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Rudolf Horak und Gustav Leitner; verantwortl. Schriftleiter: Gustav Leitner; Druck: Erste Wiener Vereins-Buchdruckerei. Alle in Wien

V. b. b.

Neuer Wiener Kurier

10·00 österr. Kronen für Wien u. Provinz

Unabhängige und unparteiische Zeitung.

Schriftleitung u. Verwaltung: Wien, II., Praterstr. 50 - Tel. 48294 - Tel.-Adr.: Newikur Wien Praterstr. 50 - Postsparkassenkonto 75191

Bezugspreise: Für Oesterreich: ganzjährig 50.000 K., vierteljährig 12.000 K., Einzelexemplar 1000 K.; für Ungarn: ganzjährig 1560 ung. K., vierteljährig 390 ung. K., Einzelexemplar 30 ung. K. für Deutschland: ganzjährig 20.000 Mark, vierteljährig 5000 Mark, Einzelexemplar 400 Mark: für die Tschechoslovakische Republik: ganzjährig 40 tschech. K., vierteljährig 10.40 tschech. K. Einzelexemplar 80 tschech. Heller; für Polen: ganzjährig 40.000 poln. Mark, vierteljährig 10.000 poln. Mark, Einzelexemplar 800 poln. Mark; für Rumänien: ganzjährig 150 Lei, vierteljährig 38 Lei, Einzelexemplar 3 Lei; für Italien: ganzjährig 50 Lire, vierteljährig 13 Lire, Einzelexemplar 1 Lire; für alle anderen Staaten: Einzelexemplar 1 Schweizer Franc. — Anzeigen nehmen die Verwaltung und alle größeren Anzeigebüros des In- u. Auslandes an. — Unfrankierte Zusendungen werden nicht angenommen. — Unverlangt ohne Rückporto einlangende Beiträge werden nicht bewahrt.

Sprechstunden der Schriftleitung an Wochentagen von 18 bis 19 Uhr.

II. Jahrgang. Wien, April 1923. Nr. 43.

☛ Jeder Abonnent kann umsonst inserieren! ☚

Qual des Arbeitslosen.

Ziemlich unerwartet und umso unerwünschter sind die letzten „wilden" Demonstrationen der Arbeitslosen gekommen, die nicht von Sendlingen der gewerkschaftlichen und politischen Organisationen sorgfältig vorbereitet und von Parteiführern der Regierung angekündigt wurden, nicht ohne Gewährleistung für ihre Ungefährlichkeit, sondern welche wahrhafte Verzweiflung spontan veranlaßte. Not schürt Haß und Verzweiflung, die sich nicht mehr in ruhige Bahnen befehlen lassen, die zu ungeregelten Ausbrüchen hinreißen.

Die Regierung meint, ein bewährtes Mittel dagegen zu haben, wie Vorfälle, die noch in aller Erinnerung, beweisen: den

Polizeisäbel.

Für eine Regierung, an deren Spitze ein Diener der angeblichen Religion der Nächstenliebe, eine recht befremdliche Auffassung, allerdings bequemer, als den Ursachen der von Zeit zu Zeit immer wieder mit wilder Entschlossenheit sich Luft schaffenden Unzufriedenheit nachzuforschen. Es ist nicht die Erbitterung über das lang währende, schwere Los der Arbeitslosigkeit allein. Mit der Sachlage im allgemeinen haben sich die Arbeitslosen abgefunden, das beweisen Haltnng und Rede, wenn sie bei den Auszahlungen, und selbst, wenn sie in ihren Versammlungen zusammentommen. Viele erkennen Ursachen und Zusammenhänge ihrer Tage und sind deswegen imstande, hemmungslosen Ausbrüchen der Erbitteruug durch vernünftige Erwägung entgegenzuwirken. Und von der großen arbeitslosen Masse scheint bereits jene dumpfe Ergebung Besitz ergriffen zu haben, in welcher jedes Verlangen nach Veränderung selbst qualvoller Umstände, das Gefühl, daß, sich gegen das Schicksal irgendwie zu wehren notwendig und möglich sei, ja, fast der Selbsterhaltungstrieb unterzugehen drohen. Wie im Leben überhaupt die kleinen Nadelstiche des Schicksals mehr schmerzen als die großen Wunden, die, bewußtseinstrübend und daher weniger empfunden, es schlägt, so sind es auch viel mehr

die alltäglichen Quälereien,

denen der Arbeitslose bei seinem sich immer wieder erneuernden Kampf um ein Stückchen Brot ausgesetzt ist, welche ihn erbittern und zu Wutausbrüchen reizen. Man macht sich gewöhnlich keine Vorstellung, wie qualvoll der Weg, der dem Arbeitslosen vorgezeichnet, selbst dem abgestumpftesten Empfinden erscheinen muß, und er ist auch unseres Wissens noch gar nicht eingehend beschrieben worden, einfach deswegen, weil er sich nur erleben, aber schwer beschreiben läßt, die Eindrücke und Stimmungen, die er erzeugt, in der Nacherzählung an Unmittelbarkeit verlieren.

Der Arbeitslose hat eigentlich keine Presse. Besten Falls geben an seinem Schicksal interessierte Zeitungen dessen Aeußerlichkeiten ungeschminkt wieder. Seinem innersten Denken Ausdruck zu verleihen, wäre nur ihm selber voll gegeben; Gelegenheit dazu, die also Arbeit bedeutet, beraubt ihn aber sofort der Fähigkeit, das unmittelbare, nicht nachschaffende Empfinden eben als Arbeitsloser treu wiederzugeben.

Schon was zur Erlangung der kargen Unterstützung vorzukehren ist, muß dem Erwerbslosen vielfach als unnütze Quälerei erscheinen, vermutlich nur bestimmt, vielleicht doch einige durch die unüberwindlich scheinendeu und sich immer wieder erneuernden Schwierigkeiten abzuschrecken und dadurch das Anwachsen der die Unterstützurg in Anspruch nehmenden Arbeitslosen ein wenig zu beschränken.

Der Apparat der staatlichen Arbeitslosenfürsorge ist ein solch komplizierter und in den Vermittlungsstellen sind soviel Verordnungen und Weisungen angebracht, daß es dem Unterstützungsansucher nur nach zeitraubendem Umherlaufen und endloser Fragerei gelingt, sich zurecht zu finden. Nicht genug daran, wird durch ein kaum unmöglich zu umgehendes und daher wahrscheinlich absichtiches Schimmeltempo der Amtsführung und

Beamtentüftelei

der Ansucher um Arbeitslosenunterstützung, so lang es nur geht, hingehalten. Alle dazu notwendigen Vorbereitungen und Schritte erschöpfend anzugeben, bedürfte es eines förmlichen Wegweisers, der als solcher nicht existiert, den zu geben es einer Zeitung tatsächlich an Raum gebricht. Wir wollen nur auf eines hinweisen, um die Schwierigkeiten, denen sich der an Erlangung der Abeitslosenunterstützung Angewiesene sofort beim ersten Schritt hiezu gegenüber findet, zu kennzeichnen, Es sind dazu außer dem Nachweis, daß der Unterstützungsbewerber 144 Tage, wie es das Gesetz vorschreibt, innerhalb des letzen Jahres in Arbeit gestanden hat, der durch Bestätigung der letzen Arbeitgeber zu erbringen ist, und dem Vormerkschein einer Arbeitsvermittlung, in welcher der Ansuchende eingetragen sein muß, Personaldokumente erforderlich. Geburts- oder Taufzeugnis wird aber nicht als genügend anerkannt, sondern auf Beibringung des Heimatscheines bestanden, der seltener zu finden ist als jene und ähnliche Zeugnisse, die gewöhnlich aber nicht weniger zutreffend alle für die Beurteilung der Berechtigung eines Arbeitslosenunterstützungswerbers in Betracht kommenden Aufschlüsse geben wie der Heimatschein, soweit er dazu herangezogen werden kann. Der Arbeitslose, der keinen Heimatschein besitzt, was gewiß kein Ausnahmsfall, sondern fast Regel, ist also in allen Fällen gezwungen, sich ihn vorerst zu besorgen, ehe er sein Ansuchen um Unterstützung anbringen kann, was Zeit und Geld beansprucht. Man sage nicht, letzteres sei nicht der Fall, denn der Arbeitslose könne ein solches Dokument auch im Armenrechtsweg ohne Auslagen erhalten! Dieser Weg setzt Nachweis der Mittellosigkeit voraus; er geschieht außer durch langwierige Erhebungen durch Mittellosigkeitszeugnis; solches zu erlangen, braucht es und zwar nicht gerade geringe Zeit. Gerade die hat aber ein Arbeitsloser, der auf die Unterstützung angewiesen ist, am allerwenigsten zu verlieren. Mit jedem unterstützungslosen Tag schwindet der geringe Rückhalt durch Mittel, die dem erwerbslos gewordenen Arbeiter oder Angestellten aus letzter Löhnung und gegebenenfalls Abfertigung zustehen und die das Gesetz in ausschweifendem Maß annimmt, indem es ohnedies vor den Beginn der Unterstützung eine viel zu lange, sogenannte Karenzzeit setzt. An dem einen Beispiel mit dem Heimatschein ist schon zu ersehen, welchen Vexationen der Erwerbslose ausgesetzt werden kann, der zum Kampf um die Arbeitslosenunterstützung gezwungen. Alle können gar nicht aufgeführt werden, die in den verschiedenen Abschnitten dieses Kampfes möglich sind und von der Beamtenschaft auch reichlich zur Anwendung gebracht werden, wobei wirklich zu deren besserem Ruf anzunehmen ist, daß sie

nach Weisungen von oben,

wiederum mit dem Ziel der Einschränkung der Zahl der Unterstützungsbezieher, handelt.

Darauf ist offenbar die Erschwerung zurückzuführen, der die Wiedererlangung einmal verlorenen Unterstützungsanspruchs begegnet. Schon der Ablauf eines Unterstützungszeitraumes überzieht den Arbeitslosen, wenn er auf seine Verlängerung wegen Fortdauer seiner Lage angewiesen ist, mit einer Flut von Plackereien und der Gefahr, durch Wochen selbst des geringen Rückhalts der Lebensfristung beraubt zu sein, den die Unterstützung bietet. Es ist wahr, die Unterstützung stellt, nach einem edlen Ausspruch des Ministers Schmitz,

„nur ein Taschengeld"

dar, von dem offenbar, von den ganz jungen Burschen, die sie beziehen und dabei vielleicht in Verpflegung ihrer Angehörigen stehen, abgesehen, kein Alleinstehender, schon gar nicht ein Familienerhalter leben kann. Daraus abzuleiten, daß Arbeitslosenunterstützung für viele — und so folgert Schmitzischer Geist, von dem auch ein Teil der mit der Erwerbslosenfürsorge befaßten Beamtenschaft nicht frei ist — überhaupt überflüssig und jedenfalls nicht zu erhöhen sei, ist eine Verkennung des Zwecks, den sie nach Lage der Verhältnisse nur haben kann; nur absichtliches, böswilliges Uebelwollen verfällt auf derartige entstellende Schlüsse.

Die Unterstützung vermag den Arbeitslosen höchstens in die Lage zu versetzen, unbehindert von Sorge um den allernötigsten Lebensunterhalt seine ganze Entschlußfähigkeit auf Wiedererlangung von Beschäftigung zu richten. Suche nach solcher erfordert besonders unter den jetzigen Verhältnissen vor allem Zeit — neben sorgenfreiem Sinnen.

Zeit dem Arbeitslosen zu stehlen,

ist sonach das schwerste Uebel und Unrecht, das ihm widerfahren kann. Soll der Gedanke der Arbeitslosenunterstützung, wie er unter der jetzigen Wirtschaftsordnung wirksam ist, überhaupt einen Sinn haben, so kann es nur der sein, dem auf sie Angewiesenen die Möglichkeit zu geben, ehest wieder ins Erwerbsleben zurückzutreten. Wenn sich dies aus der wirtschaftlichen Lage heraus als unmöglich erweist und der Erwerbslose daher, die Zwecklosigkeit seines von vornherein gewiß bei jedem einzelnen aufrechten Bestrebens nach Wiedereintritt in feste Beschäftigung bald erkennend, lieber auf Mehrung seines unzureichenden Einkommens durch irgendeinen Gelegenheitserwerb neben der Arbeitslosenunterstützung aus ist, so beweist dies nicht seine Arbeitsunlust, die sich mit dem „arbeitslosen Einkommen" der Unterstützung genügt, sondern die Ungunst der Verhältnisse.

Das ganze System der Verteilung der Unterstützung ist, von diesem — sinngemäßen — Gesichtspunkt aus betrachtet, falsch. Denn es ist geradezu darauf angelegt, dem Arbeitslosen möglichst viel Zeit zu stehlen. Schon

die unaufhörlichen Kontrollen,

an sich gewiß nicht überflüssig, aber lächerlich unzweckmäßig eingerichtet, laufen letztlich nur auf ein Mittel schikanöser Polizeiüberwachung, übrig aus militärischen Kriegsvorstellungen, hinaus. Der Arbeitslose hat sich zweimal wöchentlich zur Kontrolle einzufinden, was ihm auf der Arbeitslosenkarte bescheinigt wird. Eine dieser wöchentlichen Kontrollen findet am gleichen Tage statt, an dem der Arbeitslose die Unterstützung ausbezahlt erhält — offenbar zweckloser Unsinn, da sich der Umstand, daß der Unterstützungsbezieher nicht etwa schon in Beschäftigung, was Zweck der Kontrolle, genügend durch sein Erscheinen bei der Auszahlung, das reichlich Zeit beansprucht, erhärtet.

Aus dem Inhalte:

Aus den Geschäftsgeheimnissen des Schiebers Brück.

Der Prinz von Wales — Gesetzesübertreter.

Meine Kriegsgeschäfte.

Die letzte Stunde der „Stunde".

In dieser Nummer beginnen die Erinnerungen der unehelichen Tochter des Kaisers Franz Josef und einer Sennerin.

Die unsinnige Kontrolle am Auszahlungstag

wirkt so ausschließlich als Quälerei der Arbeitslosen, was besonders dort in Erscheinung, wo sich Kontroll- und Auszahlungsstelle weit von einander befinden. So ist die Kontrolle der Angestellten in Wien im Konzerthaus, Lothringerstraße, die Auszahlung in der Stumpergasse. Die Arbeitslosen können bei ihrem Einkommen natürlich nicht stets die Straßenbahn benützen. Was es nun für Zeit, Körperkraft und Schuhwerk bedeutet, wenn beispielsweise ein Angestellter noch dazu in einem weit entfernten Stadtteil wohnt, in die Lothringerstraße zu wandern hat und von dort in die Stumpergasse und das in verhältnismäßig knapp zusammengedrängter Zeit, auf welche Kontrolle und Auszahlung beschränkt sind, läßt sich leicht denken.

Wir sind indes überzeugt, daß, sollte man an den maßgebenden Stellen schon gemäß unserer Darlegung die Sinnlosigkeit dieser zweiten Wochenkontrolle einsehen, sie nicht einfach aufgelassen, sondern auf noch einen anderen Tag verlegt werden dürfte, damit der Zeitverlust des Arbeitslosen noch wächst.

Der steigert sich nun und mit ihm die Quälerei ins Unerträgliche, wenn

Verlust der Unterstützung

eintritt, sei es durch natürlichen Ablauf der Unterstützungsdauer oder durch besondere Zufälle.

Ist es Verlust der Arbeitslosenkarte so wird die Sache geradezu grotesk. Obwohl im Gesetz und den bezüglichen Verordnungen dafür nirgends eine Grundlage, besteht die Gepflogenheit, dem Verlustträger

„strafweise" Abzüge

bis zum Ausmaß der auf zwei Wochen entfallenden Unterstützung aufzulegen, als ob man nicht arme Arbeitsmenschen, sondern übermütige Schulbuben in Behandlung hätte. Der Vorwand für diese kindische, die Betroffenen aber meist schwer bedrückende Maßregel ist, daß, während der Arbeitslose eine Kontrollkarte nicht hat — sie neu zu besorgen, bedarf es mannigfacher Vorkehrungen und etlicher Zeit — er auch keinen Nachweis über erfolgte Kontrollmeldungen erbringen kann, diese als nicht geschehen gelten müssen; auf unentschuldigtes Unterlassen der Meldung aber steht Entzug der Unterstützung auf 14 Tage. Wenn für dieses Vorgehen die bekannten Fälle als Begründung herangezogen werden, in welchen in Beschäftigungen bereits Eingetretene die Arbeitslosenunterstützung noch einige Zeit weiterbezogen und dies zu verdecken suchten, indem sie den Mangel des Nachweises von Kontrollmeldungen mit Verlust der Meldungskarte erklären wollten, so ist zu sagen, daß man sich damit nicht der Notwendigkeit der Erhebung jedes einzelnen Falles entschlagen darf, da für die Beurteilung verschieden in Betracht kommen wird, ob der Verlustträger etwa ein Hilfsarbeiter, der rasch in eine vorübergehende Beschäftigung treten kann, oder ein kaufmännischer Angestellter ist. Fußt diese unzukömmliche Gepflogenheit auf allgemein gültigen Weisungen, so müßte, da nicht gesetzlich zu begründen, ihre Ueberprüfung verlangt werden. Es scheint uns aber, daß nur

gedankenlose Bequemlichkeit untergeordneter Beamter

so leichtfertig oft tief in Menschenschicksale einschneidende Entscheidungen trifft. Denn im allgemeinen ist festzustellen, daß bei den höheren mit der Arbeitslosenfürsorge befaßten Stellen (in Wien die Industrielle Bezirkskommission) mehr Einsicht vorherrscht als bei den unmittelbar ausführenden, aber auch als bei den höchsten. Darüber wird noch mehr zu sagen sein.

(Ein weiterer Aufsatz über die Arbeitslosenfürsorge folgt.)

Die Zeitung, die den Lesern gehört.

Der Gedanke, der so freundliche Aufnahme bei unseren Lesern gefunden hat, ringt sich schwer, aber immer mehr durch und beginnt, festere Gestalt zu gewinnen. Wir wollen nur eine der vielen Zustimmungskundgebungen veröffentlichen, weil sie mit dankenswerter Offenheit die Verhältnisse in scharfen Umrissen zeichnet und ermutigende Anerkennung unserer Absichten gibt. Wir wollen weder den Pessimismus noch die Wünsche der Einsenderin, einer Dame von Welt und Geist, voll unterfertigen; denn wir haben die Sache des „Neuen Wiener Kuriers" nur auf seine Leser und Freunde gestellt und können nicht annehmen, daß das gleichbedeutend sei mit der Wendung des leichtsinnigen Liedes: „Auf nichts!" Das Schreiben lautet:

Werte Schriftleitung! Es würde uns schon sehr interessieren, was mit unserem lieben „Kurier" noch werden wird. Sollte sich heutzutage wirklich kein anständiges Blatt halten können, sondern nur lauter Bosel-Posel? Uebrigens, ich für meine Person glaube an einen Aufschwung des „Kurier", nur dürfte es ein heißer Kampf werden. Durch die schamlose Mache der Schieberblätter wird alles ungeheuer erschwert.

Was die Beteiligung der Leser betrifft, so erwarte ich mir geradezu — nichts davon. Die Oesterreicher sind schreckliche Leut'! Es ist kein Zusammenstehen der wenigen noch Anständigen! Das Schönste wäre, fände der „Kurier" ordentliche Geldgeber. Zugeständnisse würde das natürlich vielleicht fordern, aber diese müssen ja nicht bis zur Selbstverleugnung gehen. Wo aber sind solche Geldgeber, mit denen zu rechnen ist? Die Anständigen haben nichts, und die was haben, fordern Gaunerei dafür.

Wir sind sehr gespannt, ob Sie diesen, Ihren wahrhaft bewunderungswürdigen Kampf mit all den unlauteren Elementen mit Ihrem Sieg beenden werden. Zu schön wär' das!

Einen Schritt auf dem Weg der Ausgestaltung des „Neuen Wiener Kuriers" können wir bereits tun und den Lesern mitteilen. Wir sind in die Lage versetzt worden — die bereits zahlreich eingelaufenen Meldungen für Anteile des Blattes haben nicht wenig dazu beigetragen — den Bezugnehmern einen weiteren Vorteil zu sichern. Ab vorliegender Nummer erwirbt jeder Bezugnehmer mit der Einzahlung des (entsprechend dem neuen Einzelverschleißpreis mäßig erhöhten) Bezugspreises nicht allein den Anspruch auf Erhalt der bezahlten Anzahl Folgen, sondern auch auf freie Einschaltung beliebiger Anzeigen.

Jeder Abonnent kann umsonst inserieren.

Die Leser des „Neuen Wiener Kuriers" brauchen also nicht mehr Unsummen ausgeben, wenn sie eine Stelle suchen oder eine freie vergeben, wenn sie etwas kaufen und verkaufen, Bekanntschaften, Freundschaften anknüpfen, Heiratsanträge stellen, Sport- und Spielbetätigung finden wollen, wenn sie Verluste auszuschreiben, Geld zu verleihen oder aufzunehmen haben und was dergleichen tausenderlei Bedürfnisse des täglichen Lebens mehr sind, deren Befriedigung man oft so gern durch Ausschreibung in der Zeitung suchen möchte, wenn dies nicht so närrisch teuer käme. Die Leser brauchen nur den festen Bezug des „Neuen Wiener Kuriers" anmelden und haben sogleich nach Eingang des entsprechenden Abonnementbetrages das Recht auf völlig kostenlose Einschaltung im Blatt nach Art der auf letzter Seite dieser Nummer ersichtlichen Anzeigen. Wir betonen ausdrücklich, daß die Einschaltung selbst ohne jede weitere Auslage erfolgt und von nun an im Bezugspreis inbegriffen ist. Nur die der Verwaltung des Blattes etwa durch die Anzeige erstehenden Postauslagen hat der Aufgeber zu ersetzen; dafür sind jeder Uebersendung einer Anzeige, deren kostenlose Aufnahme auf Grund eines erworbenen Bezugsrechtes gewünscht wird, 1000 Kr. (auch in Postwertzeichen) beizulegen, wenn die Anzeige Erledigungen durch die Post erfordert. Gestaltung von Form und Größe der Gratis-Anzeigen behält sich die Verwaltung vor, ebenso das Recht, unpassende zurückzuweisen.

Durch diese Neueinrichtung, die den Bezug des „Neuen Wiener Kuriers" um soviel wertvoller macht, daß er im Hinblick auf die allgemein sonst geltenden Anzeigenpreise, die bloß für eine gleichartige Anzeige wie in unserem Blatt oftmals höher sind als unsere Bezugspreise, durch sie allein empfiehlt, haben wir eine neue, sehr fühlbare Belastung unserer Verwaltung an Auslagen und insbesondere — durch die umfangreichere Manipulation mit den Anzeigen — an Arbeit auf uns genommen. Sie kann nur durch Mithilfe unserer Freunde getragen werden. Jeder von ihnen suche für uns neue Abnehmer zu gewinnen, was durch den Hinweis auf die Möglichkeit,

gratis zu inserieren,

in vielen Fällen sehr leicht sein wird! Unsere neuen Bezugspreise sind für Wien und Oesterreich:

13 Nummern 12.000 Kr., 52 Nummen 50.000 Kr.

*

Die Anmelder von 50 000-Kr.-Anteilen erhalten binnen kurzem durch die Post Einladung zur ersten vorläufigen Beratung.

Aus der Werkstatt eines Schiebers.

Brück und Castiglioni. — Der geheimnisvolle Polizeiakt. — Die zimperlichen Behörden. — Nachrichtendienst und Kaviar. — Der geheimnisvolle Ecksalon. — „General Hallier." — Bestechliche Arbeiterräte. — „Genosse Bauer aus der Gärtnergasse."

Wir haben vor kurzem im Anschluß an eine ausführliche Darstellung über die Steuerhinterziehungsaffäre Brück an die maßgebenden Behörden die Anfrage gerichtet, welche Höhe nach den behördlichen Ermittlungen das Nachlaßvermögen Brücks eigentlich gehabt hat und welche Beträge hievon der Staatskasse zugeflossen sind.

Wie nicht anders zu erwarten, haben sich die behördlichen Stellen, die es angeht, nicht gerührt.

Auch über den Verbleib des (wie in Nummer 35 des „Neuen Wiener Kuriers" berichtet) verschwundenen Steuerakts Castiglionis hat man noch immer nichts gehört, was weniger verwundert, wenn man erfährt, daß Castiglioni pietätvoll die Sekretärin seines großen Vorgängers Brück für sein eigenes Sekretariat engagiert hat, kurze Zeit

Meine Kriegsgeschäfte.

Bei Ausbruch des Krieges 1914 kannte ich nur ordentliches kaufmännisches Geschäft nach den Grundsätzen von Recht und Anständigkeit. Ich hatte niemals nötig gehabt, mich mit anderen kaufmännischen Methoden zu befassen, weil mir die regelrechten genügendes Auskommen gewährleisteten. Infolgedessen dachte ich, als ich krank vom Militär und aus dem Krankenhaus kam, gar nicht daran, mich gegen Uebervorteilung durch die neu aufgekommenen Geschäftsgebräuche vorzusehen ...

Ich hatte zwei Zimmer meiner Wohnung an einen Bulgaren vermietet, der sich in Wien „Geschäfte halber", wie es hieß, aufhielt. Was das für Geschäfte waren, sollte ich bald erfahren, als er mir anbot, seine Vertretung zu übernehmen. Ich war dessen sehr froh, denn ich dachte mit allen Sinnen nur daran, wie ich mich möglichst bald von den gesundheitlichen und wirtschaftlichen Schäden, die mir der Krieg zugefügt, erholen und ordentlichen Erwerb finden konnte.

Er sagte mir, ich solle sehen, 10 Waggons Transitzucker, die er zu verkaufen habe, an Mann zu bringen. Die Aussicht auf so großen Verdienst, wie die zugesagte Provision versprach, freute mich in meiner Lage sehr und ich ging mit Feuereifer daran, Käufer zu suchen. Doch als ich am nächsten Tag dem Bulgaren Kaufabschluß über einen Waggon des Zuckers anzeigte, teilte er mit Bedauern mit, daß ich doch schon zu spät gekommen sei, der Zucker sei in der kurzen Zwischenzeit bereits anderwärts verkauft worden. Eine Woche später aber hatte er, wie er mir sagte, denselben Zucker wiederum zum Verkauf stehen, indem ihn jetzt der ausbot, der ihn eben gekauft hatte. Nur war er jetzt erheblich teurer geworden und zum neuen Preis nicht mehr anzubringen.

Bald hatte der Bulgare ein neues Geschäft für mich. Zwei Bahnwagen Fett und ein Bahnwagen Oel waren ab Hamburg zu verkaufen. Meinen Bemühungen gelang binnen wenigen Stunden der Absatz an die Lebensmittelversorgung der niederösterreichischen Landesbahnen. Die gelungene Vermittlung verhieß mir schönen Verdienst. Aus Freude darüber machte ich der Familie des bulgarischen Kaufmanns, dem ich mich verbunden fühlte, weil er mir in Bedrängnis Erwerbsmöglichkeit bot, reichliche Geschenke, die mir damals nicht leicht fielen. Kaum waren sie gegeben, kam die Nachricht oder vielmehr der Bulgare mit ihr, die Depesche mit der Mitteilung des Kaufabschlusses sei durch unglücklichen Zufall zu spät nach Hamburg gekommen, die Ware nicht mehr verfügbar gewesen. Hinterher erfuhr ich, daß Fett und Oel, inzwischen verteuert, erst später an anderen Abnehmer veräußert worden waren.

Glücklicherweise hatte mein braver Mieter Entschädigung für mich schon bereit: zwei Bahnwagen ausgezeichnete Schokolade. Im Handumdrehen hatte ich einen weg, gar nicht zu Gefallen des Bulgaren, der mir sagte: „Was tummeln Sie sich so? Schokolade wird steigen!" Ganz sicher muß er aber doch nicht gewesen sein, denn er zog diesmal eine andere Ausrede als die vom inzwischen erfolgten Verkauf oder Aehnlichem heran, um sich gegebenenfalls seiner Verkaufsverpflichtung entziehen zu können. Als ich den Verkaufsabschluß übermittelt hatte, stellte sich nämlich heraus, daß da noch eine Kleinigkeit zu regeln sei, um den Verkauf auch vollziehen zu können. Die Schokolade befand sich noch im Ausland und es mußte erst die Einfuhrerlaubnis für sie erwirkt werden; dazu sollte der Käufer — „für Schmiergeld", sagte der bulgarische Fuchs — noch 10.000 K., eine hohe Summe damals, im voraus hergeben. Damit war Spielraum für die Spekulation gewonnen: wären die Schokoladepreise gleichgeblieben oder gar gefallen, hätte mein Käufer übernehmen müssen, natürlich zum abgemachten Preis ohne Nachlaß; wären sie aber, wie der Bulgare erwartete, gestiegen, so wäre selbstverständlich die Einfuhrerlaubnis „nicht zu erhalten" gewesen und mein Käufer hätte bestenfalls seine 10.000 K. „Schmiergeld" zurückerhalten. An dieser Forderung scheiterte aber das ganze Geschäft.

Das nächste war Verkauf einer Zisterne Benzin. Alles ging wie am Schnürchen. Ich fand an der niederösterreichischen Statthalterei einen Interessenten, und da für sie die Menge, die abgenommen werden sollte, zu groß war, nahm sie es selbst in die Hand, Mitkäufer zu suchen, und fand solchen in der Forst- und Domänenverwaltung in Mauer. Der Kaufvertrag wurde aufgesetzt und regelrecht unterfertigt. Als es aber zur Leistung der bedungenen Angabe kam, zu der die Käufer bereit waren, hieß es, der Bulgare seinerseits werde von seinem Lieferanten im Stich gelassen, der sei trotz erfolgten Abschlusses nicht mehr aufzufinden. Dieses war das reine „Luftgeschäft" und ich war durch die rastlosen Bezeigungen der selbstlosen bulgarischen Freundschaft bereits in den Ruf eines „Luftmeiers" gekommen.

Dennoch gelang es mir, als der Bulgare nun gar 60 Bahnwagen rumänisches Mehl zu verkaufen hatte, noch einmal, die niederösterreichischen Landesbahnen zu interessieren und zu Abschluß auf Grundlage eines Preises von 12 bis 13 K. für das Kilogramm zu bewegen. Lieferung erfolgte natürlich nicht. Die Castiglioni-Gesellschaft, nach Mitteilung des Bulgaren Eignerin des in Rumänien stehenden Mehls, lieferte nicht. Sollte, konnte man Prozeß führen angesichts der Ausrede, die gebraucht wurde und wohl schwer zu widerlegen war, Rumänien erteile keine Ausfuhrerlaubnis?

Nach Wochen angestrengtester Tätigkeit, die mich außer Zeit und ungedecktem Lebensunterhalt hohen Aufwand für Geschäftsspesen und Freundschaftsbezeigungen an meinen Mieter gekostet hatte, war ich so verdienstlos wie zuvor und ohne Heller Entschädigung für alle Arbeit und Mühe. Daran wäre nichts zu mäkeln, wenn mich eben nur unglückliche Zufälle um die Früchte meines Fleißes gebracht hätten und nicht mein fruchtloses Mühen den sicheren Vorteil des andern, des Schiebers, bedeutet hätte. Ihm war es die Rückendeckung für seine Spekulationen. Er hatte, geht's schief oder gerade, jedenfalls den von mir vermittelten Käufer, der einfach unbefriedigt blieb, wenn anderseits ein besser zahlender gefunden wurde, den zu suchen die Zeit, welche die Durchführung der von mir entrierten Abschlüsse beanspruchte, genügend sichere Muße gab. Der besser Zahlende scheint immer gefunden worden zu sein. Wenigstens zog der Bulgare, der, als er zu mir kam, zur Not die Miete für die zwei kleinen Zimmer und die Küche, die er nahm, aufgebracht hatte, nach einem halben Jahr als Haus- und Villenbesitzer von mir aus. Während ich, auf dessen Rücken dieser neue Reichtum erwuchs, nach wie vor nichts wie meine schöne Wohnung besaß, die anderen die Grundlage zu kühnen Spekulationen, mir nicht einmal die Möglichkeit zu anständigem Erwerb bot. Offenbar mangelte mir jede Anlage zum „Schieber", die so viele in unglaublich kurzer Zeit zu den Höhen der menschlichen Gesellschaft emporgetragen hat.

R. H.

vor dem Verschwinden seines Steueraktes. Gewisse Zusammenhänge sind da unverkennbar. Die Sekretärin Castiglionis hat sich schon bei Brück offen und öfters ihrer guten Beziehungen zur Steuerbehörde gerühmt, die Brück auch stets benützt hat. Das allseitige Schweigen wird also schon verständlich, ebenso der Schleier des Geheimnisses, mit dem behördlicherseits alles, was mit dem Fall Brück in engerem oder auch nur loserem Zusammenhang steht, in einer dem Fernstehenden ganz unbegreiflichen Aengstlichkeit umgeben wird.

Umso notwendiger und nützlicher wird es sein, einen Zipfel dieses geheimnisvollen Schleiers zu heben, um Einblick in die Werkstatt des Großschiebertums zu gewinnen. Beste Handhabe hiezu bildet

der Inhalt des bisher streng geheimgehaltenen Polizeiaktes über Brück.

Seine Veröffentlichung hat seinerzeit Maximilian Schreier, der Herausgeber des „Morgen", noch ehe er sich an Bosel verkaufte und ebenfalls unter die Klopffechter des Schiebertums ging, in einer eindringlichen Aufforderung an den Polizeipräsidenten verlangt. Der neugebackene Herausgeber des „Tag" wird hoffentlich nichts dagegen einzuwenden haben, wenn nun wir die alte ehrliche Ueberlieferung des „Morgen" von gestern aufnehmen, indem wir an die Veröffentlichung des Inhalts besagten Akts schreiten. Das Material, das auch dem Uneingeweihten die merkwürdige Passivität der meisten Behörden gegenüber einem der größten Korruptionsfälle, welche unsere junge Republik bisher hervorgebracht hat, insonderlich der sonst keineswegs zimperlichen Steuerbehörden erklärlich machen wird, ordnet sich in fünf Gruppen, die kaufmännisch bezeichnet werden können als: A) Waffenlieferungsgeschäfte nach: 1. Ungarn, 2. Tschechei, 3. Polen, 4. Jugoslawien; B) Salvarsangeschäft. Zum Verständnis muß einiges über die

Geschäftsgebarung des ersten Großschiebers

der Republik vorbemerkt werden.

Brücks Verdienste als Pionier des Schiebertums sind von seinen Zeitgenossen keineswegs voll gewürdigt worden, trotzdem sich nach seinem Ableben fast die gesamte österreichische Presse befleißigte, dem „Großschieber von Wien", wie er sich selbst mit berechtigtem Stolz zu nennen pflegte, mehr oder minder feierliche Nekrologe zu widmen. Was da geschrieben wurde, waren zumeist auf dunkle Gerüchte, Kaffeehausstammtisch-Ueberlieferungen und beiläufige Aeußerungen dritter Personen aufgebaute, zögernd ausgesprochene, unglaublich klingende Vermutungen. Wirklich gekannt und geschätzt haben ihn nur jene, denen es vergönnt war, sich in unmittelbarer Nähe dieses „Großen" zu sonnen.

Brück verdankte seine kommerziellen Erfolge in erster Linie seinem Geschäftsprinzip, welches lautete: „Wenn du ein gutes Geschäft machen willst, dann such dir

einen möglichst dummen Partner!

Dann ist jedes Geschäft gut." Ergo warf sich auf Staatslieferungen. Seine „Partner" waren die österreichischen Behörden und jene der Nachfolgestaaten. Da war in der Tat jedes Geschäft gut. In zweiter Linie verdankte er seinen schwindelnd raschen Aufstieg in ehrfurchtgebietende Milliardenregionen seiner tiefen Kenntnis aller menschlichen Schwächen und, last but not least, der Delikatessenhandlung Stalzer auf dem Kärntnerring und seiner — Tabaktrafikantin in der Mariahilferstraße. In der Zeit des bittersten Mangels unmittelbar nach dem Zusammenbruch, da jedes männliche Individuum in der neugebackenen Republik auf eine Viertelration geschnittener Buchenblätter gesetzt war, bildete ein Kistchen duftender Regalia media oder gar eine Büchse echt russischen Kaviars — damals ein unerhörter Luxus — Argumente, welche vom Sektionsrat abwärts unwiderstehlich wirkten. Vom Sektionsrat aufwärts kamen neben den leiblichen auch noch geistige Genüsse zu Ehren, eine Opernloge, ein Bild aus seiner Gemäldegalerie waren die üblichen kleinen Aufmerksamkeiten, mit denen Brück seine Freunde erfreute. Allerdings hafteten diesen Geschenken mitunter bedenkliche Nachteile an und es soll sogar vorgekommen sein, daß eine „tanzende Salome mit dem Haupt des Johannes" und etliche „weidende Kühe am Bache" das Prager Garnisonsgericht in einer für den inhaftierten Besitzer dieser Kunstwerke recht unliebsamen Weise beschäftigten. Wäre es nicht besser gewesen, tanzlustige Mädchen in einer Bar und weidende Kühe in Form einer guten, soliden, verschwiegenen Salamiwurst von Stalzer zu genießen als auf der Leinwand, pane kapitan?

Brück verfügte über einen ausgezeichnet funktionierenden Nachrichtendienst, der so vorzüglich klappte, daß ihn jeder Generalstäbler darum hätte beneiden können. In seinem Büro wurden Protokolle über vertrauliche Beratungen im Handelsministerium zu seinem Privatgebrauch kopiert, die Reservaterlässe des Staatsamtes für Heerwesen bildeten einen separaten Akt seiner Registratur, die Aufstellungen der Sachdemobilisierung über vorhandenes Waffen- und Munitionsmaterial gingen ihm zu allererst zu, und bevor jemand anderer davon Kenntnis hatte, war das Ministerstvo Narodni Obrani in Prag schon im Besitz der Offerte Brücks, mit einem hundertperzentigen Aufschlag natürlich, denn die Regiekosten für den Nachrichtendienst waren keineswegs unbedeutend.

Unter den Aufmerksamkeiten, die Brück seinen Freunden von den fremden Missionen zu erweisen pflegte, war auch eine ganz besonderer Art. Kamen hohe Offiziere etwa des Budapester Honvedministeriums im verschwiegensten Inkognito nach Wien, so wurden sie bei ihren Besuchen bei Brück zumeist in den mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten Edsalon der Brückschen Wohnung in der Gärtnergasse geführt und dort unter einem Vorwand längere Zeit allein gelassen. Die Offiziere pflegten dann zumeist in zwangloser Unterhaltung den Zweck ihres Besuchs bei Brück, Art und Menge des einzukaufenden Waffenmaterials untereinander zu erörtern, ohne eine Ahnung zu haben, daß

hinter der Verbindungstür

zum Nebenzimmer der Vertrauensmann einer benachbarten interessierten Macht ihr Gespräch belauschte. Interessant ist hiebei der Umstand, daß sich in den Akten Brücks ein Schreiben vorfand, in welchem Brück der Dank des Honvedministeriums für geleistete vorzügliche Dienste ausgesprochen wird.

Brück rühmte sich, daß er bei „General Hallier" aus- und einginge. Wenn sein Wartezimmer voll von Besuchern war — er veranstaltete förmliche Ministerempfänge — pflegte er seiner Sekretärin mit lauter Stimme den Auftrag zu erteilen, ihn an eine vereinbarte Zusammenkunft mit „General Hallier" zu erinnern, worauf gewöhnlich die Verbeugungen der Anwesenden noch um einige Zoll tiefer ausfielen. Den Eingeweihten war es indes wohl bekannt, daß „General Hallier" niemand anderer war als ein allerdings sehr hübsches und elegantes Maschinfräulein der Reparationskommission.

Brücks politische Gesinnung

war keineswegs festgelegt. So sehr er im allgemeinen auf die „Sozi" schimpfte, pflegte er dennoch eine gewisse Art einflußreicher Vertreter dieser ihm verhaßten Menschengattung nicht ungern bei sich zu sehen.

Solchen Besuchen pflegten orakelhaft kurze Telephonanrufe vorauszugehen, ob „die Luft rein sei". Nach dem Quantum Kognak und Zigarren zu schließen, welches bei derartigen Besuchen unter vier oder sechs Augen konsumiert wurde, war das Einvernehmen das denkbar beste. Es wurde auch nach dem Ableben dieses offenbaren Gönners der äußersten Linken mit dem berüchtigten Verlassenschaftskomitee fortgesetzt und erfuhr erst dann eine leichte Trübung, als die damals gegen die Firma Brück noch rücksichtslose Polizei im Nachlaß einen merkwürdigen Beleg aufstöberte, der von Brück eigenhändig unterzeichnet und an das Ministerstvo Narodni Obrani in Prag (tschechoslowakisches Ministerium für Landesverteidigung) adressiert war. Er enthielt eine Aufstellung über an Arbeiterräte anläßlich von Munitionssendungen in die Tschechoslowakei gezahlte Beträge mit genauer Angabe der Namen und Daten. Die betreffenden Arbeiterräte wurden später, im Juli 1921, vom Kreisarbeiterrat in Untersuchung gezogen und zu Mandatsverzicht gezwungen. Sehr belastet durch Verbindung mit Brück erschien auch ein Angestellter der „Arbeiter-Zeitung" namens Böhm, der als technischer Beirat bei Oberst Pflug in der Adjutantur des ehemaligen Staatsamtes für Heerwesen Brück die Reservaterlässe des Kriegsministeriums über Bezug von Munition von der Sachdemobilisierung zugänglich machte. Unterzeichnet waren diese Erlässe von Oberst Pflug. Neben diesen brachte Böhm noch andere Reservaterlässe des Kriegsministeriums, welche sich gesammelt als sogenannter „Reservatakt" in der Registratur Brücks vorfanden und derzeit noch immer beim Anwalt der Brückschen Verlassenschaft Dr. Robert Steiner erliegen. Wenn Brück den Böhm dringend zu sprechen hatte, rief er ihn wohl auch ungescheut bei der „Arbeiter-Zeitung" wobei er sich als „Genosse Bauer aus der Gärtnergasse" zu melden pflegte. Nach Bekanntwerden dieser Tatsachen wurde Böhm von der „Arbeiter-Zeitung" mit einer Abfertigung von 230.000 K. verabschiedet.

(Ein weiterer Aufsatz folgt.)

Der Prinz von Wales als Gesetzübertreter.

Anfang März wohnte der englische Thronfolger, der Prinz von Wales, als Vertreter seines Vaters, des Königs von England, der Hochzeit des Königs Alexander von Serbien mit einer rumänischen Prinzessin in Bukarest bei. Auf der Rückreise nach London hielt er sich zwei Tage unerkannt in Wien auf, ohne sich hier offiziell bemerkbar zu machen.

Die Tatsache wurde von einem Wiener Blatt, das sie als einziges in Erfahrung gebracht hatte, bekannt gemacht, aber sogleich von den Stellen, welchen die Aufsicht über die Fremden und insonderlich die mit Besonderheiten wie die Anwartschaft auf eine Königskrone ausgestatteten obliegt, über jene, damit sie nichts unrichtiges anstellen, über diese, daß ihnen nichts geschieht, nämlich von Ministerium des Aeußern und Polizeidirektion amtlich bestritten. Das Blatt hielt die Meldung aufrecht und ihre Richtigkeit ist nicht anzuzweifeln; die Blamierten sind die amtlichen Stellen.

Eigentlich so recht fängt ihre Verlegenheit aber erst jetzt an, da die Tatsache des unerkannten und unbekannten Aufenthalts des Prinzen hier nicht mehr zu leugnen geht. Denn er war nämlich hier in einem — nicht einmal ganz exklusiven — Hotel abgestiegen, wo man natürlich nicht ahnte, welchen hohen Gast man beherbergte, und zwar unter einem Namen, der in nichts seine Stellung und die ihm zustehenden Titel verriet, unter einem „Pseudonym", wie es beschönigend heißt. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß der Prinz von Wales die Uebertretung nach § 320e des Strafgesetzes begangen hat und im Betretungsfall anzuklagen und nach dem Gesetz mit Arrest von drei Tagen bis zu einem Monat zu bestrafen wäre. Als Ausländer wäre er überdies nach Beschaffenheit der Umstände aus Wien, vielleicht sogar aus dem Gebiet der Republik abzuschaffen.

Was hat nicht dieser § 320e schon für dummes Unheil angestiftet! Berühmte Schriftsteller, Schauspieler, Künstler bekamen seine Tücken zu spüren, wenn sie sich hier mit ihrem „Pseudonym", mit ihrem Künstlernamen, den alle Welt kannte, und nicht mit ihrem vulgären Familiennamen, den sie vielleicht selber schon halb vergessen hatten, meldeten, gar nicht zu denken der zahllosen Gesetzesverächter, denen eine durch Erdichtung einer Gattin für den Hotelmeldezettel, wo es doch nur eine Geliebte war, erschlichene illegitime Liebesnacht die „Vorbestraftheit" eintrug, die später oft leicht zu Fallstrick und Verhängnis wurde. Warum denn also nicht auch einmal der Prinz von Wales als ahnungsloses Objekt der Vernunft österreichischer Gesetze? Exterritorialität kommt ihm nicht zu, da er ja nicht als offizielle Persönlichkeit, sondern als Privatmann hier aufgetreten ist und die Straftat gesetzt hat. Besondere Ausnahmen kraft Stellung auf Grund der Geburt kennt die Republik nicht und billigt nicht einmal ihren eigenen Landeskindern, die darauf Anspruch erheben könnten, mehr zu, umso weniger Fremden.

Der Prinz von Wales darf sich also beileibe nicht beifallen lassen, binnen den nächsten 3 Monaten nach Oesterreich zu fahren, bis nämlich das Delikt verjährt ist. Es ist ein wahres Glück für die Wiener Polizei und die gesamte hiesige Behördlichkeit, die sich, indem sie nicht einmal den ansehnlichsten Prinzen der Welt erkannte, so sehr bloßgestellt hat, daß er nicht im geringsten daran denken dürfte, sein Reiseabenteuer so bald zu wiederholen. Er wird, ist zu schätzen, an den zwei Tagen Wiener Aufenthalt als unerkannter Fremder schon reichlich genug haben.

Reis aus Habsburgs Stamm.

Aus den Erinnerungen einer unehelichen Tochter des Kaisers Franz Josef I.

Heute ist ja schon ziemlich allgemein geläufig, daß die, die früher auf Menschheitsgipfeln unnahbar und unvergleichlich erhaben wandelten, auch nichts anderes waren als ganz gewöhnliche sterbliche Menschen mit allen Schwächen und Lastern der Staubgeborenen. Aber man versetze sich nur einmal zehn oder zwanzig oder gar fünfzig Jahre zurück und ermesse, was damals geschehen wäre, wenn Tatsachen, wie sie folgend als Voraussetzung zur Schilderung eines nicht alltäglichen Schicksals bekanntgegeben werden, als Beweis solcher Behauptung angeführt worden wären! Nicht daß ein Herrscher wie der vorletzte Kaiser von Oesterreich Franz Josef, der in unserer Vorstellung von der Schulbank her als die kaum mehr menschenähnliche Verkörperung der durch ehrfurchtheischendes Alter in Ewigkeitsmaß gewachsene Erhabenheit lebt, Vater von vielleicht einem Dutzend unehelicher Kinder gewesen sei, überrascht heute noch, sondern daß man es sagen darf.

Aus tausend und abertausend Abbildungen, die den Lebensweg des k. k. Oesterreichers von der Wiege bis zum Grab säumten, hat das Gedächtnis der überwiegenden Mehrheit der lebenden Oesterreicher, Ungarn, Polen, Ruthenen, Südslawen unauslöschlich die Erinnerung an den „Kaiserbart" dieses Mannes rund um das weichlich geschwungene Kinn, die verächtlich sich vorschiebende „Habsburgerlippe", unter der hochmütigen Nase und den stets kühl blickenden Augen bewahrt und verbindet damit noch immer die Empfindung, die, tausendjährig in die Seelen gesenkt, aus dem Unterbewußtsein kaum noch der freiesten Geister gänzlich gebannt ist, daß diesem Menschenantlitz Abglanz überirdischer Majestät entstrahlte. Solches Empfinden mag der Gedanke, einst fast unmöglich, auch heute noch grotesk anmuten, daß dieser ehrfurchtheischende „Kaiserbart" auf Almen, wo es keine Sünde gibt, in einnächtiger Brunst das Ohr gewöhnlicher Sennerinnen kitzelte. Gerade in diesen Tagen mit ihrer nicht mehr zu übersehenden Gefahr, daß das Gedächtnis für alles Unheil, welches das Gottesgnadentum über die Welt gebracht hat, erlahme, scheint es nützlich, Menschenschwäche an einem ihrer gesetzmäßig Entkleideten in ihrer ganzen Nacktheit sichtbar zu machen, den sogar rein körperlichen Zusammenhängen zwischen der gesalbten Majestät und der gemeinen Menschheit nachzugehen.

Franz Josef I. erlag bei seinen Hochgebirgsjagden nicht selten den weiblichen Reizen von Sennerinnen, für welche er Vorliebe nicht verleugnete. Mehr tat er es gegenüber den Folgen dieser seiner Jagdergebnisse, wie die Lebensgeschichte eines seiner ungezählten und außer dem Sohn der Frau Schratt auch meist unbekannt gebliebenen unehelichen Kinder beweist, die in der vorliegenden Nummer des „Neuen Wiener Kuriers" begonnen, in den folgenden fortgesetzt werden soll. Hiezu ermächtigt die Schriftleitung ein

Schreiben der Tochter des weiland Kaisers Franz Josef I. von Oesterreich.

Trofaiach, 7. März 1923.

Euer Wohlgeboren!

Eine alte Frau bittet Sie, ihre Lebensgeschichte zu veröffentlichen. Nach zahllosen erfolglosen Schritten zu Lebzeiten meines Erzeugers von meinen Fahrten an seine Aufenthaltsorte Wien, Budapest, Ischl bis zu meiner Vorsprache in der Wiener Hofkanzlei zwei Wochen nach des Kaisers Tod 1916, bei welcher Gelegenheit mich ein dort maßgebender Baron — ich will seinen Namen nicht nennen — als ich meine Anliegen vorbrachte und belegte, fragte: „Welcher Esel hat Sie denn seinerzeit in Ischl nicht vorgelassen?", welche Frage ich aber damit beantworten mußte, daß, worauf er schon vergessen hatte, er selbst dieser „Esel" war, nach so vielen Versuchen ist dies mein letzter, vielleicht zur Anerkennung meines Rechtes zu gelangen. Heute hängt das nur mehr von Wallsee und in erster Linie vom Sekretär meiner dort lebenden illegitimen Verwandtschaft ab. Wenigstens soll die Menschheit wissen, wie edel alle Mitglieder dieser hohen Verwandtschaft handeln einer armen, kränklichen Frau gegenüber. Meine wenigen Lebenstage habe ich nicht mehr viel Zeit, alles zu erwähnen, was not täte, um ein vollkommenes Bild von diesem Edelmut, wie er sich an mir zeigte, zu geben. Also veröffentlichen Sie aus meiner Lebensgeschichte, was Sie wollen! Achtungsvoll Marie Julie Wadsack, geb. Rappl.

I. Der Findling.

Ich bin keine Dichterin; das, was ich hier niederschreibe, beruht auf Wahrheit. Ich möchte wünschen, daß es der Nachwelt überliefert werde.

Im Jahre 1864 im Mai wurde ich in einer Nacht um 10 Uhr von meiner Mutter weggelegt. Was es heißt, ein Findling zu sein, kann nur derjenige begreifen, den das Los selbst getroffen hat. Alle Nachforschungen blieben erfolglos. Es wurden zwar verschiedene Personen verhaftet, doch mußten sie wegen Mangel an Beweisen wieder freigelassen werden. Ich kam in verschiedene Hände, wie es gewöhnlich bei solchen Kindern geht, bis schließlich eine sehr arme, aber brave Näherin mit ihrer Tochter Toni Merk sich meiner annahm und mich nach ihren Kräften pflegte. Nach ungefähr einem halben Jahre wurde ich getauft, da man nicht wußte, ob ich getauft sei. Der gute alte Vater Prior des Stiftes Admont gab mir den Namen Maria Theresia Stiegmaier. Von der Gemeinde wurde der Pflegemutter zwar eine Unterstützung zugesagt, aber leider blieb es nur bei dem Versprechen.

Im Jahre 1865 kam durch Brandlegung Feuer aus und äscherte bei 20 Häuser ein; auch das Stift mit der schönen Kirche wurde teilweise zerstört. Meine Pflegemutter, eine schon nahezu 70jährige Frau, die nichts retten konnte als mich, kam dadurch mit ihrer Tochter in bitterste Notlage. Bei den sogenannten Brandschadenverteilungen fielen meine Zieheltern durch, bis der oben erwähnte Pater Prior, ein alter, ehrwürdiger Priester und echter Tiroler, namens Pater Moritz v. Angelis, sich für sie verwendete und bei der letzten Verteilung es dem damaligen Bezirkshauptmann von Liezen, Ritter Voro von Oldenburg, vorlegte, dabei des Findelkindes Erwähnung tat und von ihm etwas berichtete, was den Herrn Bezirkshauptmann in Erstaunen versetzte.

Es vergingen Monate, als eines Tages unvermutet in Begleitung des Herrn B. H. der k. u. k. Adjutant Sr. Majestät aus Wien in Admont erschien und sich um den Schaden erkundigte, sowie auch um die Entstehungsursache des Brandes. Pater Moritz von Angelis benützte die Gelegenheit und erwähnte meiner Pflegemutter, der Kindeswegnahme und der Sache, die den Bezirkshaupt-

mann verwundert hatte. Der Herr Adjutant verlangte mich zu sehen. Er ließ sich alles erzählen, notierte sich alles und fuhr wieder nach Wien.

Nach drei Monaten kam er wieder. In Gegenwart des Bürgermeisters und einiger Herren übergab er eine Summe von 200 Gulden mit dem Bemerken: „Für den Findling einstweilen, entweder es der Pflegemutter als Unterstützungsbeitrag zu geben oder gewinnbringend anzulegen!"

Das Geld kam in unrechte Hände, meine arme Pflegemutter bekam nichts davon. Sie war eine zu ehrliche und einfältige Person, um sich wehren zu können, und so mußte sie mich ohne jegliche Unterstützung in Not und Kummer aufziehen. Der Herr Prior bedauerte uns oft, gab von Zeit zu Zeit kleine Geldspenden, die aber angesichts der großen Not das Elend nicht viel mildern konnten; ich war klein und schwächlich infolge schlechter Ernährung, aber doch lebensfähig. So ging es fort bis zu meinem 6. Lebensjahre.

(Fortsetzung folgt.)

25 Nummern „Die Stunde".

Woher und wohin die Gelder des Schieberblattes.

In dem Aufsatz „Die wahren Herrscher Oesterreichs" in Nummer 40 des „Neuen Wiener Kuriers" wurde den Quellen der Mittel nachgegangen, welche nicht nur dem neuen Schieberblatt „Die Stunde" die atemraubende Propaganda ermöglicht, mit der diese Bakonyer das ahnungslose Wien überzogen haben, sondern auch ihrem Führer Bekessy, der sich, wie in voriger Nummer aufgezeigt wurde, noch vor kurzer Zeit in keineswegs hervorragenden Verhältnissen befand, luxuriöse Lebensführung, wie sie Hochziel jedes schäbigen Emporkömmlings. Nachher hat man dann noch erfahren, daß auch die tschechoslowakische Regierung dem Bekessy für diese Zwecke Milliarden steuert.

Wie wir in voriger Nummer einige Belege dafür beibringen konnten, daß nicht die gewöhnliche Arbeit des Zeitungsmanns den vermögens- und einkommenlosen ungarischen Flüchtling hochgebracht haben kann, weil sie nicht einmal bei seinem Publikum recht Anklang fand, so sind wir diesmal in der Lage, an einigen gerichtsordnungsmäßig erhärtbaren Beispielen Verwendung der zusammengeschnorrten, geräuberten, erpreßten Milliardenbeträge nachzuweisen.

Offenbar hat es den Bekessy selbst überrascht, daß es ein Blatt wie diese „Stunde" in Wien über die ersten Anfänge hinausbringen kann, und er hat nicht mit 25 Nummern davon gerechnet. Denn er fand es für nötig, schon die 25. Nummer seines neuen Blattes mit einer festlichen Veranstaltung zu feiern, einem Gelage, das am 29. März d. J.

im ungarischen Gasthaus Lantos

in der Paniglgasse für die Mitarbeiter der „Stunde" stattfand, bei dem weidlich gefressen und gesoffen wurde, so daß nachher einzelne der Teilnehmer mittels Auto nach Haus geschafft werden mußten. Die Art, wie es zuging, kennzeichnet der Umstand, daß die Frauen der Verheirateten unter den geladenen männlichen Mitarbeitern des Blattes ausdrücklich von der Teilnahme an dem „Herrenabend" ausgeschlossen, hingegen die weiblichen Büroangestellten zugezogen waren (die Damen sollen dabei die, wie berichtet, neulich von Bosel geschenkten Jumpers getragen haben, hoffentlich nicht sie allein) und daß der Literat der Bekessy-Blase, Anton Kuh, ein selbstverfaßtes, höchst zweideutiges Gedicht vortrug, dessen Reimklang fortwährend an den Körperteil erinnerte, den Götz von Berlichingen literaturfähig gemacht hat. Die Kosten der Schlemmerei, deren Ehrengäste unter Bekessys Vorsitz dessen Sekretär Hoffenreich, die Verwaltungsdirektoren von „Börse" und „Stunde", Regner und Forda, ihre verantwortlichen Leiter Dr. Ely und Dr. Kaufmann, die Schriftleiter und Mitarbeiter Margitay, Franl, Franyo (der Mann aus dem Café „Atlantis"), Polgar, Siegelberg, Pohuriles, welcher Nuchym heißt, und der Zeichner Gödö waren, beziffert die Rechnung des Gasthauses, wie folgt:

60 Menus (für 30 Personen!) zu 60.000 K., d. s. 3,600.000 K., 5 Braten zu 20.000 und 12 Mehlspeisen zu 7000 K., d. s. 184.000 K., 15 Kaffee zu 4000, 120 Gläser Bier zu 2000, 25 Flaschen Wein zu 25.000, (aber nur) 4 Flaschen Sodawasser zu 2000 K., d. s. 933.0000 K., Brot um 70.000, Zigarren um 200.000 und Blumen um 160.000 K., d. s. 430.000 K. Da schließlich die Chauffeure, welche die Besiegten dieses Gemetzels hinwegschaffen mußten, 180.000 K. erhielten, verschlang die Freude des Bekessy über die ungeahnte Lebensdauer seines Schieberschundblattes, ungerechnet Nebensporteln und die Sonderauslagen der einzelnen Teilnehmer, **5,327.000 K.**

Im Hinblick darauf ist Emmerich Bekessy kurz danach im Sonderzug, der an 10 Millionen kostete, nach Italien gefahren, damit er (der Kommunist!) vielleicht von Mussolinis Regierung faszistische Gelder zur Ergänzung der Prager Pauschalien erlange, weil sonst die 50. Nummer des vielsubventionierten Blattes kaum gebührend gefeiert werden könnte.

Hiezu hat Bekessy von dem „Atelier für Herrengarderobe und Herrenwäsche" Knize u. Comp., in Wien, 1. Bez., Graben 13, laut Rechnung vom 28. März d. J. (die mit nur 5000 K. gestempelt ist) 1 Sakko- und 1 Smokinganzug um 31 englische Pfunde (so in der Rechnung, was gleich ist über 10½ Millionen österreichische Kronen) geliefert erhalten und umgehend bezahlt.

Während so auf der einen Seite das durch bedenkenloseste Pressemache und journalistische Freibeuterei gerafftе Geld sinnlos verprаßt wird, versuchen die edlen Bakonyer anderseits zu sparen, indem sie Staat und Gemeinde das Mögliche an Steuern ablisten. Von Mitte Jänner bis Mitte März d. J. hat die „Kronos"-A.-G., das Verlagsunternehmen, welches „Die Börse" und „Die Stunde" und einige andere Zeitschriften gleich verwerflicher Art herausgibt, mit dem Magistrat im Berufungsweg um einen

Nachlaß an schuldiger Inseratensteuer

förmlich gerauft, Gemeinderäte, Bezirksvorsteher und Magistratsräte überlaufen und den amtsführenden Stadtrat mit Schreiben bombardiert. Dafür erhielt dann der namens des Schieberverlages einschreitende Rechtsanwalt Dr. Max Eitelberg 6,000.000 K. pauschaliertes Honorar. Verwunderlich ist nur, daß sich Männer wie Gemeinderat Dr. Schwarz-Hiller, der sozialdemokratische Finanzstadtrat Breitner und der sonst so achtbare christlichsoziale Bezirksvorsteher Wieninger mit Leuten von der Art des Bekessy und seiner Spießgesellen, die zusammen eine Schieber-A.-G. bilden, überhaupt einlassen, noch dazu, um sie beim Steuerschinden zu unterstützen.

Aller Anfang . . .

Bosel und Castiglioni gehen zusammen — aber es ist vorauszuschicken, daß dies ein Märchen ist, und darum, nur darum „gehen" diese beiden und gehen „zusammen" — also sie gehen miteinander über die Kärntnerstraße. Arm in Arm — im Märchen ist ja alles möglich. — Castiglioni rechts, Bosel links, dem Besiegten erweist man gern jede Höflichkeit.

Kommt ein berühmter ungarischer Taschendieb und flitzt im Vorüberstreifen dem links gehenden Bosel das seidene Tüchlein aus der äußeren Brusttasche. Mit fabelhafter Geschicklichkeit, für einen gewöhnlichen Sterblichen kaum zu bemerken.

Aber Geldleute haben scharfe, stets wache Sinne, sind stets Ueberfälle gewärtig. Bosel fühlt den hurtigen Handgriff, erblickt die leere Seitentasche und will dem Gauner nacheilen, der eben im Gedränge verschwindet.

Allein Castiglioni, älter und erfahrener, hält ihn. „Komm nur weiter!" sagt er, als wäre nichts.

„Aber er hat doch mein Taschentuch" ruft und Bosel will sich losmachen. Doch Castiglioni faßt ihn fester unter den Arm und zieht ihn fort: „Laß ihn doch, laß!" Und setzt, eine Strecke weiter, leise, aber mit dem Brustton der Innigkeit hinzu: „Wir haben auch klein angefangen!" Voll Weisheit und Erfahrung.

Letzte Stunde.

Schlägt die letzte Stunde? — Man teilt uns mit:

Bekessy ließ sich auf seine italienische Lustreise (der an anderer Stelle Erwähnung geschieht) ständige Berichte über Fortgang und Entwicklung seiner hiesigen Zeitungsunternehmungen nachsenden. Die Depesche, womit er nun seine in diesen Tagen erfolgte Rückkehr seinen Getreuen ankündigte, enthielt den Satz: „Bin mit „Stunde" sehr unzufrieden." Und jetzt steht allen Ernstes in den internen Beratungen der Bekessy-Leute die Absicht in Erwägung, die mit einem so ungeheueren Aufwand an Werbemitteln der Bevölkerung aufgenötigte Zeitung einzustellen. —

Dieses Ende wäre verständlich. Das ganz auf die Unterstützung der Schieberwelt aufgebaute Unternehmen hat keinen rechten Rückhalt mehr in einer Zeit der Bankendämmerung, in welcher die raschen Gewinner und Erraffer um den Raub zu zittern beginnen und sich lieber hübsch still verhalten, als durch freches Aufbegehren, wie als Absicht aus jeder Zeile des Schieberblattes hervorgeht, die öffentliche Aufmerksamkeit im ungünstigsten Augenblick verstärkt auf sich zu lenken. So besteht also die Aussicht, daß auch diese Prüfung, welche ein Unternehmen wie „Die Stunde" zumindest für die Geduld der dem beinarisch aufdringlichen Treiben abholden bodenständigen Wiener Bevölkerung bedeutete, wie alle andern bösen Kriegsfolgen vorübergeht.

„Die Stunde" — das war der letzte Bodensatz der Schieberperiode. Wenn sie endlich ausgeschlagen hat, ist Hoffnung, daß vielleicht doch wieder, langsam, aber stetig, sowohl auf geschäftlichem Gebiet wie auf dem des Zeitungswesens — beide hat Schiebergeist durchseucht — anständige Verhältnisse eintreten werden.

Jeder Abonnent ist ein Mitkämpfer für Menschenrecht und Menschentum!

Heime für seelenkranke Kinder.

Die zunehmende Kriminalität Kinder und Jugendlicher gehört zu den ernstesten Problemen, denen unsere Kulturmenschheit (soweit sie sich heute noch als solche bezeichnen kann) ihre Aufmerksamkeit zuwenden muß. Einen Teil der Schuld an dieser Erscheinung trifft unsere menschliche Gesellschaft selbst. Eine Gesellschaft, welche nur materielle Erfolge zu Götzen erhebt, in der eine immer weniger achtungsvolle Behandlung des Verhältnisses der Geschlechter zueinander Oberhand gewinnt, eine Gesellschaft, die sich von den niederen Instinkten der Genußsucht beherrschen läßt, diese hat die Idee „vom Jahrhundert des Kindes" völlig vergessen. In ihr haben Kindheit und Jugend keine Heimat mehr — in ihr befinden sich beide tatsächlich in einem seelischen Vernichtungskampf.

Ein Sozialpolitiker hat die These aufgestellt, der Mensch sei nur ein Produkt der ihn umgebenden Verhältnisse. Alle Kinder und Jugendlichen, welche heute vor dem Jugendrichter stehen, sind das mehr oder weniger. Sie haben in den meisten Fällen in der Familie keine Zufluchtstätte mehr. Der Geist der Familie ist zermürbt. Zank, Hader sind in ihr und brutale Geldsucht. Sie sieht im Verbrechen nichts Verwerfliches, in der Strafe nichts Entehrendes, sondern nur die unvermeidlichen Schattenseiten des gegenwärtigen Kampfes ums Dasein. So tritt uns heute das sittlich verwahrloste Kind entgegen, das mit schwachem Mark in den Knochen, mit wässerigem Blut in den Adern geborene Kind, das schon in der ersten Kindheit Verfallserscheinungen seines Körpers, seiner Sinne aufweist, daher später ohne Widerstand gegen Laster und Verbrechen ist.

Auf dem Gebiet der Kinder- und Jugendfürsorge wird heute von Staat, Gemeinde und privater Wohltätigkeit zwar eine Riesenarbeit geleistet, deren soziales Gefüge aber für Vorbeugungszwecke nicht ausreicht. Jeder Sozialpädagoge weiß, daß Vorbeugung in erster Reihe als Hilfsmittel der Erziehung dienen soll, dann erst die Aufgabe der Bekämpfung und Niederhaltung zu lösen ist.

In vielen Fällen haben wir es heute mit sogenannten seelenkranken (psychopathischen) Kindern zu tun. Kinder, die keine ausgeprägte Geisteskrankheit leichteren oder schwereren Grades zeigen, bei denen aber doch zahlreiche krankhafte seelische Erscheinungen, namentlich auf dem Gebiete des Gefühlslebens, vorliegen. Abnormal starke, dem Hemmungsvermögen überlegene Triebe lassen in ihnen gesellschaftsfeindliche Neigungen zur Entwicklung gelangen, die sie ohne rechtzeitiges Eingreifen fast ausnahmslos dem Verbrechen, Landstreichertum, der Prostitution oder später dem Irrsinn verfallen lassen. Solche Kinder, die man im Volksmunde „Tunichtgute" zu bezeichnen pflegt, bei denen die Erziehungsmittel der Familie und Schule einfach versagen, sind heute recht häufig.

Auf der Universitäts-Kinderklinik sind immer psychopathisch veranlagte Kinder zur Beobachtung. Von seiten der behandelnden Aerzte wird lebhaft bedauert, daß es bis jetzt keine Anstalt gibt, in der diese Kinder Aufnahme und angemessene Behandlung fänden, wie es die Wissenschaft erfordert. Die bestehenden Heime, Besserungsanstalten u. dgl. widersprechen in ihrer ganzen Einrichtung und Führung den Ergebnissen der Wissenschaft; es ist falsch, solche Kinder mit anderen abnormal veranlagten Kindern zusammenzubringen. Die Unterbringung in eine geeignete Familie ist schwer erreichbar und bleibt immerhin ein fragliches Hilfsmittel. Denn die Erziehung eines seelenkranken Kindes verlangt doch mehr als angeborenen pädagogischen Takt, wie wir ihn oft bei ganz einfachen Müttern finden.

Das psychopathische Kind, welches intellektuell normal oder gut veranlagt zu sein pflegt, hat sittliche Vorstellungen und Gefühle; nur kommen diese infolge übermächtiger krankhafter Regungen im Einzelfall nicht zur Geltung. Dadurch unterscheidet es sich sowohl weit von dem Typus des moralisch verkommenen wie des schwachsinnigen und mit sittlichen Mängeln behafteten Kindes.

Gelänge es, die zahlreichen Kinder, welche heute oder morgen bestimmt zu unnütz belastenden Elementen der menschlichen Gesellschaft werden müssen, in normale Entwicklungsbahnen zu leiten, dann würden sich die Polizeiakten weniger häufen. Die bestehenden Fürsorgeanstalten leisten ja unglaublich viel, greifen wohl einzelne Fälle heraus — aber mehr oder weniger sind sie wegen ihrer mehr allgemeinen Zwecken dienenden Einrichtung und wegen ihrer Ueberfüllung auf unzulängliche Hilfeleistung angewiesen. Der verderbliche Einfluß psychopathischer Kinder in der Schule und im Verkehr mit normal veranlagten Kindern, vor allem aber die verbrecherischen Taten der heranwachsenden Seelenkranken bedrohen jedes Mitglied der menschlichen Gemeinschaft. Will die menschliche Gesellschaft sich und ihre Einrichtungen schützen, wird sie auch mit den dafür erforderlichen Geldmitteln nicht geizen dürfen.

Die Erfahrungen des Auslandes können uns dabei zugute kommen. In Deutschland wurde im Jahre 1912 der erste Versuch gemacht, ein „Heilerziehungsheim" für psychopathische Kinder errichtet. Die deutsche Zentrale für Jugendfürsorge hat diese bisher nur Reichen zugängliche Einrichtung zu einem Gemeingut der Bevölkerung gemacht, freilich nur für 24 bis 30 Knaben. An die Mädchen dachte man vorerst nicht. Den größten Fortschritt auf dem Weg zur Verbrechenverhütung hat aber die moderne amerikanische Fürsorgeerziehung aufzuweisen. Die Methode, welche sich in Amerika durchgerungen hat und heute die dort in Fürsorgeerziehung befindlichen vernachlässigten, psychopathisch veranlagten Kinder völlig durchdringt, Herz, Seele und Intelligenz ergreift, enthält eine Fülle bewährter guter Gedanken, von denen manche wir uns werden zu eigen machen müssen, um diesen unglücklichen Kindern nachdrückliche Hilfe zu leisten.

Editha Nedorost.

Briefkasten.

Anfragen, welchen kein Rückporto beiliegt, werden nur an dieser Stelle beantwortet. Unfrankierte Sendungen werden nicht angenommen. Für unverlangt Eingesandtes übernimmt das Blatt keinerlei Haftung. Jede Zuschrift wird berücksichtigt, jedoch nur nach Reihenfolge des Einlaufes. Es wird ersucht, Mitteilungen und Anfragen lesbar zu schreiben und nur an die Adresse der Schriftleitung oder Verwaltung, nicht an einzelne Mitglieder derselben richten zu wollen. Wer uns schreibt, möge daher richtige Anschrift beachten: An Schriftleitung (oder Verwaltung) „Neuer Wiener Kurier", Wien, 2. Bez., Praterstraße 50"!

Karl. Ohne Honorar erteilt der Graphologe keine Auskunft, ohne Namensangabe die Schriftleitung keine Antwort. — **Rechtsanwalt?** Geben Sie sich doch um Himmelswillen nicht in solche Hände! Dieser Anwalt bezeichnet öffentlich und mit Vorliebe eine Gruppe berüchtigter Erpresser als „seine Freunde"! Nicht vorzustellen wie Sie da verkauft und verraten wären! Vielleicht wird es noch notwendig, die gewissen Schieberanwälte zur öffentlichen Warnung als die „Klientenleger" zu kennzeichnen, die sie sind.

Kostenlose Anzeigen der Leser.

Suche Nebenbeschäftigung

in Büro oder bei Privatem als Sekretär, auch Vorleser. Bin Bundesbeamter, ab halb 4 Uhr nachmittags verfügbar. Zuschriften unter „Einkommenergänzung" an „N. W. K."

Näherinnen gesucht,

im 12. Bez. wohnend, für Heimarbeit von Schürzen, Unterröcken, Kinderkleidern, Bauernjankern, Garnituren u. dgl. Leichter Nebenverdienst bei häuslicher Arbeit, gute Bezahlung, stets Beschäftigung. Adresse beim „N. W. K." zu erfragen (auch telephonisch).

Suche Bekanntschaft

eines netten Mädels von flottem Aeußern, liebem Gesicht und fröhlichem Sinn behufs gemeinsamer Ausflüge und (wegen der hohen Preise nur) gelegentlichen Besuchs von Theatern und Veranstaltungen. „23jähr. Mediziner", Verwaltung des „N. W. K."

Dobermannhündin,

3 Monate alt, rein, von prächtigem Wurf, nur an Hundeliebhaber um entsprechendem Preis abzugeben. Praterstr. 50, 1. Stiege, Tür 6.

Notgeld

in Einzelstücken und ganzen Sammlungen, aber nur bessere Sachen, besonders österreichisches Privatgeld zu kaufen gesucht. Anbote mit genauer Angabe der Besichtigungsmöglichkeit unter „Sammler" an die Verwaltung „N. W. K."

Aktphotos,

nur ganz originelle, künstler. Sachen, nur gesammelt und geordnet, kauft „Skarrabäus", Verwaltung.

In Steuer- und Bücherrevision

versierter Fachmann sucht Nebenbeschäftigung von 5 bis 8, erteilt auch Auskünfte gegen mäßiges Honorar. Gefl. Zuschriften an Verwaltung unter „Bankbeamter".

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortl. Schriftleiter Rudolf Horak. Druck: Erste Wiener Vereinsbuchdruckerei. Alle in Wien.

V. b. b.

Neuer Wiener Kurier

1000 österr. Kronen für Wien u. Provinz

Schriftleitung und Verwaltung:
Wien, II., Praterstraße 50. — Fernruf 48.294.
Drahtanschrift: Newikur, Wien, Praterstraße 50;
Postsparkassenkonto Nr. 75.191,
Sprechstunden Wochentags 18 bis 19 Uhr.

Unabhängige und unparteiische Zeitung
Anzeigen nehmen die Verwaltung und alle größeren Anzeigenbüros entgegen.

*

Unfrankierte Zusendungen werden nicht angenommen, unverlangt ohne Rückporto einlangende Beiträge nicht bewahrt.

Bezugspreise:

	13	26	52 Nummern
Oesterreich	12.000	24.500	50.000 Kr.
Deutschland	5.000	10.000	20.000 Mk.
Ungarn	390	780	1.560 ung. Kr.
Tschechei	10	20	40 č. Kr.

Einzelnummer 1000 Kr., 400 Mk., 30 ung. Kr., 0·80 č. Kr., 1 Schweizer Franken.

II. Jahrgang. Wien, Mai 1923. Nr. 44.

Jeder Abonnent kann umsonst inserieren!

Die Beseitigung der öffentlichen Kritik.

Wie verheerend auf die Vorstellung von Zustandekommen von Werturteilen der öffentlichen Meinung die besonders in letzter Zeit üppig gewordene Art eines gewissen journalistischen Freibeutertums einwirkt, zeigten kürzlich Vorfälle, deren Auffälligkeit auch dem gewöhnlichen, nicht fachlich eingeschulten und eingeweihten Zeitungsleser nicht entgehen konnte.

Ein Montagsblatt, das einen umfangreichen Sportteil unterhält, wollte eine kritische Besprechung eines neu auf den Markt gekommenen Automobiltypus veröffentlichen, allerdings unter einer Ueberschrift, die kein Lob des neuen Erzeugnisses erwarten ließ. Das Blatt pflegt in Anzeigen in Tagesblättern seine Folgen mit ihrem jeweiligen Inhalt vor Erscheinen anzukündigen. Auf solche Art erfuhr die Oesterreichische Waffenfabriks-Gesellschaft, um die es sich handelt, von dem bevorstehenden Erscheinen eines Aufsatzes über

„das Steyr-Todesauto",

mit welcher unheimlichen Bezeichnung ihr nach Art der italienischen „Targa Florio" benannten Automobile neu gebauter Kraftwagen belegt wurde, weil er angeblich nach Ansicht von Fachleuten durch fehlerhafte Konstruktion an Sicherheit für die Fahrer sehr ermangelte.

Fehlerhafte Konstruktionen sind gerade in letzter Zeit im Automobilbau keine außergewöhnliche Erscheinung. Und was man bei schlechten Operetten beobachten kann, daß die Theaterleiter durch übermäßigen Aufwand von Reklame die fehlende Anziehungskraft der Musik zu ersetzen suchen und die Fabenpracht der Plakate gewöhnlich im umgekehrten Verhältnis zu dem durch sie angepriesenen Stück steht, das trifft auch auf Automobilmarken zu: je größer die Anzeigen auf den Sportseiten der Zeitungen, desto mehr Vorsicht ist geboten. (Ein Maßstab übrigens, nicht nur auf Operetten und Automobile, sondern auf noch gar manche andere Ware anzuwenden.)

Vor einiger Zeit hat eine Reklame, an deren Eindringlichkeit nur die heranreicht, mit welcher das Zeitungsunternehmen „Die Stunde" Wien überflutete, die Einführung eines ganz neuartig konstruierten Kleinautotypus vorbereitet. Schon sein pompöser Name wirkte wie ein sieghafter Trompetenstoß:

„Phänomobil".

Aber bald stellten sich geradezu groteske Mängel des neuartigen Fahrzeuges heraus. Abgesehen von der sonderbaren Schwerpunktverlegung, die sich insbesondere beim Kurvennehmen verhängnisvoll geltend macht. und die wegen des schwachen Baues der Karosserie auch nicht durch Metalleinlagen zu beheben ist, außer man riskiert Durchbrechen des Bodens, verlangt die ganz sonderliche Art des Ankurbelns bei dem Fahrzeug äußerste Vorsicht. Die Kurbel ist aufzustecken, läßt sich aber vor Anspringen des Motors nicht mehr herunterziehen. Wenn der Motor aber anspringt, ist es geraten, schleunigst das Weite zu suchen und die fernere Entwicklung in gut geschütztem Unterstand abzuwarten. Denn die Kurbel springt dann selbsttätig ab und fliegt meist in weitem Bogen irgend wohin, wenn jemand in der Nähe, ihm an den Kopf. Wie man sieht, eine famose Einrichtung für Selbstmörder!

Auch die Anzeigen der Automobile der Steyr-Waffenfabriks-Gesellschaft waren riesengroß, vor und nach ihrer Sache mit dem Montagsblatt, besonders nachher. Ein für Kenner, wie gesagt, verdächtiges Zeichen. Angesichts dessen mit Recht die Frage aufgeworfen wurde, warum die Steyr-Werke, die doch gewissermaßen auf eine verpflichtende Tradition zu sehen haben, anstatt wie so viele Dutzendbetriebe sich auf unsichere Experimente wie die Konstruktion fustament neuer Automobiltypen, noch dazu im ungünstigsten Zeitpunkte einzulassen, nicht lieber die Erzeugung hochwertiger und gesuchter Metallware pflegen, auf die sie ihre einzigartigen Spezialeinrichtungen verweisen und die ihr eine sichere Monopolstellung in gewissen Zweigen der Großindustrie gewährleisten würde. So ist in Oesterreich keine einzige Erzeugungsstätte von Setzmaschinen — Steyr ausgenommen, das alle Einrichtungen besitzt, diese Erzeugung sofort aufzunehmen. Statt dessen aber liefert es nicht einmal Ersatzteile für die von ihr früher hergestellte Maschine

„Monoline",

so daß die Besitzer solcher bei Bedarf in arger Verlegenheit sind und unter Umständen die kostbaren Maschinen als Altmetall verkaufen können.

Allein solche Ueberlegungen gehen die Aktionäre an und uns interessiert viel mehr ein anderer Umstand der besprochenen Angelegenheit. Als die Steyr-Werke nämlich, wie berichtet, durch die Ankündigung des Montagsblattes von dem kritischen Artikel unterrichtet waren, ließen sie durch einen Rechtsanwalt beim Zivilgericht eine einstweilige Verfügung erwirken, durch das dem Herausgeber jenes Blattes bei hoher Strafe die Veröffentlichung untersagt wurde. Ob dieser Schachzug nun im Büro der Direktion der Waffenfabriks-Gesellschaft oder durch ihren Anwalt ausgeheckt wurde, er stellt eine wahrhaft geniale Idee dar. Sie bedeutet nichts weniger als

die Beseitigung der öffentlichen Kritik.

Denn der gezeigte Weg steht natürlich doch nicht nur der reichen, mächtigen Waffenfabriks-Gesellschaft, die sich einen fixen Anwalt und das Wohlwollen der Presse und noch mancher anderen notwendigen Faktoren zahlen kann, sondern jedermann offen, der zu befürchten Ursache hat, daß sich mit ihm eine Zeitung unliebsam beschäftigen würde. Er braucht bloß Vorsorgen zu treffen, daß ihm die Absicht der Veröffentlichung rechtzeitig vorher bekannt werde, und läßt sie kurzerhand durch Gericht und Polizei verbieten. Der unfähige Schauspieler, der unverständliche Schriftsteller, der ungenießbare Künstler, sie werden jetzt wissen, wie sie die unverschämten Kritiker, die ihnen ihre unbeirrbaren Eigenheiten verkümmern, an ihrer unantastbaren Größe mäkeln wollen, zum Schweigen bringen können. Wer einen unbequemen Prozeß vor sich hat, sei es selbst der Einbrecher, der seiner Strafe nicht entrinnen kann, er wird vorher selbst den Richter aufsuchen, um den Zeitungen die Berichterstattung darüber verbieten zu lassen. Und welche

Aussichten für die politische Arena!

Statt Injurien wird es von nun an gerichtliche Verbote regnen, und da es sich die Parteien gegenseitig verbieten werden, daß wider ihre Betätigung oder Untätigkeit gerichtete Polemiken noch ferner die Spalten der Parteiblätter verunzieren, wird sich der wahre Gottesfriede über die glückliche Republik lagern. Die Regierung wird sich die neumodische Art, dummen Nörglern, sofern sie es sich beifallen lassen, ihrer Unzufriedenheit mit den Regierungshandlungen gar durch Druck Verbreitung schaffen zu wollen, das lose Maul zu stopfen, nicht entgehen lassen dürfen: die Errichtung eines eigenen

Verbotsministeriums

wird trotz aller Sparsamkeit freilich nicht zu umgehen sein, um alles fein säuberlich registriert zu halten, was in Oesterreich in Buch und Zeitschrift zu besprechen und zu bemängeln, zu bezweifeln oder auch nur zu erwähnen verboten sein wird. Der Bekessy, da ihm nun wohl schon schwant, welche tiefen Einblicke in seine Geschäftsführung uns möglich sind, wird uns die weitere Veröffentlichung von Wirtshaus- und Schneiderrechnungen seiner werten Person schleunigst untersagen lassen. Natürlich werden wir nicht faul sein; die Frechheiten der „Stunde" wird sich unser Herausgeber künftig energisch verbieten.

Allerdings gibt es für letzteres doch einigermaßen sicherer scheinende Mittel als das Unmögliche der Steyr-Werke. Schon ist die erwirkte einstweilige Verfügung in erster Distanz über Einschreiten des Rechtsanwaltes des betroffenen Montagblattes Dr. Oswald Lewett aufgehoben worden, allein die Waffenfabriks-Gesellschaft hat gegen die Aufhebung berufen und so ist noch manche Ueberraschung möglich bei dem kühnen Versuch, mit Hilfe der Gerichte der öffentlichen Kritik nach Belieben Maulkörbe umzuhängen.

Aber die Gefahr droht noch von einer anderen Seite. Die Steyrer Gesellschaft ließ es bei der zivilgerichtlichen

Hemmung der staatsgrundgesetzlichen Preßfreiheit

nicht bewenden. Sie ließ in den Zeitungen auch noch „Erklärungen" gegen den Herausgeber des mehrfach erwähnten Montagsblattes erscheinen, die nach einer folgenden Gegenerklärung des letzteren unwahre Behauptungen, jedenfalls aber beleidigende Aeußerungen enthielten. In Form und an Ort von — Inseraten! Das Bemerkenswerteste an dem merkwürdigen Vorgang aber ist, daß dem Angegriffenen von der Mehrzahl der Zeitungen — die „Arbeiterzeitung" muß als achtbare Ausnahme eigens erwähnt werden, um die krasse Unanständigkeit der anderen zu verdeutlichen — das gleiche Recht, das sie der großen Aktiengesellschaft zubilligten, verweigert, daß es ihm verwehrt wurde, auf ihre „Erklärungen" zu erwidern, nicht einmal im Inseratenteil und gegen Bezahlung!

Und dies ist die Gefahr. Wenn es einer kapitals- und skrupellosen Gesellschaft gelingt, sich in der Lage ist,

Milliardenbeträge für Anzeigen

auszustreuen (was wiederum vorzüglich ihre Aktionäre angeht), verstattet wird, zu veröffentlichen, was ihr beliebt, Angriffe auf Personen und selbst strafgesetzlich verfolgbare Aeußerungen, ohne daß der verantwortliche Schriftleiter etwas dagegen hat (oder haben darf), dem weniger zahlungsfähigen, kapitalsschwächeren Angegriffenen aber die Möglichkeit der öffentlichen Rechtfertigung unterbunden wird, so ist nur mehr ein Schritt, daß auch die Unantastbarkeit der bürgerlichen Ehre künftig ausschließlich von Gunst oder Ungunst der Kapitalsmagnaten abhängt.

Die öffentliche Kritik, von Freiheit der öffentlichen Meinung gar nicht mehr zu reden, muß schweigen, wo Inserate winken, mit ihnen läßt sich jeder wahre Gedanke, jedes offene Wort zudecken, und wer die fettesten zu vergeben hat, ist der größte Ehrenmann. Marquis Posas Wort wird abgeändert werden müssen:

„Gebt uns Inseratenfreiheit!" ggl.

Aus dem Inhalt:

Verbrecher mit Papier und Blei.
? Erpressungsversuch an Bosel ?
Aus den Erinnerungen einer unehelichen Tochter Franz Josefs I.

50 Jahre nach dem Krach.

Wenn man die Vorgänge an der Börse, die heute bei allen volkswirtschaftlichen Fragen im Mittelpunkte des Interesses stehen, unvoreingenommen und unbeeinflußt wie wir betrachtet, so taucht unwillkürlich die Erinnerung an den großen Börsenkrach des Jahres 1873 auf. Wenn nicht alles trügt, werden sich ähnliche Vorgänge wie damals bald wiederholen — gleichsam als 50-Jahr-Feier.

Damals, im Zeitalter der großen Erfindungen, der Ausbreitnng technischer Neuerungen, insbesondere von Eisenbahn, Telegraph und Telephon, endlich der Wiener Weltausstellung, trieb die Unternehmungslust reichste Blüten. Man sah, wie die Industriepapiere stiegen, man sah die Gewinne der Besitzenden und Wissenden und es war daher kein Wunder, daß die Sucht nach ebenso reichem Gewinn weite Kreise ergriff und die Hände nach Papieren von Unternehmungen ausstrecken ließ, die zur Zeit der Gründung höchstens zwei- bis dreifachen Makulaturwert besaßen. Der Ehrfurchtstaumel vor dem Namen „Aktie" trieb sie in die Höhe. Bis die Zustände eben unhaltbar wurden. Dann brachte der Zusammenbruch der großen Lüge Tausende um ihr Vermögen, der Platz vor dem Börsengebäude war von zerrissenen, wertlos gewordenen Aktien überschwemmt.

Aehnlich liegen die Verhältnisse heute. Unternehmungen werden in Aktiengesellschaften umgewandelt nur aus dem Grund, um bei der Aktienbegebung den Gewinn einstecken zu können. Der Unterschied zwischen dem Nominale, das in den meisten Fällen 200 Kronen beträgt, und dem Begebungskurs bildet oft das einzige gute Geschäft, das einer solchen Gesellschaft geglückt ist, trotzdem sie den Hauptgewinn dem Emissionsinstitut, gewöhnlich einer Bank, abtreten muß. Dann gibt es aber auch Unternehmungen, die zwar reale Werte besitzen, bei welchen jedoch gewöhnlich diesem Besitz die Höhe der Summe keineswegs entspricht.

die sich ergibt, wenn man die Anzahl der Aktien mit ihrem Kurswert multipliziert. Diese Summe ergibt gewöhnlich Milliarden, während das Vermögen der Gesellschaft vielleicht einige Millionen beträgt. Das kann nur in einer Zeit unbemerkt bleiben, die keine Ueberlegung duldet und in der man schnell entschlossen sein muß, wenn man zu etwas kommen will. Heute kaufen und womöglich noch am gleichen Tag mit Gewinn verkaufen, das läßt natürlich kein näheres Untersuchen zu, ob das Gekaufte auch den Wert hat, den man dafür bezahlt. Es genügt, daß es „getipt" wurde und daß sich immer wieder Käufer finden, die immer wieder auf diese Weise verdienen wollen. Der „Tip" macht die Kurse und der immerwährende Besitzwechsel des Papiers läßt den jeweiligen Eigentümer nicht an Verzinsung denken. Man kauft Effekten, nicht weil man an einem Unternehmen beteiligt sein oder weil man sein Kapital verzinsen will, man kauft nur, um rasch hohe Kursgewinne zu erzielen.

Das sind Zustände wie vor dem „schwarzen Freitag" 1873. Die Folgerung aus der Vergangenheit läßt für die nächste Entwicklung nur düsteren Pessimismus zu. Die Börse, in normalen Zeiten der notwendige und exakt arbeitende Markt des Geldes, sozusagen der Sekundenzeiger an der Uhr der Volkswirtschaft, ist heute nur Gradmesser der Spielleidenschaft und Gewinngier. Ihn richtig abzulesen, das von ihm abhängige volkswirtschaftliche Getriebe in wahrem Lichte zu zeigen, bedarf's der kühlsten Objektivität, der vollsten Freiheit der Meinung und der durchwegigen Losgelöstheit von materiellem Interessement. Da wir das für uns voraussetzen können, dürfen wir uns bemühen, auch auf diesem heiklen Gebiet unseren Lesern die oft schwer verständlichen, geheimnisreichen Vorgänge näherzubringen, nicht bloß zur Belehrung, die in der Zeit des Schiebertums nicht überflüssig scheint, sondern auch zur Warnung. 50 Jahre nach dem großen Krach und vielleicht ebensoviele Tage vor dem neuen. Erpe.

Die beschlagnahmte „Stunde".

Ueber die Angriffe der „Stunde" auf pflichttreue Beamte der Finanzbehörde war vielleicht so lang für den Verhältnissen Fernstehende kein klares Urteil zu gewinnen, als nicht das über Antrag der unehrenhafter Handlungen bezichtigten Beamten selbst eingeleitete Untersuchungsverfahren abgeschlossen war. Es hat, wie nicht anders zu erwarten, ihre völlig untadelige Haltung ergeben; darüber wurde eine amtliche Verlautbarung hinausgegeben. Sie schildert Art und Berechtigung des sogenannten Ablassungsverfahrens, gegen das insbesondere der Vorwurf der Unzukömmlichkeit erhoben worden ist, völlig übereinstimmend mit den Darlegungen, die wir seinerzeit den von keiner Sach- und Gesetzeskenntnis getrübten Angriffen der „Stunde" entgegensetzen konnten. Als

Ergebnis der Untersuchung,

soweit sie einzelne in den Angriffsartikeln namentlich bezeichnete Beamte betraf, stellte die Verlautbarung fest, daß keinerlei Umstände zutage kamen, welche die erhobenen Anschuldigungen gegen die „tüchtigen und in langer Dienstzeit bewährten Beamten" in irgend einer Richtung begründet erscheinen ließen. Trotzdem hat es die Schieberpresse, welche im Interesse einer ganz dünnen Schicht allerschäbigster Gesetzesverächter die Lauterkeit im Dienst des Staates grau gewordener Beamter in Zweifel zu ziehen gewagt hat, es nicht der Mühe wert gefunden, ihnen anläßlich solchen Untersuchungsergebnisses auch nur ein Wort der Genugtuung zu widmen. Während aber die anderen wenigstens stillschwiegen, hat „Die Stunde" ihre Frechheit so weit getrieben, den Feststellungen der amtlichen Verlautbarung dieselben unqualifizierbaren Behauptungen entgegenzusetzen, die ihr bereits als aus krasser Sachunkenntnis entsprungen nachgewiesen wurden. Wenn ein Blick in die bestehenden Vorschriften und einschlägigen Gesetzesbestimmungen lehrt, daß die Angestellten der Finanzverwaltung an den aus erfließenden Strafgeldern oder beschlagnahmten Werten sich ergebenden Anzeigerbelohnungen keinerlei Anteil, daher an ihrer Höhe keinerlei persönliches Interesse haben können und man dann in dem genannten Blatt der mit hartnäckiger Beharrlichkeit wiederholten gegenteiligen Behauptung noch immer begegnet, so weiß man nicht, ob die Unverschämtheit oder die Dummheit größer ist.

Selbstverständlich ist aber, daß die Beamten, deren Ehre aufs Spiel gesetzt erscheint, angesichts des Ergebnisses der Untersuchung des Schutzes, worauf sie gesetzlichen Anspruch haben, nicht mehr entbehren durften. War festgestellt, daß die gegen sie erhobenen Anwürfe jeder Begründung entbehren, so bedeutet ihre Wiederholung die nicht mehr zu übersehende Uebertretung der Gesetzesbestimmungen

zum Schutz der Ehre

und, da gegen Beamte in Ansehung ihres Dienstes gerichtet, Amtsehrenbeleidigung. Diese zu verfolgen, ist der Staatsanwalt nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, sobald sie zu seiner Kenntnis gelangt. Der erste Schritt der staatsanwaltlichen Verfolgung ist nun die Beschlagnahme, zu welcher auch das neue Preßgesetz Handhabe bietet. Man kann nun freilich über dessen Bestimmungen möglicherweise verschiedene Auffassung haben, sie wird sich nach der Stellung jeweilig anders gestalten, die man zu Preßfreiheit im allgemeinen nimmt. Es ist beispielsweise ganz gut denkbar, daß man überhaupt jedwede Beschränkung der Verbreitung von Meinungen durch die Druckpresse verwirft, die völlige Preßfreiheit verficht und die Begehung von Straftaten durch den Inhalt von Druckschriften (sofern man nicht sogar deren Möglichkeit überhaupt anzweifelt) nicht anders verhütet sehen will als sonstige Straftaten, nämlich ausschließlich durch die Androhung der nachfolgenden Strafe; danach wird man auch die Anwendung der preßgesetzlichen Vorschriften möglichst weitherzig wünschen. Allein wenn „Die Stunde" über die Beschlagnahmen, die ihr widerfahren, wie ein Berserker zu toben beginnt, so sind nicht derartige Meinungsverschiedenheiten die Ursache. Die Ansicht, mit Terror und Drohungen, mit Geschrei und Wüten unbequeme, aber gesetzlich begründete Maßregeln unwirksam machen zu können, entspringt der Vorstellungswelt, die auf dem magyarischen Globus heimisch ist. In der ganzen Haltung, welche das Blatt des ehemaligen Kommunisten Bekessy anläßlich der zwei Beschlagnahmen, welche ihre grundlosen Beschimpfungen bewährter Beamten notwendig nach sich ziehen mußten, einnahm, spricht sich die Wesensfremdheit aus, welche die belyarischen Macher des Blattes gegenüber allen unseren Einrichtungen offenbar erfüllt.

„Die Stunde" wird beschlagnahmt — eine Maßregel, die, wie zugegeben, anfechtbar sein, nichts weniger aber im Gesetz Begründung finden kann — weil sie strafbare Behauptungen wiederholt, trotzdem ihre Grundlosigkeit erwiesen ist. Es geht alles gesetzmäßig dabei zu. Und wenn irgend etwas bemerkenswert erscheinen könnte, so wäre es die Duldung, welche die unstichhältigen, aus der Luft gegriffenen Behauptungen bei ihrem ersten Auftauchen erfuhren, da sie doch damals um nichts weniger strafbar waren, dies nicht erst durch den Erweis ihrer Grundlosigkeit wurden. Ganz mit Recht fragt das Blatt selbst, warum ihr jetzt bei Gefahr der Beschlagnahme verwehrt sein soll zu wiederholen, was es vor 6 Wochen unbeanstandet veröffentlicht hat. Wir haben schon damals gewarnt,

magyarisches Gesindel üppig werden

zu lassen. Was ihm einmal aus duldsamer Nachsicht oder aus in Hinsicht seiner trotz der Aufgeblasenheit verhältnismäßigen Bedeutungslosigkeit begreiflichem Uebersehen durchgegangen ist, beansprucht es herrisch als sein Recht.

„Die Stunde" wird beschlagnahmt und Bekessy tobt. Er stößt wilde Verwünschungen und Drohungen aus, wiederholt alle Beschuldigungen mit verdoppelter Heftigkeit und eröffnet die Aussicht, nun erst recht alle Tage „ein Tänzlein aufzuspielen", daß alle Behörden von der Finanzlandesdirektion bis zur Staatsanwaltschaft das Grausen angehen soll, er, der Bekessy. Er kündigt dem Genfer Werk seine Freundschaft, droht der einen Regierungspartei mit rücksichtslosem Kampf bei den kommendrn Wahlen und winselt die übelsten Stützen der anderen um Hilfe an, geht der Opposition um den Bart und zeigt sich entschlossen, die Schwierigkeiten der Regierung zu vermehren, ndem er ihr sein Wohlwollen entzieht und besonders gefährliche Aktionen gegen sie geheimnisvoll andeutet, er, der Bekessy. Wobei er vergessen hat, daß die „Interpellationen im Nationalrat wegen der Spitzelzentrale", die er als von ihm veranlaßt angekündigt hat, noch immer auf sich warten lassen.

Und ist dann baß erstaunt, daß sein einflußreiches Weltblatt gar ein zweitesmal konfisziert wird. Der Staatsanwalt ist nicht davongelaufen, die Regierung findet die Sorgen, die ihr die Arbeitslosen bereiten, noch immer wichtiger als die Drohungen des Herrn Bekessy, nicht im kleinsten Parteiklub geschieht seiner Beschwerden Erwähnung und überhaupt schert sich kein ernster Politiker, ja, kein ernster Mensch auch nur einen Pfifferling um das Gebell der „Stunde". Und so was geht?

In Ungarn wär' das anders!

Da Bekessy schrecklich fühlbar wird, wie eng gezogen hier zu Lande die Grenzen seiner Macht, wendet er sich bittlich an einen Mächtigeren, an den Mächtigsten im Staat, an den „Herrscher" Bosel, der auch sogleich zu Hilfe bereit ist. Bosel stellt seinen „Tag" zur Verfügung und läßt gegen die Vergewaltigung des Helden Bekessy einen geharnischten Aufsatz schreiben. Doch sein Erscheinen unterbleibt, Schreier hat Widerspruch erhoben, weil „Die Stunde" ihrerseits zu der seinerzeitigen Fehde des „Tag" mit dem Herausgeber des „Neuen Wiener Journals", Lippowitz, die erwünschte Stellungnahme unterlassen hatte. Also „auch du, Brutus?"

Als Bekessy so erkennen mußte, wie einsam er sei, wurde er wehleidig. Auf seiner Suche nach mitfühlenden Seelen war er auf den Herrn Partik gekommen, dem

Schatten des ewigen Ministeranwärters

Heinl, einen der stumpfsten Spießer aus der an Exemplaren dieser Art so reichen christlichsozialen Partei und bösartigsten Feind alles, was nicht unmittelbar dem Geldsackl von Greisler, Gärtner und Krämer bekömmlich ist. Der hatte ihm zum Trost ein paar nichtssagende Phrasen mitgegeben. Auf sie pochend, raunzt Bekessy: „Der Journalist wird gemaßregelt. Wenn das Gleiche ein Nationalrat behauptet, dann ist es Rührmichnichtan." Geradezu kindisch ist er geworden. Von der Immunität von Nationalräten hat er keine Ahnung. In Ungarn gibt's so was nicht, wird es wenigstens nicht beachtet. Dort gilt nur der Journalist

---

Maiandacht.

Von Auguste Mannlicher-Weiß (Mattsee).

Das Kirchlein von St. Maria liegt überm Dorf an der Hügellehne, als müßte es immerdar, Tag und Nacht seine fromme Herde vor Augen haben. Das schlanke Türmchen ist nadelspitz und lugt aus dicken Sträußen rosenroter Apfelblüte wie ein aufwärts zeigender Storchenschnabel, an den grauen Mauern kleben Büsche von Jasmin und ringsum ist ein Duften, Vogelsingen und Bienengesumm, als läge irgendwo im Busch der Knabe Mai verborgen. Der grüne Hang, die Halden rings umher, sie leuchten, überschneit vom Weiß der wilden Narzisse. Der Alpen blaue Kette umkränzt die liebliche Landschaft und zartgetönt wie das Farbenspiel einer Seifenblase wölbt sich darüber der abendliche Himmel.

Im Kirchlein ist's leer und kühl und still. Durch hohe bunte Scheiben fällt die letzte Sonne auf Fliesen und Bänke und malt prächtige Flecken, pfingstblumenrot, kornblumenblau, dottergelb. Das Gold des Tabernakels schießt sprühende Pfeile.

Ein Schlüssel knarrt im Tor. Mesner Fürbeck tritt ein. Sein quergestutztes Haar liegt wie eine weiße Bürste am roten Meßkittelkragen. Er faßt nach dem Seil und läutet. Und da klingt und singt es hinab in das Dorf und weithin über Tal und Berg, daß Marias Gnadenzeit gekommen und alle eilen mögen, die Himmlische zu preisen.

Dann trippelt der Alte in die Sakristei, legt dort sein Pfeifchen aufs Bücherbrett, bereitet fein säuberlich die Kleidung für seinen Pfarrherrn und nimmt den Lichterstab, die hundert Flammen zu entzünden, welche, einem Strahlenkranze gleich, das himmelblaue Bild der Gnadenreichen umschimmern sollen. Das dauert lang, denn die greisen Hände zittern. Umso schöner aber ist das vollbrachte Werk. Fürbeck tritt zurück, es zu betrachten. Fürwahr, ein leuchtend Wunder! Aufsteigend aus der Mitte des Altars die kinderhafte Gestalt der Jungfrau. Das Kleid von der Farbe des Märzhimmels, das Haar mit der Edelsteinkrone eine Welle in Gold. Gefaltet zu frommem Gebet die vollen Händchen. Das Füßchen, weich und rosig, versinkend in Schwaden weißbrauenden Gewölkes. Im Antlitz die Weihe des Himmels und doch so irdisch alles, so menschlich lieblich, fast will man nicht glauben, daß die Erscheinung nur Stein, kalter, bemalter Stein! Gleich einem Flammentor umgibt sie ein breiter Lilienkranz, aus dessen gläsernen Blütenkelchen Wachslichterchen funkeln. Grüne Ranken, lange seidene Bänder hängen nieder auf die blumenschweren Decken des Altars und zur Erde auf den Rosenteppich, der üppig weich die Stufen deckt.

Befriedigt wendet sich der Mesner zum Gehen.

Da steht im dämmerigen Kirchenschiff der Pfarrer. Sein junges Angesicht ist bleich, das feurige Auge hängt schwermutsvoll an dem schimmernden Altarbild. Die schlanke, mittelhohe Gestalt umfließt gleich einem Schatten der lange Talar. Auf dem modisch gekämmten Haar liegt Glanz, herübergeblendet von den Glasblüten. Bei Fürbecks Gruß rafft er sich auf und schreitet in die Sakristei. Dort zieht er das gefältete Chorhemd mit der breiten Spitze über den schwarzen Rock, nimmt Stola und Andachtsbuch entgegen und wartet geduldig, bis die Dörflerschaar, so nun die Kirche füllt, zu Ruhe und Andacht gekommen. Dann bimmelt Fürbeck kurz und Ernst Kramer tritt hinaus und kniet auf den Rosenteppich nieder. Aller Augen fliegen ihm nach, aller Herzen ihm zu. Denn obwohl erst kurz im Ort, erkennen ihn doch alle als einen von den seltenen Würdigen, der in Treue erfüllt, was der Herr befohlen: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!"

Die Orgel erbraust und jubelnd fallen die Kinder ein:

„Maria, Holde, sei gegrüßt,
Nimm unsre frommen Lieder!
Was Hain und grüner Wies' entsprießt,
Hier legen wir es nieder.
Denn unsre Lieb' ist groß und heiß
Zu dir, des Himmels Licht und Preis."

Ein kurzes Zwischenspiel, sodann die zweite Strophe:

„Im Leben, wie im Tode wird
Dein Bild mich nicht verlassen —"

Bisher hat der junge Priester mitgesungen, mit lauter, wohlklingender Stimme, die sich wie Lerchenruf aus blühendem Korn über die Töne der rauhen Bauernkehlen erhob. Jetzt aber verstummt er plötzlich, als ducke sich der Vogel im Käfig. Weiße, magere Finger falten sich über brennenden Augen. Die Lerche scheint krank.

Inzwischen ist die Sonne schlafen gegangen. Immer dunkler werden die Winkel des Kirchleins, immer blendender strahlt der Lilienkranz um Maria. Und nun die lauretanische Litanei. Das monotone, unnervende „Bitt' für uns!" der Menge, der Blütenstaub betörender Verzückungen aus dem Mund des Priesters: „Du reinste Mutter! Du keuschste Mutter! Du ungeschwächte Mutter! Du liebliche Mutter! Du wunderbare Mutter!"

Seine Augen hängen an der Statue. In traumhafter Begeisterung haucht er, was orientalisches Feuer der begnadetsten aller Gebärerinnen ausgeglüht: „Du Spiegel der Gerechtigkeit, du geistliche Rose, du Turm Davids, du elfenbeinerner Turm, du geldenes Haus, du Morgenstern!" Wie leuchtende Garten aus dunkler Erde, so steigen diese güldenen Liebkosungen aus dem schattendüsteren Chor des immer gleichen, klagenden, quälenden: „Bitt' für uns!" — —

Zu Ende die Andacht. Eilig, behend verschwinden die Kinder, behäbig, sich besprengend und bekreuzend folgen die Alten. Das hinkende Einlegerweiblein humpelt zum Schluß. Nur Staubwirbel fliegen noch gedankenlang um Altar und Stühle.

Den Stab mit dem Löschhütchen in der Hand trippelt Mesner Fürbeck zur heiligen Jungfrau. Löscht Licht um Licht zitterig und gewissenhaft und seine weiße Bürste scheuert den roten Kragen.

Erloschen ist das Glorientor, der Siegesbogen um die Königin.

Pfarrer Kramer legt die Hand auf Fürbecks Schulter: „Halt, Freund! Zwei Kerzen laß mir brennen! Ich muß noch beten. Schließ das Tor und laß die Seitenpforte unversperrt!" Der Mesner tut, wie ihm geheißen, verschwindet im Seitenkirchen und steigt hinab durch die duftende Mainacht ins Dorf.

Die beiden stillen Lichter brennen zu Füßen Marias. Pfarrer Kramer legt sein Brevier aufs Betpult und kniet hin. Ach, wie ist er müd' von des Tages Last! Die Zahl seiner Seelen so groß, das Maß seiner Kräfte übersteigend! O, nur einmal ruhen können, so recht von Herzen! All seinen Willen zusammenraffend, öffnet er das Buch und versucht zu lesen. Es geht schwer. Die Blätter verwirren sich, die Zeilen, die Buchstaben tanzen.

Aufseufzend blickt er zu Maria empor. Sie sieht ihn an mit feuchten Blicken und — nickt ihm zu. Nickt? — Er erbleicht. Gleich darauf lächelt er. Wahrhaftig, seine Müdigkeit muß übermächtig sein, daß sie ihm Trugbilder vorgaukelt. Lebhafter neigt er sich über die Schrift und siehe, schon liegt sie klar. Doch der Maiduft dringt durch alle Ritzen, die Luft ist schwer. Stärker als der Wille ist die Natur. Ein wenig nur die müde Stirn aufs Buch gelegt — — —

(Fortsetzung folgt.)

der frech aufzutrumpfen, zur rechten Zeit aber auch zu kuschen versteht.

Die Verwechslung des westlichsten Asien mit unseren seit der Republik doch schon etwas kultivierteren Gebieten, die Verschiedenheit von Land und Volk beschränkt verkennende, anmaßend mißachtende, rein mechanische Anwendung bayarischer Methoden im politischen Kampf und alltäglichen Meinungsstreit wie in der journalistischen Mache bilden den hervorstechenden Wesenszug der Unternehmungen des Bekessy. Es ist undenkbar, daß sie sich durchsetzen; denn das würde, ganz abgesehen von der Verwerflichkeit der Zwecke, denen sie dienen, einen Rückfall in politische und gesellschaftliche Sitten bedeuten, die wir überwunden haben.

Die Verbrecher mit Papier und Blei.

Schon gleich bei Ausbruch des Krieges konnte man wahrnehmen, daß Wien mehr als früher für das Verbrechertum aller Art lockende Anziehungskraft besitzt. Besonders arg ist es aber seit den Umsturztagen geworden. Denn wenn früher die Mißachter von Recht und Gesetz leicht an ihrem Leben und ihren Taten erkennbar und greifbar waren, so haben die wirren Verhältnisse der Revolution hier Scharen fragwürdiger Gestalten zusammenströmen lassen, deren antisoziales, verbrecherisches Wesen nicht sogleich auf den ersten Blick aus ihrem Aeußern und den Zwecken, denen sie zu diesen vorgeben, zu erkennen ist. Politische Abenteurer aus aller Herren Länder, geschäftliches und finanzielles Schiebertum, Hochstapler aller Art haben Wien als sicheren Zufluchtsort und geeigneten Stützpunkt für ihre Unternehmen erkürt, als wahre Goldmacher aus einem Nichts, aus der Dummheit, Unwissenheit und Harmlosigkeit der anderen, hauptsächlich der Eingesessenen, Vorteile für ihre eigenen oder für die dunklen Absichten ihrer Soldgeber, und vor allem Geld und gutes Leben gemünzt. Sie sind im Grund viel gefährlicher als die Verbrecher, die mit Stemmeisen und Fingerfertigkeit dem Eigentum ihrer Mitmenschen zu Leibe gehen. Denn sie verüben Einbruch in das Gehege menschlicher Gesittung, Attentate gegen den sozialen Geist des Vertrauens von Mensch zu Mensch, ohne das menschliche Gemeinschaft undenkbar ist, sie vergiften und verseuchen das ganze gesellschaftliche Leben.

Am allergefährlichsten wird ihre Art, wenn es ihr gelingt, Einfluß auf die Gestaltung von Anschauungen und Meinungen zu gewinnen auf dem hiezu zielsichersten Weg der Presse. Wir haben es erlebt und erleben es in Wien täglich neu, wie zerrüttend die verbrecherische Intelligenz, die mit Feder und Blei zu hantieren versteht, auf alle sittlichen Auffassungen im Volksleben, Gesellschaft und Handel einwirkt. Wenn früher solche Erpressungs- oder Fälschungsaffären, Unterschlagung von Millionenbeträgen, betrügerische Konkurse mit skrupelloser Vernichtung Tausender von Existenzen, Schmuggel gleich in ganzen Eisenbahnzügen wie heute je bekannt geworden wären, hätte sich alle Welt über die Möglichkeit exzessiver Gesetzesmißachtung erstaunt. Heute nimmt man dergleichen gleichmütig, als Selbstverständlichkeit hin. Ist es verwunderlich, wenn eine gewisse Presse die Leser daran gewöhnt, die Werturteile der öffentlichen Meinung als nichts anderes zu betrachten als Ware, die auf dem Markt in jeder gewünschten Beschaffenheit feil ist, die auch durch Aufkauf vom Markt verschwinden gemacht werden kann? Es ist doch so weit, daß der Verbrecher mit Papier und Blei, während den mit Dietrich und Brecheisen diese seine Werkzeuge kenntlich machen, eines Werkzeuges eigentlich gar nicht mehr bedarf. Er hat Einkommen viel weniger von dem, was er an Schreib-, bzw. Druckzeilen erzeugt, als davon, was er mit den Händen in den Hosentaschen ungeschrieben, ungedruckt läßt.

Schwer mitschuldig an den Verbrechen gegen den sittlichen Gehalt der Gesellschaft machen sich allerdings alle diejenigen, welche solche meist aus Leichtsinn und Genußgier geborene Verbrechenbereitheit für ihre selbstsüchtigen Zwecke benützen. Der Börsenbetrug, eines der bösartigsten Krebsgeschwüre am sozialen Körper, wäre ohne die Zusammenarbeit der Habsucht gewissenlosen Spekulantentums mit journalistischer Feilheit, gar nicht denkbar. Der — an sich schwindelhafte — Widerstreit zwischen Hausse und Baisse kann des Bringers und Verbreiters von Nachrichten nicht entbehren, die ohne Rücksicht auf Wahrheit und Treue nur die bezahlten Vorwände für das Auf und Ab eines sonst völlig sinnlosen, dafür aber, weil vom Wohl der Allgemeinheit nicht bedingt, es aber dennoch tief beeinflussend, umso schädlicheren Glücksspiels abzugeben haben. Die raschen Raubgewinne, die einen neuen Reichtum wahrhaft gigantisch aufblähen, sie wären, ob auf dem Waren-, ob auf dem Geldmarkt, nicht zu erzielen ohne die Werturteile, deren Gunst sich nicht nach der Güte der Ware, der Zuverlässigkeit eines Wertpapiers oder eines Unternehmens, sondern nach der Höhe der Anteile bestimmt, welche dem Urteilsfäller zugeteilt werden.

Mit den gewöhnlichen, gesetzlich gezeichneten und mit Bann bedrohten Verbrechern verbünden sich gemeinhin nur Gleichgesinnte, im allgemeinen wird die Zumutung wohl entrüsteter Zurückweisung begegnen, sich in engere Gemeinschaft mit Einbrechern, Taschendieben oder Zuhältern einzulassen. Es ist bezeichnend für den Grad der eingerissenen geistigen Verkommenheit, daß um die Gunst der schöngeistigen Verbrecher sogar Leute buhlen, die sich selbst für Persönlichkeiten halten und die, was schlimmer ist, auch von der Mitwelt als solche gewürdigt werden, während anderseits gerade die wurmstichigen Charaktere von der ihnen wahlverwandten Presse den Nimbus verliehen erhalten, der ihnen Achtung verschafft.

Mehrfach lehrreich in dieser Hinsicht ist die gegenwärtige Affäre des Dimitri Rubinstein. Am ihm wurde bekanntlich vor kurzem in Berlin eine Erpressung versucht, indem ein Journalist auf Grund des Bürstenabzuges eines Aufsatzes, der mit für die persönlichen Verhältnisse des Bedrohten wenig schmeichelhaftem, für seine geschäftlichen Beziehungen schädigendem Inhalt in einer großen Tageszeitung erscheinen sollte, von ihm eine hohe Schweigesumme erlangen wollte. So roh, so geradewegs wird natürlich die journalistische Erpressung nicht immer geübt, so ungeschickt wie Rubinstein verhalten sich auch, die Ursache haben, sie zu fürchten, gewöhnlich nicht; sie bauen vor, indem sie durch enges Zusammengehen mit der Pressemaffia die Möglichkeit von Presseangriffen von vornherein ausschalten. Hiezu hatte Rubinstein zur Zeit der Erpressung wohl nicht mehr die finanzielle Macht... der erpresserische Artikel enthielt also sachlich Richtiges! Warum fand trotzdem die Angelegenheit in unserer Schieberpresse damals eine Darstellung, als wäre dem Russen schweres Unrecht durch die Verbreitung ungünstiger Nachrichten über seine Vermögenslage allein, abgesehen von der Erpressung, geschehen? In Berlin entzog ihm die sachlich richtige Schilderung seiner Persönlichkeit die Möglichkeit, die Schiebereien, derentwegen er sich hinbegeben hatte, fortzusetzen. Wir erinnern uns aber sehr gut der Telegramme hiesiger Zeitungen, welche die Nachricht von der erschütterten Stellung Rubinsteins für gänzlich unrichtig erklärten; sie ermöglichten ihm erst, sich von Berlin, das verlorener Boden für ihn war, in seine alte Wiener Position zurückzuziehen und sich für den entgangenen Berliner Raubzug, gestützt auf das Ansehen des Finanzmannes, dem bitteres Unrecht geschehen ist, dem aber selbst die dadurch erlittene erhebliche Schädigung keine Einbuße an wirtschaftlicher Geltung bedeuten kann, hier umso bedenkenloser zu entschädigen. In Schieberblättern, wie „Die Börse" und „Die Stunde", erschienen die fetten Anzeigen der Kontinentalen Bank noch zu einer Zeit, zu der ihr Zusammenbruch schon in sicherer Aussicht stand. Hätte eine weniger gewissenlose Presse sich seinerzeit das materiell Richtige aus dem Erpressungsfall Rubinstein warnend zu eigen gemacht, statt es liebevoll mit dem (gut bezahlten) Mantel des Bedauerns über geschehenes Unrecht zu bedecken, so wäre vielleicht auch in Wien die schwere Schädigung zu verhindern gewesen, welche viele hunderte wirtschaftliche Einzelexistenzen und sonach die ganze Volkswirtschaft durch das gemeingefährliche Treiben dieses Rubinstein erleiden.

Und noch etwas ist bezeichnend! Solange die fetten Inserate der Kontinentalen Bank winkten, war ihr Beherrscher Dimitri Rubinstein der Edelmann, der hochzuschätzende russische Staatsrat, das unanzweifelbare Finanzgenie, dessen Unternehmungen unbesehen Erfolg zuzusprechen ist und dem für mißglückte nur mit Bewunderung, wie wenig ihm Mißerfolge anhaben können, gemischtes Bedauern gebührt. Von dem Augenblicke an aber, als der breite Inseratenstrom versiegte, waren die Titel und Würden des „Generalkonsuls" nur mehr mit höhnenden Anführungszeichen versehen in Geltung und Dimitri Rubinstein ein gewöhnlicher Betrüger und Hochstapler, wie andere auch. Nun war, dem die Achtung einer seiner würdigen Presse noch ein Scheinleben verliehen hatte, als er schon längst ein wandelnder Leichnam, erst wirklich ein toter Mann. Was nicht hindern wird, daß er über kurz oder lang wieder fröhliche Auferstehung feiern kann — sobald er nämlich wieder in der Lage ist, Inserate auszuteilen. Der Fußtritt, den der Verbrecher mit Blei und Papier unausweichlich dem abgestorbenen Götzen von gestern versetzt, ist so recht bezeichnend für beide Teile.

Denn es ist eine weitere betrügerische Gepflogenheit des Wiener journalistischen Rowdietums, die Inseratenwerbung damit zu begründen, daß der Inserent auch den Schutz des Blattes, dem er seine Aufträge erteilt, gegen Widrigkeiten aller Art, gegen Konkurrenten und selbst gegen die Behörde genieße. Wie es darum bestellt ist, zeigt der Fall Rubinstein. Der Schutz wirkt solange, als der ihm Befohlene zahlungsfähig, also nach dem Lauf der kapitalistischen Welt, in der mit Geld alles zu erreichen und zu richten geht, seiner gar nicht bedarf. Wird er notleidend, daß ihm die schützende, helfende Hand erst wirklich nützlich wäre, bekommt er den Fußtritt ab.

Im internationalen Verbrecherjargon heißt Oesterreich „die Latrine". Zwar deswegen, weil das internationale Verbrechertum dieses unglückliche Land nur als Durchzugsstation wie eine derartige Einrichtung benützt, aus der man nach verrichtetem Geschäft möglichst rasch wieder wegzukommen trachtet, vielleicht auch, weil nur der allererbärmlichste Abhub selbst des Verbrechertums hier seine Ablagerung findet. Das journalistische Verbrechergesindel, das Wiener Spezialität geworden, mag nicht wenig dazu beitragen, uns in diesen sonderbaren Geruch zu bringen.

Zu dem in Nummer 40 des „Neuen Wiener Kuriers" enthaltenen Aufsatz: „Die wahren Herrscher der Republik" teilt uns Herr Rechtsanwalt Dr. Robert Gruber in Vertretung des Herrn Oberstleutnants a. D. Dr. Richard Turba mit, daß dieser nicht Mitbesitzer des „Antisemitenhofes" in der Josefsgasse ist und daher nicht über dessen Verkauf verhandeln konnte, auch nicht hiezu bereit war.

Reis aus Habsburgs Stamm.

Aus den Erinnerungen einer unehelichen Tochter des Kaisers Franz Josef I.

II. Der „Gemeindefratz". (Forts.)

Bevor ich den Lesern Leiden und Freuden meiner Schulzeit vor Augen führe, muß ich sie mit meinem Charakter bekanntmachen.

Ich war sozusagen eine Range, voll Lebenslust und Schelmenstreiche, ohne jedoch jemandem zu schaden. Trotz meiner Armut war ich furchtbar ehrgeizig; ich wollte etwas sein und werden. In den ersten Klassen war ich auch immer die erste, die Lehrer staunten über meine rasche Auffassungsgabe. Mit sechs Jahren sagte ich bei der ersten Schulprüfung, die in Gegenwart des ganzen Konvents und des Bezirkshauptmannes vorgenommen wurde, die Genealogie des regierenden Kaiserhauses auf. Man sagte, aus meinen Augen sprühen Funken.

Ich widmete mich besonders der Naturgeschichte, Länder- und Völkerkunde, auch der Sternenkunde brachte ich Aufmerksamkeit; Kinderspiele achtete ich nicht, hatte keine Freude an blöden Dingen. Wenn ich mich heimlich fortschleichen konnte, saß ich oft halbe Tage bei dem alten Tiroler Pater Prior oder in der großen Stiftsbibliothek hinter einem Vorhang von schwerem Samt bei Büchern. Pater Prior gab mir Unterricht in Latein und Theologie. Kurz, mein Anfang versprach sehr viel.

Da trat in meinen Lebensweg ein Mensch ein und zwar auch ein Geistlicher, der zertrat meine schönsten Hoffnungen, wie man unbarmherzig, roh und brutal eine Blume zertritt. Pater Prior wurde seines Amtes infolge seines hohen Alters enthoben und an seine Stelle trat ein gewisser P. Othmar Berger als Prior, Schulkatechet und Bundesvorsteher der Jungfrauenvereine. Er war das regierende Faktotum des Stiftes Admont. Seinem Befehl mußte sich alles beugen. Seine Gestalt war hager, seine Gesichtsfarbe mehr gelb, besonders wenn er in Zorn geriet, was nicht selten der Fall war. Gegen vornehme Reiche war er die schleichende Unterwürfigkeit. Doch gegen Arme: da zuckte um seinen festgeschlossenen Mund ein finsterer, feindseliger Haß. Wir Kinder liebten ihn nicht, wohl aber fürchteten wir ihn, denn er hielt alle, selbst die Lehrer in einem hypnotisierenden Bann. Er war von dem lieben alten P. Morig das gerade Gegenteil.

Ich lernte gut, war immer vorwärts, was dem Herrn nicht behagte. Immer hatte er etwas zu tadeln, zu nörgeln und zu strafen, besonders gerne gab er Fasttage als Zubuße zu meinen 365 Halbfasttagen, da doch vom Sattessen zu Hause nie eine Rede sein konnte. Dies ließ ich mir eine lange Zeit hindurch gefallen, ich war ja erst eine dritte Klasserin und unser drei Mädchen waren es, auf die er es abgesehen hatte. Besonders ich mußte den Sündenbock oft für die ganze Gemeinde abgeben, wenn sogenannte „ordentliche, gebildete" Kinder ein Gaunerstück verübten, da war das Findelkind, der „Gemeindefratz", schuld an allem — —

Eines Tages wurde ein armer Knabe, Fridolin Hollinger, weil er sein beim Ministrieren verdientes Geld genommen hatte, das ihm auf sein inniges Bitten vom Pater Othmar nicht gegeben wurde, auf Befehl Othmars auf eine Bank geschnallt. Der Laienbruder Sylvester mußte den Knaben mit einer Geißel, woran Bleiknöpfe befestigt waren, solange schlagen, bis der ganze Körper mit Blut und Hautfetzen bedeckt war. Mit verschränkten Armen, ohne mit einer Wimper zu zucken, sah Pater Othmar dieser fürchterlichen Prozedur zu. Meine Pflegemutter, die Toni, wie ich sie fortan nennen will, war Zeugin dieser unmenschlichen Behandlung. Sie wurde ohnmächtig. Als sie ihn ob dieser Unmenschlichkeit zur Rede stellte, wies er ihr die Tür mit dem Bemerken: „Das geht Sie nichts an!" Der Knabe war nach zwei Tagen eine Leiche. Bestraft wurde Pater Othmar für diese Untat nicht, denn auch das Gericht in Liezen wollte sich mit ihm nicht überwerfen. Der tiefgebeugten Mutter, die durch die Bestialität eines Verkünders der Nächstenliebe ihr Kind auf so tragische Art verloren hat, gab man zur Antwort: „Vor den Klostermauern hört das Gesetz auf."

Ich kam mehr und mehr zu Verstand und sah und hörte so viel, daß ich schließlich keine Achtung mehr vor unseren Geistlichen hatte. Nur drei Priester waren ausgenommen: der alte Pater Urban, Kreisdechant, ein gebürtiger Tiroler, der alte Prälat Pater Zeno Müller und der bereits 80jährige Pater Moriz von Angelis, welcher unter strengster Klausur war, während die beiden anderen Herren als Nullen galten, nichts zu reden hatten.

Diese Erfahrungen wirkten auf mich so, daß ich störrisch, böse und widerspenstig wurde. Nur wenn ich heimlich durch einen unterirdischen Gang die Klausur durchbrechen und ins Kloster gelangen konnte, war ich selig. Ich erzählte dem Pater Angelis meine Leiden und er verstand mich auch, als ich ihm sagte, wie es Pater Othmar treibt. Da sagte er zu mir: „Kind, lasse ihn gehen! Er ist halt ein Judas-Bruder!"

Eines Tages weilte ich wieder beim alten Pater Prior. Als ich auf dem Rückwege über den langen Kreuzgang ging, begegnete mir, o weh! — der Herr Katechet. Ich sah mein Schicksal besiegelt. Furchtbar entstellte er sein Gesicht und wütend wie eine Katze fauchte er mich an, wo ich gewesen sei. Ich sah ihn furchtlos an und sagte: „Beim Pater Prior!" — „Sooo? Na warte, du Gemeindefratz!" war seine Antwort. Ich lief davon, er hinter mir nach. Doch ich war schneller als er und schon wollte ich beim großen eisernen Gitter hinausstürmen, als ich dem Herrn Prälaten in die Arme lief. Beschämt blieb ich stehen. Tränen des Zornes flossen aus meinen Augen.

„Nun, nun, was ist denn geschehen?" fragte der Herr Prälat. Und schon stand Pater Othmar hinter mir mit süßlichem Lächeln und sagte, ich sei wider das Verbot im Kloster herumgelaufen. Ich sah den Prälaten an, dann den Prior. Das war eine Lüge! Lügen darf doch ein Geistlicher nicht!

Der Herr Prälat hatte die Sache sofort heraus und sagte, zu mir gewendet: „Nun, sage es aufrichtig, wo du warst und was du gemacht hast!" Ich sah ihn an und sagte: „Ich wollte zum Pater v. Angelis, weil er mich in Theologie und Sternenkunde unterrichtet." — „Ah, so ist es. Nun, das ist ja ganz schön, wenn du fleißig lernst und wirklich Lust zum Studieren hast; nur darf man nicht ungehorsam sein, die Klausur nicht brechen, denn Frauenzimmer dürfen ins Kloster nicht hinein! Jetzt geh' ruhig nach Hause!" sagte der Prälat. Ich küßte ihm die Hand und entfernte mich.

Zu Hause erzählte ich alles der (sogenannten) Großmutter und der Toni. Die sagte: „Jetzt ist es gefehlt, der arme alte Herr wird nichts Gutes mehr haben." Und das Sprichwort ist wahr: Die Rache eines Geistlichen schleicht im Finstern! Der alte Herr wurde dort weggegeben, in einem kleinen vergitterten Gemach neben der Bibliothek untergebracht und als sein Wächter ein junger Kleriker aufgestellt. Wir alle weinten und von dieser Stunde haßten wir Othmar als unseren grimmigsten Feind und taten ihm, was wir nur konnten, zum Trotz. Wir machten es aber nicht besser.

Wieder war ein Jahr verflossen und zwar das letzte Schuljahr, wo unser drei Mädchen austraten. Das Dankamt wurde abgehalten und zum Schlusse wurde „Maria-Hilf" gesungen. Plötzlich blieb die Sängerin, die Tochter des ersten Schulrates, stecken und es trat eine peinliche Stille ein. Ich trat vor, um weiterzusingen. Kaum war ich zu Ende, als mich eine gewaltige Hand erfaßte und mir jemand ins Ohr zischte: „Marsch hinaus aus dem Gotteshaus!" Leichenblaß sank ich ohnmächtig zu Boden, und ohne zu wissen, wie lange ich dort gelegen, erwachte ich zu Hause in meinem Bett. Die Pflegegroßmutter stand bei mir und fragte teilnahmsvoll, was es gegeben habe. In den ersten Minuten konnte ich mich an nichts erinnern und erst nach einiger Zeit machte ein Strom von Tränen mein Herz leichter.

Also überall derselbe Pater, derselbe Verkünder der Nächstenliebe, derselbe Nachfolger Jesus Christus steht mir im Wege! Ist mein Verderben! Was hatte ich verschuldet?

Ich stand auf, kleidete mich an und ging in den Klostergarten, wo ich mich unter eine alte Eiche setzte und die Geschichte „Frankreichs Lilien" las, als ich plötzlich ein Geräusch vernahm. Hinter mir stand der alte P. Prior. Ich stürzte ihm zu Füßen. Er hob mich auf und sagte: „Gehe schnell von hier, denn man darf mich mit dir nicht sehen!" Zur größten Freude gab er mir an meine Pflegeeltern einen Brief mit. In diesem ward die Mutter gebeten, am nächsten Tage zur gleichen Stunde in den Klostergarten zu kommen, da ihr P. Prior etwas mitzuteilen habe.

Die Mutter tat, wie ihr beschieden; sie ging in den Klostergarten und bald kam auch der alte Herr. Aber wie aus dem Boden gewachsen, stand P. Othmar neben ihm. Die beiden Alten erschraken und P. Othmar höhnte: „Oh, was sehe ich? Eine verbotene Zusammenkunft?" Das war meiner Pflegemutter zuviel und entrüstet fuhr sie auf. Zum ersten Male donnerte sie ihm die Worte ins Gesicht: „Sie sind kein Priester, sondern ein Schleicher!"

Der alte Herr wollte sich entfernen, doch ein gebietendes „Halt" Othmars hielt ihn zurück. Othmar stellte den ehrwürdigen achtzigjährigen Greis zur Rede, daß er mir heimlich Unterricht in verschiedenen Lehrfächern gäbe, die für ein so armes, schlechtes Gemeindekind nicht taugen. Da richtete sich der Greis auf und sagte: „Wissen Sie, ehrwürdiger Bruder in Christo, daß die Stiegmaier wirklich nur ein armes schlechtes Gemeindekind ist?" „Na," antwortete Othmar, „von besseren Leuten ist sie nicht. Sie ist wahrscheinlich von umherziehendem Volk weggelegt, darum auch ihre Bösartigkeit." — „An der sind Sie selbst schuld!" antwortete P. Moritz. „Denn sie hat gute Talente, auch ihr Wille ist gut und nur die fortwährende Unterdrückung und Verhöhnung über ihre Armut macht sie so. Und ich kann Ihnen noch das eine sagen: sie ist nicht so unscheinbar, wie Sie glauben, gebe es Gott, daß einmal alles an den Tag kommt!" Mit diesen Worten entfernte sich der Greis.

Ganz erregt kam die Mutter nach Hause und erzählte uns von dem Ereignis. Sie sagte, sie kenne sich nicht aus, es müsse etwas mit mir sein, der alte P. Prior müsse etwas wissen, dabei den Wunsch äußernd, wenn sie nur leichter zu ihm kommen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Rätsel des Falles Mitringer.

Das Drama der Dienstdiebin Mitringer, ein wahrer „Bocksgesang", hat mit einer ungelösten Frage geendet. Die Zweifel über den Verbleib des gestohlenen Schmuckes gewinnen ein ganz besonderes Gesicht, wenn man sie mit der Schilderung zusammenhält, die Polizei und untersuchende Gerichtsbehörde von dem Charakter des mitschuldigen Lebensgefährten der verurteilten Diebin, Weinsteins, als einer wahren Verbrechernatur gaben. Er wurde als höchst schlauer, mit allen Salben geschmierter Gewohnheitsverbrecher hingestellt. Und nun wird uns erzählt, dieser abgefeimte, alte Gauner habe gestohlene Schmuckstücke in seinen Mantel eingenäht und so vor der behördlichen Suche zu verstecken gewußt. Ein raffinierter Verbrecher, der die Corpora delicti an seinem Leib trägt? Jeder Lehrling des Taschendiebstahls lacht. Daß Weinstein gar in der Zelle des Polizeigefängnisses Zeit und Gelegenheit gefunden haben soll, Schmuckstücke, von denen eines eigroß, sorgsam zu verstecken, hat selbst bei der angesichts eines Mannes, der so wie der galizische Juwelier Better den Wert großzügiger Inseratenvergebung richtig einzuschätzen versteht, gewiß glaubensvollen Wiener Presse Befremden erregt. Es hieße, die mit der Durchsuchung der Polizeihäftlinge, gar solcher, die eines Diebstahls, wie des von Mitringer und Weinstein begangenen verdächtig sind, betrauten Beamten geradezu beleidigen, wollte man ernstlich annehmen, es würden ihnen dabei solche Fehler unterlaufen, daß der Täter Beutestücke bis in die Handzelle retten könnte. Zur Zeit der Inhaftnahme des Weinstein waren bereits die außergewöhnlich hohen Beträge auf das Zustandebringen des gestohlenen Schmuckes ausgesetzt. So glänzend gestellt sind die Organe des Sicherheitsbüros nicht, daß sie sich durch derartig oberflächliche Untersuchung um die Möglichkeit gebracht hätten, die Prämien zu verdienen; sie werden eher alles darangesetzt und kein Mittel unversucht gelassen haben, um das lohnende Ergebnis der Untersuchung zu erzielen.

Freilich sind Fälle arger Ueberlistung selbst so geschulter Untersuchungsorgane, wie sie den einzelnen Abteilungen des Sicherheitsbüros zur Verfügung stehen, auch nicht gerade unmöglich. An zwei wollen wir erinnern.

Als zur Zeit des stärkeren Auftretens mit falscher Abstempelung versehener ungarischer Sicherheitsbüro gebracht ein der Fälschung Verdächtiger ins Sicherheitsbüro gebracht wurde, gab er an, ein ihm dem Namen nach Unbekannter habe ihm in einem Kaffeehaus das Paket falsch gestempelter Scheine gegeben. Die alte Ausrede auf den großen Unbekannten! Man wollte sie dem Bezichtigten nicht so ohneweiters lassen und schickte ihn in Begleitung von Bekannten in das bezeichnete Kaffeehaus auf Suche nach dem unbekannten Verkäufer der Banknoten, den der Verhaftete ausführlich beschrieben hatte. Er fand ihn zwar nicht, fragte aber einen Bekannten in dem Kaffeehaus, ob er nicht wisse, wo der Mann sei, der, wie sich der Bekannte erinnern werde, ihm ungarische Noten gegeben habe, wobei er diesen wiederum genau schilderte. — Tags darauf erschien bei einem Rechtsanwalt ein Fremder mit dem Anliegen, eine Anzeige gegen den Verhafteten zu erstatten, dem er ein Paket ungarischer Noten zum Einwechseln übergeben habe, der aber nicht wiedergekommen sei. Der Anwalt erstattete die Anzeige. Das Zusammentreffen der Umstände fiel natürlich im Sicherheitsbüro auf und die Polizei begann, sich für den Anzeiger zu interessieren. Die Beschreibung, die der Rechtsanwalt von ihm geben konnte, stimmte ungefähr mit der jenes Verhafteten von seinem „Unbekannten" überein. Obzwar er auch jetzt nicht stellig gemacht werden konnte, da die Adresse, die er dem Anwalt gegeben, einen Ort im Ausland zeigte, an dem ihn zu erreichen für die österreichische Behörde von vornherein keine Aussicht schien, konnte die Verantwortung des Verhafteten, durch das Dazwischenkommen der Veruntreuungsanzeige gestützt, doch nicht entkräftet und es mußte mangels beweiskräftigerer Inzichten für ein Verschulden seinerseits seine Enthaftung verfügt werden. Und war doch nur eine „gedeichselte" Sache! Die den begleitenden Beamten unbedenklich erscheinende Frage des Häftlings an den „Bekannten", der natürlich ein schon sehr guter war, was man gewöhnlich Komplize nennt, im Kaffeehaus hatte genügt, um ihm zu seinem Alibi zu verhelfen.

In einem anderen Fall handelte es sich um die Anzeige eines offenbaren Schiebers gegen einen Geschäftsfreund wegen Betruges mit größerem Schaden, so daß der Beschuldigte verhaftet wurde. Während er jedem Verhör hartnäckiges Leugnen jeder Schuld entgegensetzte, leitete seine Familie Unterhandlungen mit dem Beschädigten ein, die darauf hinausliefen, daß ihm die Schadenssumme ersetzt würde, wenn er sich verpflichte, die Anzeige nicht weiter zu verfolgen. Dies zu ermöglichen, wurde folgender Weg gewählt. Der Anzeiger erhielt ein anonymes Schreiben etwa des Inhalts: „Da ich nicht zusehen kann, wie ein Unschuldiger für fremde Schuld büßt, erstatte ich inliegend den Betrag, um den ich Sie gebracht habe." Zwar enthielt der schicksalsschwere Brief statt des Geldes, das sein Wortlaut ankündete, nur Papierschnitzel, allein er genügte im Zusamenhalt mit dem Leugnen des Beschuldigten und der — übrigens nicht unwahren — Erklärung des Anzeigers, nicht mehr geschädigt zu sein, um die Enthaftung des Angezeigten zu erzielen. Der wahre Geschädigte blieb das Ansehen der Behörde, der man nach Belieben ein Schnippchen schlagen kann.

Trotz solcher Möglichkeiten muß die Leichtigkeit, mit welcher es dem geriebenen Gauner Weinstein, der des simpelsten Verbrechergrundsatzes, alles, was auf die Tat hinweist, von sich zu tun, vergessen haben soll, also entweder kein so raffinierter Verbrecher ist, als man ihn schildert, oder sicherlich ganz anders gehandelt hat, als man da glauben machen will, möglich gewesen sein soll, die Polizeiorgane zu täuschen, stärkste Verwunderung, wenn nicht Mißtrauen erregen. Derlei Möglichkeiten wecken vielmehr ganz andere Vermutungen, die dadurch nicht gerade entkräftet werden, daß es der Verteidiger eines Freigesprochenen für notwendig hält, nach dem Plaidoyer, mit dem er bei Gericht den Freispruch erwirkt hat, noch ein separates für die Oeffentlichkeit als bezahlte Anzeige in Zeitungen einschalten zu lassen. Das Rätsel des Falles Mitringer ist dadurch nur noch dunkler geworden...

Erpressungsversuche an Bosel?

Eine Warnung.

Vor kurzem hat im Haus, in welchem sich der „Neue Wiener Kurier" befindet, ein Mann, der sich für einen Redakteur der „Stunde" ausgab, „Erhebungen" gepflogen. Er erkundigte sich um Um und Auf unseres Betriebes und die Verhältnisse unserer Herausgeber und Angestellten. So weit, so gut. Uns ist es völlig gleichgültig, ob „Die Stunde" oder wer sonst, der dieses Blatt als Deckmantel benützt, uns auszuschnüffeln versucht. Was zu erfahren ist, das kann man von uns auch ohne Spione erfragen; was niemand wissen darf, was das Redaktionsgeheimnis bedeckt, das werden auch die geriebensten Schnüffler, von Angestellten der „Stunde" gar nicht zu reden, nicht herausbekommen.

Allein der schnüffelnde junge Herr fragte bei Parteien unseres Redaktionshauses, nachdem er sich durch angebliches Interesse für den „Neuen Wiener Kurier" eingeführt hatte, auch nach persönlichen Verhältnissen — Siegmund Bosels. Warum der Schnüffler mit Recht vermuten zu dürfen glaubte, daß im Haus Praterstraße 50 darüber einiges zu erfahren sei, wird Herr Bosel, dem ja dieses Haus nicht ganz unbekannt ist, selbst sehr gut wissen.

Uns scheint nun aus gewissen Gründen, die durch Nachrichten über Vorgänge in der „Kronos"-A.-G., der Eigentümerin der „Stunde" (worüber wir, wie wir schon mehrmals erweisen konnten, zumeist zuverlässig unterrichtet sind) Stütze finden, daß eine Seite, die Bosel scheinbar nach früherer (allerdings nur sozusagen taktischer) Gegnerschaft jetzt eng verbunden ist, starkes Interesse daran hat, Material über das Privatleben Bosels zusammenzubringen. Wobei augenscheinlich die Meinung vorherrscht, daß dieses Privatleben eine ergiebige Fundgrube darstelle. Denn nur nach ihm gingen die Fragen des Spions, besonders nach den Bziehungen des Geldmannes zu Frauen, von denen er sogar bestimmte anzuführen wußte, und darüber schien er sogar ganz das Interesse, das ihn, wie er angab, hergeführt hatte, unsere Auskundschaftung, zu vergessen, so daß anzunehmen ist, es sei das überhaupt nur ein Vorwand gewesen.

Da journalistisch Nachrichten aus dem Privatleben nicht zu verwerten sind — ihre Veröffentlichung verwehrt das Gesetz — so ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß es sich um Zusammentragen von Erpressungsmaterial handelt. Hiezu können und wollen wir aber auch nicht einmal als Vorwand dienen. Deshalb bringen wir, um von vornherein allen Quertreibereien die Spitze abzubrechen, den Sachverhalt vor die Oeffentlichkeit. Wir enthalten uns zu Herrn Bosel, den wir als Ausdruck und Symbol einer Entwicklung, die wir für schädlich für Staat und Volk ansehen, bekämpfen, dem persönlich übel mitzuspielen wir aber keine Veranlassung haben, jeder Verbindung, obwohl sie uns leichter fiele als so manchem, der sie sucht, und erachten diesen Weg der Warnung an ihn für einzig angezeigt und zweckmäßig. Er mag sich seine Freunde einmal daraufhin besehen, welcher von ihnen Ursache haben kann, zu erfahren, wieviel Geliebte er schon hatte, und Anlage, diese sonderbare Wissenschaft vermutlich nutzbringend zu verwerten! Mehr haben wir vorderhand über die Angelegenheit nicht zu sagen, obwohl uns über Erpressungsversuche an hervorragenden Geldleuten, insbesondere an Bosel oder wenigstens über offenbare Vorbereitungen hiezu schon wiederholt Verschiedentliches zu Ohren gekommen ist.

Für Wien ganz neue Betriebseinrichtungen, die neben der Güte des Gebotenen, wie sie bei Fachleuten selbstverständlich, besonders hervorgehoben zu werden verdienen, haben die Besitzer des neu eingerichteten Café Dänemark, Praterstraße 48, getroffen. Worauf gerade in den Wiener Gastbetrieben häufig recht wenig Wert gelegt wird, die Beachtung hygienischer Vorkehrungen, ist hier grundsätzlich durchgeführt. Eigene Angestellte haben fortgesetzt für die Beseitigung aller Abfälle und die Reinhaltung des Lokals zu sorgen. Reinlichkeit als Grundsatz, wie sie zu der gastlichen Stätte, die in ihrem neuen, ganz modernen Kleid geradezu ein sehenswertes Schmuckkästchen ist, auch einzig paßt, drückt der ganzen Betriebsführung ihren Stempel auf. Sie lacht von den blinkenden, fein geschliffenen Tassen und Gläsern, in welchen die lockenden Schmackhaftigkeiten, von dem vorzüglichen Kaffee mit Schlagobers bis zu dem nach besonderem Verfahren bereiteten Spezialitäteneis, gereicht werden, sie spricht sich aber auch in der Gepflogenheit aus, daß kein Gast zu Mehrverbrauch, als ihm selbst beliebt, angeeifert werden darf, wie sonst die Unsitte in den Kaffeehäusern der Praterstraße, die wie „Dänemark" täglich bis 1 Uhr nachts Musik haben, daß hingegen jeder einzelne vom stets wachsamen Direktor Willy vor Verlassen des Lokals befragt wird, ob seinen Wünschen voll entsprochen sei und er sich nicht überhalten finde. Und reinliche Gesinnung, selten angenehm gerade in diesem Teil Wiens berührend, bedingt die strenge Solidität des bürgerlich ruhigen Familienlokals, von dem alle dunklen Elemente fernzuhalten die Direktion mit Ausdauer und Takt bemüht ist.

Kostenlose Anzeigen der Leser.

Jeder Bezugnehmer des „Neuen Wiener Kuriers" hat das Recht auf kostenlose Einschaltung beliebiger Anzeigen.

Jeder Abonnent kann umsonst inserieren. Die Einschaltung ist im Bezugspreis (13 Nummern 12.000, 26 Nummern 24.500, 52 Nummern 50.000 K.) inbegriffen. Nur Auslagen hat der Aufgeber zu ersetzen; wenn die kostenlos aufzunehmende Anzeige Erledigung durch die Post erfordert, sind 1000 K. (auch in Postwertzeichen) für die Spesen zu entrichten. Gestaltung von Form und Größe der Gratisanzeigen behält sich die Verwaltnug vor, ebenso das Recht, unpassende zurückzuweisen.

Durch die Möglichkeit, gratis zu inserieren, ersparen sich die Leser unseres Blattes nicht bloß die hohen Kosten sonstiger Anzeigen, sondern in vielen Fällen auch den Zwischengewinn spekulativer Händler. Wenn beispielsweise ein Abonnent etwas zu verkaufen hat, kann er unter den übrigen Lesern auf die leicht gebotene Art bald Anwärter dafür finden und den Gewinn, den sonst ein vermittelnder Händler einsteckt, ersparen. Durch die Neueinrichtung wird auch Gelegenheit zur Anknüpfung von näheren (geschäftlichen und privaten) Verbindungen zwischen den Lesern geboten. Freunde des „Neuen Wiener Kuriers" sollen auch ihre kleinen Bedürfnisse, soweit deren Befriedigung herbeizuführen Anzeige in Zeitung erwarten läßt, beieinander decken. Durch Gesinnung und gleiches Interesse an den durch ihr Blatt vertretenen Gedanken bilden sie eine Gemeinde, die auf jede mögliche Weise näherzubringen und zu einen uns keine Mühe zu groß sein darf.

*

Näherinnen gesucht, im 12. Bez. wohnend, für Heimarbeit von Schürzen, Unterröcken, Kinderkleidern, Bauernjankern, Garnituren u. dgl. Leichter Nebenverdienst bei häuslicher Arbeit, gute ezahlung, stets Beschäftigung. Wien, 12., Aichholzgasse 50, Tür 23.

Dobermannmännchen von prächtigem reinen Wurf, 3 Monate, nur an Hundeliebhaber um entsprechenden Preis abzugeben. Praterstraße 50, 1. Stiege, Tür 6.

Aktphotos, nur ganz originelle, künstler. Sachen, gesammelt und geordnet, kauft „Skarrabäus", Verwaltung.

Schriftstellerin liefert Filmsujets und Dramatisierung skizzierter Entwürfe. Anträge unter „Filmliteratur" an die Verwaltung.

Reise-Necessaire aus Autolack mit Saffianfutter, komplett eingerichtet, wie neu, um 4 Millionen verkäuflich. Besichtigung täglich 10 bis 12 Uhr Wien, 2., Halmgasse 1, Tür 6 (nächst Sophienbrücke).

Unentgeltlicher Rat für alles.

Wie dieses Blatt redlich und ernst „für Menschentum und Menschenwürde" eintritt, so will es auch ein redlicher und ernster Berater für jeden sein, der auf dem Weg zu Menschentum und Menschenwürde, im Kampf dafür oder zu ihrer Bewährung seinen Rat sucht. Ein Berater, auf den jeder stets bauen kann, der die Erwartung niemals täuschen soll, die auf ihn gesetzt, niemals das Vertrauen mißbrauchen, das ihm entgegengebracht wird. Ein Berater, insbesondere für diejenigen, für die niemand mehr Rat hat, sei es, weil die Angelegenheiten, in welchen sie selber sich nicht mehr zurechtzufinden vermögen, zu verwickelt sind, als daß unsere hastende Zeit Muße übrig hätte, sich eingehend in sie zu vertiefen, auf daß der Ariadnefaden aus dem Labyrinth, welches die wirren Verhältnisse unseres Lebens, soziale Nöte oder der schwerfällige Apparat der Justiz gestaltet haben, befunden werde, sei es, und dies ganz besonders, weil die Ratbedürftigen den öffentlich anerkannten Ratspendern, Priestern, Rechtsanwalten, Aerzten, nicht mit gefüllter Tasche zu nahen imstande sind, oder sei es endlich in Fällen, wo man am Ende der Weisheit angelangt scheint. Wird auch der „Neue Wiener Kurier" bei der Beschränktheit menschlichen Wissens nicht überall von Grund aus helfen können, so wird er doch den, dem auch in dieser letzten Instanz nicht alles, was er sucht, zugesprochen werden kann, nicht ohne Trost entlassen.

Aus diesen Gesichtspunkten hat sich die Schriftleitung dieses Blattes entschlossen, eigene Sprechstunden (neben den gewöhnlichen Sprechstunden der Schriftleitung, in welchen die rein auf diese bezüglichen Angelegenheiten mit der Außenwelt erledigt werden) einzurichten, in welchen

unentgeltlich Rat für alles und für alle

nachgesucht werden kann. Jeden Dienstag von 17 bis 18 Uhr werden in den Räumlichkeiten des „Kuriers", Wien, II., Praterstraße 50, Mitglieder der Schriftleitung bereit sein, Wünsche und Beschwerden eines jeden, der da erscheint, zu hören und entweder sofort Rat und jede gewünschte und mögliche Auskunft zu erteilen, oder die vorgebrachte Angelegenheit einem Fachmann zu eingehender Behandlung behufs ihrer gründlichen Durchführung zuzuweisen.

Ganz besonders aber machen wir auf unsere

juristische Sprechstunde,

die jeden Samstag von 17 bis 18 Uhr abgehalten wird, aufmerksam. In ihr werden in Rechtsangelegenheiten von juristisch bewanderten Personen Auskünfte und Ratschläge erteilt sowie auch die Durchführung solcher Angelegenheiten besorgt. Die Schriftleitung verfügt auch über Fachleute in Steuerfragen und in Mietrecht, dessen besondere Wichtigkeit gerade heutigen Tags wir schon dargetan haben, und hat sich für alle anderen Gebiete des öffentlichen Rechtes der Mitarbeit geschulter Sachverständiger vergewissert. Es bleibt eine Frage der Zeit und der Inanspruchnahme unserer neuen Einrichtung, ob nicht noch andere Sondersachsprechstunden, etwa eine unentgeltliche ärztliche, Hilfesuchenden geboten werden können.

Nochmals sei betont, daß aller Rat und jede nachgesuchte Beihilfe

vollkommen unentgeltlich

geleistet werden. Denn nicht Zweck der Bereicherung veranlaßten den Entschluß zu dieser die Herausgabe des Blattes sehr belastenden Einrichtung, sondern das soziale Bewußtsein, an dem es leider jetzt so sehr gebricht, daß mit dem „für Menschentum und Menschenwürde" eingesetzten Wort im Dienst der Oeffentlichkeit den Anforderungen dieser schweren Zeit nicht Genüge getan ist, sondern ihm opferfreudig und pflichbewußt die soziale Tat zu folgen hat.

Die Schriftleitung.

Briefkasten.

Anfragen, welchen kein Rückporto beiliegt, werden nur an dieser Stelle beantwortet. Unfrankierte Sendungen werden nicht angenommen. Für unverlangt Eingesandtes übernimmt das Blatt keinerlei Haftung. Jede Zuschrift wird berücksichtigt, jedoch nur nach Reihenfolge des Einlaufes. Es wird ersucht, Mitteilungen und Anfragen lesbar zu schreiben und nur an die Adresse der Schriftleitung oder Verwaltung, nicht an einzelne Mitglieder derselben richten zu wollen. Wer uns schreibt, möge daher richtige Anschrift beachten: „An Schriftleitung (oder Verwaltung) „Neuer Wiener Kurier", Wien, 2. Bez., Praterstraße 50"!

„Moderne Kunstbühne." Raummangel gestattet ausführliches Eingehen auf Ihre lobenswerten Bestrebungen nicht. Für sie spricht jedenfalls Ihre letzte vorzügliche Darbietung am 18. April des Sudermannschen Schauspiels „Das Blumenboot", besonders durch die bestens eingespielte Leistung der Frau Helly Fechter als „Baronin". Arbeiten Sie so weiter, wird sich das Unternehmen sicher durchsetzen. — **Daumark.** Hat Ihre Tochter ein wenig näheren Einblick in die Art jenes Unternehmens gewonnen?

Teilzahlungshaus

S. Goldberg

Wien, 2., Novaragasse 49

Reichhaltiges Lager von Stoffen, Herren- und Damenwäsche, Bettzeuge, Gradl, Chiffone, Leinen u. alle Gattungen Damastwaren, sowie fertige Herren- und Damenkleider usw., auch nach Maß zu den billigsten Preisen und günstigsten Zahlungsbedingungen.

Eigentümer, Verleger und Herausgeber: Rudolf Horak und Gustav Leitner; verantwortl. Schriftleiter: Gustav Leitner; Druck: Erste Wiener Vereinsbuchdruckerei. Alle in Wien.

V. b. b.

Neuer Wiener Kurier

1000 österr. Kronen für Wien u. Provinz

Schriftleitung und Verwaltung:
Wien, II., Praterstraße 50. — Fernruf 48.294.
Drahtanschrift: Newikur, Wien, Praterstraße 50;
Postsparkassenkonto Nr. 75.191,
Sprechstunden Wochentags 18 bis 19 Uhr.

Unabhängige und unparteiische Zeitung
Anzeigen nehmen die Verwaltung und alle größeren Anzeigenbüros entgegen.

*

Unfrankierte Zusendungen werden nicht angenommen, unverlangt ohne Rückporto einlangende Beiträge nicht bewahrt.

Bezugspreise:

	13	26	52 Nummern
Oesterreich	12.000	24.500	50.000 Kr.
Deutschland	5.000	10.000	20.000 Mk.
Ungarn	390	780	1.560 ung. Kr.
Tschechei	10	20	40 č. Kr.

Einzelnummer 1000 Kr., 400 Mk., 30 ung. Kr., 0·30 č. Kr., 1 Schweizer Franken.

II. Jahrgang. Wien, Mai 1923. Nr. 45.

Das Schwindel- und Erpresserblatt „Die Stunde".

Gefährdung der öffentlichen Meinung. — Betrügerische Methoden. — Unersättliche Geldgier. — Erpresser gehen um. — Der Herr Redakteur Zoltan „von" Franyo, der intime Freund Bekessys, ein bestechliches Subjekt. — Sittenbild „Die Stunde". — Fragen an Staatsanwalt und Polizei, Politiker und Geschäftswelt, Warnung der Oeffentlichkeit.

Gerichtsordnungsmäßiger Nachweis von Betrug und Erpressung durch „Die Stunde".

Verderbliche Zeitungsmache.

In der Zeitung „Die Stunde" wird den Wienern nun schon den dritten Monat eine Zeitungsmache aufzudrängen versucht, wie sie bisher in dieser Stadt unerhört, weil ihrer Art völlig fremd war. Zwar sind ihre Methoden schon in dem Blatt „Die Börse" geübt worden, allein hier doch nur beschränkt auf einen engen Fachkreis, dessen heutigen Verhältnissen sie sogar entsprechen mögen. Für die kleinen Betrüger und großen Räuber, die heute dem Börsenleben ihren Stempel aufdrücken, für das Industrierittertum, welches den finanziellen Markt kennzeichnet, für das Schieberpack sind Hinterhältigkeit und Zweideutigkeit, ausschließlich persönlichstem Vorteil dienende Lüge und Tatsachenentstellung, Drohung und Erpressung vielleicht die angemessene Sprache. Auf die Allgemeinheit angewendet durch ein Blatt, das Interessen des Volksganzen zu dienen vorgibt, erwecken diese

Methoden journalistischen Freibeutertums

nicht nur Abscheu, sondern fordern wegen ihrer Gefährlichkeit für unser schon genug zerrüttetes und sittlich unterhöhltes öffentliches Leben schärfste Abwehr heraus. Es sind die Methoden des öffentlichen Lebens östlicherer Länder, für uns besonders faßbar in Ungarn wahrzunehmen. Die Verpflanzung der Budapester journalistischen Sitten nach Wien, wie sie durch Bekessy und Genossen versucht wird, bedeutet einen Einbruch in europäisches Kulturgut, nicht mindergefährlich als der von Hunnen und Avaren. Aber nicht nur aus Rücksicht auf das Ansehen Oesterreichs als westeuropäischer Kulturstaat, auch wegen unserer ureigenen politischen Nöte ist das gewaltsame Verfahren dieser hunnischen Journalistik verwerflich. Noch immer ist das Gespenst des Bürgerkrieges aus unseren Parteizwistigkeiten nicht völlig gebannt. Da Art und Gestaltung der Publizistik stets auf die politische und gesellschaftliche Entwicklung abfärben, bedeutet der Versuch der

Aufrichtung einer journalistischen Schreckensherrschaft

nichts anderes als die Anempfehlung der Gewalt zur Durchsetzung aller Absichten in Staat und Wirtschaft. Im öffentlichen Leben stehende Persönlichkeiten, die ein derartiges journalistisches System durch Mitarbeit fördern, machen sich verdächtig, daß sie mit Vorbedacht zu gewaltsamen Entscheidungen treiben wollen; außer ihr Unverstand ist so groß, daß sie die Anrüchigkeit der Umgebung, in die sie sich begeben, nicht zu erkennen vermögen. Das ist von den Politikern, die Geschmack daran finden, sich ausgerechnet in „Börse" oder „Stunde" zu prostituieren, beispielsweise bei einem Partik anzunehmen, aber nicht bei Dr. Gürtler, der Zweck und Tragweite seines öffentlichen Auftretens gut abzustecken weiß. Daß sich die Blätter des Bekessy gelegentlich selbst gegen Gewaltanwendung aussprechen und angeblich sogar der Verständigung in der äußeren und inneren Politik dienen wollen, kann das Urteil über ihre Art nicht beeinträchtigen. „Nicht an ihren Worten, an ihren Taten sollt ihr sie erkennen." Und diese sind ausschließlich Drohung, Erpressung, Gewalt.

Nun ist die Zulässigkeit solcher Mittel keineswegs schlechthin zu bestreiten. Wir finden sie tagtäglich im Leben des einzelnen und der Völker angewandt, ohne dies anders als begreiflich zu empfinden; schließlich bildet der politische Kampf wie das Geschäftsleben eine Kette von Drohung und Erpressung. „Wenn diese Forderung nicht erfüllt wird, dann —" ist die Formel, auf welche nicht nur die Politik, die Gesellschaftsordnung der Kulturvölker, sondern das menschliche Leben überhaupt gebracht ist. Viel mehr als Geld regiert das „Wenn nicht, so —" die Welt. Machtfrage ist alles.

Entscheidend für die Wertung dieser Mittel ist der Zweck, dem sie dienen. Es ist natürlich etwas anderes, wenn eine sittliche, ideelle Forderung, ein Recht, sei es auch nur vermeintliches, durch Drohung durchzusetzen versucht wird und wenn

Erpressung rein nur zum Gelderwerb

dient, förmlich als Gewerbe ausgeübt wird. Dabei macht es keinen Unterschied, ob die in ein System gebrachte, grundsätzlich als Geschäft betriebene Erpressung auch strafgesetzlich zu fassen ist oder ob sie nur dem natürlichen, sittlichen Empfinden als solche erscheint. Gerade der geübte berufsmäßige Erpresser wird die Fallstricke des Gesetzes zu vermeiden wissen.

Das trifft auf das Unternehmen des Bekessy haarscharf zu. Die Bezeichnung als Großbetrieb für Schwindel und Erpressung wird es entrüstet zurückweisen wollen, sich darauf berufend, daß sein Wirken dem Staatsanwalt noch keine Handhabe zur Erhebung von Anklage nach § 98 oder § 197 des Strafgesetzes gegeben hat. Die Grundlage hiezu streng nach dem Gesetz wird freilich schwer herzustellen sein. Aber von Schiebermoral noch nicht angekränkeltes, von dem verderblichen Geist, der die Geltung bürgerlicher Redlichkeit nur sehr bedingt gelten läßt und sie für das ganze Gebiet des Erwerbs vorweg ausschaltet, nicht durchseuchtes Denken wird zahlreiche Kundgebungen des Planes, den „Die Börse" und „Die Stunde" verkörpern, als Betrug ansprechen, Volksbetrug im großen oder kleine Täuschungen und Unwahrhaftigkeiten zwecks Erzielung materieller Vorteile, und in jeder Folge dieser Blätter Stellen finden können, die offensichtlich Erpressungszwecken dienen.

Die ausreichend an Beispielen erhärtete Kennzeichnung der ungarischen Pressemaffia, die wie ein Heuschreckenschwarm Wien überzogen hat, in der besten Absicht, es abzugrasen, bis die Weide kahl gefressen, wird wesentlich zur Aufklärung beitragen. Die Politiker und sonstigen im öffentlichen Leben stehenden Persönlichkeiten, welche just „Die Stunde" (oder „Die Börse") für geeignet halten, als Sprachrohr ihrer Absichten zu dienen, sollen wissen, welcher Art die Leute ihres Vertrauens sind; der Finanzminister, bei dem aus- und einzugehen sich der Bekessy rühmt, soll erkennen, wessen er sich bei diesem Verkehr versehen kann. Vor allem aber sollen die folgenden Mitteilungen die Geschäftswelt warnen, sich mit Leuten der „Stunde" einzulassen, und alle Zeitungsleser, ihrem Schwindel aufzusitzen. Das sicherste Mittel, sich vor Erpressung aller Art, Beutelschneiderei und Betrug zu schützen, ist die Erkenntnis ihrer verderblichen Methoden. Je weiter sie sich verbreitet, desto sicherer wird der Stock angewendet werden, der die ungarischen Preßbanditen davonjagt, wo immer sie sich zeigen. Ganz Oesterreich, soweit es noch auf Reinlichkeit und Selbstachtung hält, muß zu dem Schluß gelangen: „Hinaus mit dem Gelichter!"

Die Methoden der „Stunde".

Wie des Ritters Art der Wappenschild, den er vor sich hält, so kennzeichnet sich „Die Stunde" durch eine schwindelhafte Angabe, die sie ganz vorn aufgedruckt trägt. Jede Nummer zeigt das Datum des nächsten Tages statt dem, an welchem sie erscheint. Da das Blatt — das einzig Zuverlässige an ihm — pünktlich schon um 2 Uhr nachmittags herauskommt, könnte die Vordatierung als ausbündige Eselei erscheinen. Sie ist das aber keineswegs, sondern ein wohlerwogener dreister Schwindel, von vornherein darauf angelegt, durch eine betrügerische Vorspiegelung den Absatz zu vergrößern. Das Blatt hat seit Beginn auch auf allen Bahnhöfen und längs der hauptsächlichsten Bahnstrecken erhebliche Reklame gerieben.

Die Vordatierung

bezweckt, die durch diese nicht zu übersehende Reklame von der Existenz des Blattes unterrichteten Fremden, die mit den Frühzügen und vormittags ankommen, zu verleiten, daß sie das Blatt noch kaufen, in der Meinung, Nachrichten vom selben Tag geliefert zu erhalten, worin sie sich dann allerdings lächerlich getäuscht finden.

Die — schwindelhafte — Datumangabe erschien auf den ersten Nummern der „Stunde" in Form eines Poststempels. Anscheinend nichts weiter als eine originelle Spielerei. Wie alles und jedes an und bei dem Blatt jedoch in Wirklichkeit auf Täuschung berechnet; nämlich ein raffinierter Betrugsversuch an der Post. Aus dem Blatt selbst ist ersichtlich, daß es seine Versendung nicht wie die meisten Zeitungen gegen Barzahlung vornimmt; denn sonst müßten seine Folgen die Bezeichnung „V. b. b." aufgedruckt haben. Dieser den meisten Lesern rätselhaft erscheinende Aufdruck vieler Zeitschriften bedeutet: „Versand bar bezahlt" und ist für die Post der Vermerk, daß die Portogebühr bei Aufgabe der Zeitung erlegt, bzw. im Verrechnungsweg beglichen wird. Zeitungen, die es nicht so halten, müssen bei der Postbeförderung, trotzdem sie keine Postwertzeichen wie früher die eigenen Zeitungsmarken mehr aufgeklebt erhalten, abgestempelt werden gleich anderen Postsachen; der Poststempel ist der Nachweis, daß sie bei der Aufgabe durch Bezahlung der Gebühren postfrei gemacht wurden. „Die Stunde" hat sich diesen Nachweis gleich selbst daraufgedruckt,

der originelle Poststempel

als Datumzeiger konnte in der Eile der Postabfertigung bei einzelnen Exemplaren oder auch ganzen Packen als echter amtlicher Aufdruck genommen werden und die Versandgebühr ersparen helfen. Man ist aber wohl bei der Post doch auf den Unfug daraufgekommen. Denn seit einigen Tagen ist er abgestellt und die berühmte Datumangabe erscheint in einem auf die Spitze gestellten Dreieck.

Das sind so einige treffende äußere Zeichen des Schwindelsystems, das sich in der ganzen Führung des Blattes kundgibt, von vorn bis hinten darauf eingestellt, dem engeren Kreis der ungarischen Flüchtlinge, die sich da zu einer Maffia zusammengeschlossen haben,

lauter problematische Existenzen,

die, wie uns von maßgebender Seite mitgeteilt wird, in den ernsten Kreisen der ungarischen Emigration selbst keinerlei Rückhalt haben, sondern Ablehnung erfahren, flottes Leben zu gewährleisten.

Um das Raub- und Raffsystem, nach dem hier die ernstesten Dinge und wichtigsten Ereignisse ihre journalistische Behandlung und „Verarbeitung" finden, im Kern zu erkennen, ist vor allem notwendig, der Geschichte dieses Zeitungsunternehmens, soweit sie sich in seinem zweimonatigen Leben kundgibt, nachzugehen. Gegründet wurde es bekanntlich mit tschechischem Geld. Vielleicht kommen wir auf die Vorgeschichte, wie Bekessy und die tschechische Regierung sich fanden, wieviel Milliarden da „ins Verdienen gebracht" wurden, welche eigentümliche Rolle dabei das Prager Bankhaus Bosels B. Fuchs u. Co. und somit Bosel selbst schon damals gespielt haben, noch einmal ausführlicher zurück.

Noch während der Gründung stellten sich „tragende" Beziehungen zu Castiglioni her, der damals gerade in der Unionbank die schweren Kämpfe zu bestehen hatte, die mit seiner Niederlage und Bosels Eroberung der Bank endeten. (Darüber wurde bereits in Nummer 40 des „Neuen Wiener Kuriers" das Wissenswerte gesagt.) Wenn es aber damals schien, als sollte „Die Stunde" im Gegensatz zu Bosels „Tag" das Amtsblatt der Großmacht Castiglioni werden, so erwies sich diese Meinung, die nur entstehen konnte, solang Bekessys Art nicht genügend erkannt war, bald als irrig. „Die Stunde" ist eine wahrhaft unabhängige Zeitung, denn sie dient niemandem als

Bekessys Tasche

und jedem, der zahlt. Auch Castiglionis Millionen waren nur eine Episode und längst vergessen und vertan, als Bosel das Bedürfnis empfand, sich gegen sein eigenes Blatt, in dessen Führung sich Schreier, Koller und Zappler, nachdem sie es einmal hatten, nichts mehr dreinreden ließen, anderwärts journalistischen Rückhalt zu suchen, wozu platonische Angebinde, wie Zigarettendosen und Jumper — siehe Nummer 39 und 40 des „Neuen Wiener Kuriers"! — allein wohl nicht ausreichten.

Als auf diese Art die besten Weideplätze Oesterreichs abgegrast waren, verschmähte man auch die weniger saftigen nicht. Im Gegenteil, es scheint, daß ein Happen gar nicht klein genug sein kann, um von dem journalistischen Haifischschwarm, der im Hafen der „Stunde" auf Beute lauert, nicht verschluckt zu werden. Wenn man die Folgen des Blattes daraufhin durchgeht, wird man oft überrascht von der Fülle der Speisenreste, die als Denksteine einer unersättlichen Freßgier liegen bleiben.

Was mag sich eine „Futterverkehrsgesellschaft" von einem Inserat, mit dem sie Futterartikel, wie Hafer, Mais, Klee ausbietet, in der „Stunde" erwarten, die doch überall eher als in Kreisen von Landwirten oder Viehzüchtern oder Fuhrwerkern ihre Verbreitung hat? Es steckt sicher irgendeine Korruption oder Erpressung dahinter! Und nicht minder hinter den Inseraten ganz kleiner Bankhäuser — die Visitkarten der großen sind inzwischen durch unsere rastlose Bemühung ziemlich verschwunden, was aber nicht zu schließen erlaubt, daß die Beziehungen überhaupt gestört wären; sie bekunden sich nur nicht mehr so vor aller Welt, sondern hübsch versteckt im finanziellen Teil oder als Nachrichten maskiert und selbstverständlich ohne die vorgeschriebene Kenntlichmachung als bezahlt — die es plötzlich für notwendig finden, ihr Dasein der Welt ausgerechnet in der „Stunde" (und sonst nirgends) anzukünden! Eine angebliche Film-Unternehmung, in weitesten Fachkreisen unbekannt, in den einschlägigen Verzeichnissen nicht zu finden, darf den kargen Raum des Blattes mit der völlig überflüssigen Anzeige in Anspruch nehmen, daß sie mit der Herstellung eines Films, dessen Inhalt aber noch gar nicht einmal feststeht, „beginnt": hundert gegen eins zu wetten, daß dies nur ein

persönliches Interesse eines der Intimen

der „Stunde" ermöglicht hat, sei es an dem Ertrag des Planes, sei es nur an dem Frauenzimmer, das die Hauptrolle in dem erst geplanten Filmwerk spielen soll!

Gewiß, solche Dinge kommen auch bei anderen Zeitungen vor. Aber doch nicht so als Selbstzweck, als förmliches Programm, nach dem sich die ganze Haltung des Blattes im großen Ganzen und jeder auch noch so geringen Einzelheit gegenüber einstellt. Wie ein roter Faden aus weißem Gewebe läßt sich aus den Veröffentlichungen der „Stunde", aus dem, was sie schreibt oder zu melden unterläßt, herausziehen, wofür sie Geld genommen hat, wo sie welches wittert und wann es ausgeblieben ist.

„Die Stunde" phantasiert etwas von einer begrüßenswerten Neueinführung kleiner Automobile als „Volksautos", aber nicht wegen der Aussicht, daß dadurch ein rascheres Verkehrsmittel auch weniger kapitalskräftigen Kreisen zugänglich würde, oder wegen der dadurch zu gewärtigenden Belebung des Verkehrs der Großstadt, sondern ganz einfach, weil sie einen fetten Inseratenauftrag eines Kleinautogeschäfts erhalten hat; und es stört sie weiter gar nicht, daß sich der Typ, den das Geschäft vertreibt, bereits als wenig verläßlich herausgestellt hat und jedenfalls für die Zwecke eines Volksautos ganz ungeeignet ist.

Dagegen wird das Faltboot, ein neuerdings sehr beliebtes und zweckmäßiges Wassersportfahrzeug, als „tödliches Schinakl" hingestellt — die erwarteten Anzeigen der Erzeuger sind nämlich ausgeblieben.

Solange die **Kontinentale Bank** Inserate vergeben konnte, war alles in schönster Ordnung und ihr Beherrscher Rubinstein, der geniale Finanzmann, dem bitteres Unrecht geschah, als er in Berlin energische Ablehnung erfuhr. Sobald das Unternehmen zusammengebrochen, also nicht mehr in der Lage ist, Schmarotzer zu füttern, „berührt ihr Schicksal" die Leute von der „Stunde" „blutwenig", der russische Staatsrat wird zur „sattsam bekannten Flattergestalt" und der neuen Leitung der Bank, die sich nicht dazu versteht, die Bestechung durch Inserate sofort wieder in Schwung zu bringen, wird durch glatte Erfindung eines Vorkommnisses, von dem niemand weiß, Verlegenheit bereitet, wobei

die Bedenkenlosigkeit des sauberen Blattes

besonders augenfällig hervortritt, indem es ihm nichts verschlägt, daß durch die unwahre Meldung, die lediglich seinen Erpressergelüsten entsprang, auch die durch den Zusammenbruch ohnedies schwer geschädigten Angestellten der Bank in Mitleidenschaft gezogen werden.

Die Beispiele ließen sich ins Unzählbare vermehren. Bekessy fährt nach einem besonders gelungenen Fischzug „zur Erholung" nach Italien (wir haben in unserer Nummer 43 davon erzählt), nicht ohne die Nebenabsicht, von Mussolinis Regierung vielleicht Gelder zu erlangen: der Niederschlag zeigt sich sofort in einer lendenlahmen Auslassung, halb Angriff, halb Lob, über „Mussolinis Karriere" mit Indiskretionen aus seiner Vergangenheit, die allenfalls schließen läßt, daß die Absicht nicht oder noch nicht erreicht wurde.

Die reichsdeutsche demokratische Presse beginnt einen Feldzug gegen Stinnes mit Mitteilungen über seine Mitschuld an der Markentwertung, die sich „Die Stunde" sofort zu eigen macht und in ausführlichen Depeschen ihres Berliner Vertreters berichten läßt: flugs ist der Herr Bekessy in Berlin, um zu sehen, was sich aus der Sache herausholen läßt. Da er aber die Erfahrung machen muß, daß Stinnes für Leute seinesgleichen nicht viel übrig hat, so läßt er seinen Aerger an dem Wiener „Pacemaker" des deutschen Finanzmannes, der Bankfirma Brüder Cyprut, aus, was ihm umso leichter fällt, als ein Angriff auf diese Lohnes sicher ist, da es Leute gibt, die sich einen solchen Spaß gern was kosten lassen. Wonach man nächstens in der „Stunde" Anzeigen des Bankgeschäfts Kux, Bloch u. Co. erwarten darf, ohne über ihre Zwecklosigkeit zu staunen.

Der Schöpfer des neuen Preßgesetzes, der Nationalrat und Hauptschriftleiter der „Arbeiter-Zeitung" Austerlitz, führt seit Geltung des Gesetzes einen Kampf um die Einhaltung seines § 26 gegen Zeitungen, die bezahlte Verlautbarungen unbezeichnet in ihren Text einschalten. „Die Stunde" ist ihm bisher entgangen, was sich wohl daher schreibt, daß in ihr einfach das Bezahlte vom vielleicht Nichtbezahlten nicht unterscheidbar ist und

über das ganze Blatt jenes berühmte Kreuzel

gehört, mit dem, wenn sie es hinter Mitteilungen und Aufsätze setzen, bestechliche Zeitungen der Vorschrift jenes Paragraphen, daß alle Einschaltungen, für die bezahlt wird, als solche für den Leser kenntlich gemacht werden müssen, zu entsprechen glauben.

Zu untersuchen, wie oft schon der Kronos-Verlag und der Herr Bekessy die in jenem § 26 angedrohte Strafe verwirkt haben, ist nicht unsere, sondern Aufgabe des Staatsanwalts, auch der Steuerbehörde, die sonst hinter Entgang an Inseratensteuer wie ein Teufel her ist. Aber das Lesepublikum soll wissen, woran es mit dem Schwindel- und Erpresserblatt ist, was es von seinen Veröffentlichungen zu halten hat: daß seine politische Stellung von den Pauschalien bestimmt wird, die es erhält oder erwartet; daß sich die Auswahl der Neuigkeiten und ihre Form größtenteils nach Bezahlung richtet; daß Angriffe auf Personen in dem Blatt von mißglückten Erpressungen sprechen oder von Gegnern der Angegriffenen bezahlt werden; daß Lob und Anpreisung von dem Blatt nur dann zu gewärtigen sind, wenn ihm dafür ein Vorteil zuteil wird; daß man sich überhaupt jeden Aufsatz und jede Nachricht, die es bringt, ehe man ihren Inhalt zur Kenntnis nimmt, zunächst darauf anschauen muß, wer sie bezahlt haben könnte und welchen Interessen sie dienen. Darüber die möglichste Aufklärung zu verbreiten, werden wir nicht ermangeln.

Es ist begreiflich, daß die Art der Auswertung journalistischer Macht, wie sie unübertrefflich „Die Stunde" betreibt, zu jeglichem Mißbrauch verführt und schließlich, insbesondere wenn sie in sozusagen eleganter Form ihren Nutznießern nicht mehr den gewünschten Ertrag abwirft, was bei deren Lebensweise (von welcher wir schon Pröbchen geben konnten) leicht sein kann, bei nacktem Betrug und gewöhnlicher Erpressung endet. Und vor der Gefahr ist zu warnen. Erpresser gehen um. Wer ihnen Vertrauen schenkt, muß gewärtigen, daß es über kurz oder lang gegen ihn selber ausgenützt wird. Man läßt sich am besten mit ihnen nicht ein. Für Sendlinge der „Stunde" soll durchwegs die Formel gelten, die ungarischen „Hendelfangern" wehrt: „Hausieren verboten!" Denn wer sich in die Gesellschaft von Räubern begibt, wird nicht bloß als zugehörig betrachtet, sondern kommt leicht in ihr um.

Gerichtsordnungsmäßiger Nachweis von Betrug und Erpressung durch die „Stunde".

Was wir ausführen, beruht natürlich nicht auf bloßen Vermutungen und unsere Anschuldigungen sind nicht aus dem Blauen heruntergeholt, sondern haben sehr greifbare Grundlagen. Die Ueberzeugung, es mit einem Schwindel- und Erpresserorgan zu tun zu haben, gewinnt man, wenn man ein Blatt wie „Die Stunde" zur Hand nimmt, ja bald. Allein der genaue Nachweis hiefür fällt nicht nur aus dem Grund schwer, weil sich der journalistische Verbrecher zu seinen Taten gewöhnlich keine Zeugen nimmt und auch die Opfer aus begreiflichen Gründen meist schweigsam bleiben, sondern in Hinsicht des genannten Blattes auch wegen des besonderen Raffinements, mit dem es seine Raubzüge organisiert.

Als Agenten, Berichterstatter, Ausfrager und Ausforscher, als Zwischenträger bei ihren verschiedenen zweideutigen Unternehmungen pflegt „Die Stunde" junge Leute aus den Kreisen der ungarischen Flüchtlinge zu verwenden, wie auch der leitende Stab des Blatts in der Mehrheit bekanntlich aus Ungarn besteht, allerdings nicht von der Blüte der ritterlichen Nation; und mit Vorliebe bedient man sich solcher Personen, deren Existenz auf nicht ganz sicheren Füßen steht, die sich in Wien unberechtigt aufhalten, irgendwie in Widerstreit mit den Gesetzen und Vorschriften geraten sind oder sonst einen Makel tragen, der sie als nicht ganz einwandfrei erscheinen läßt. Aber nicht etwa aus besonderer Menschenliebe nimmt sich „Die Stunde" dieser Leute an, sondern weil sie sich in ihrer Lage leicht ausbeuten lassen und zu allem bereit finden, was man von ihnen verlangt; haben sie einmal bei einer anrüchigen Sache mitgeholfen oder benützen sie die falschen Papiere und Ausweise, die ihnen die Herrschaften der „Stunde" bereitwillig verschaffen, dann sind sie ihnen

mit Haut und Haar ausgeliefert.

Und noch einen nicht zu unterschätzenden Vorteil hat dieses schlau ausgesonnene System: Geht ja einmal ein Streich schief, wird ein Inseratenagent bei einem Betrug oder ein Erpresser erwischt, so fällt es den Drahtziehern leicht, sich zu salvieren, sie wissen von nichts, alle Schuld trägt der arme Teufel, der sich nicht wehren kann, weil er sich hüten muß, hervorzutreten, dem man in seiner Lage auch nicht glauben würde, wollte er sagen, daß er zu dem Gaunerstück von einem der angesehenen, einflußreichen Herren Redakteure angestiftet worden sei; im äußersten Fall, wenn sich einer gegen die Rolle des Sündenbocks auflehnt, wird ihm rasch mit einigen „Fetzen" das Maul gestopft und ein falscher Paß in die Hand gedrückt: „Jetzt schau aber, daß du abfährst! Hier wird's für dich zu heiß!" Unter Umständen wird der freundschaftlichen Mahnung noch Nachdruck verliehen durch den sanften Hinweis auf bereits rege gewordene Aufmerksamkeit der Polizei, die man allenfalls auch selbst auf den unbequem Gewordenen hinzulenken versteht: das verfehlt natürlich nie die Wirkung bei Leuten, welche vielleicht von Wien ausgewiesen, mit falschen Dokumenten oder auf falschen Namen lautendem Ausweis der Emigrantenorganisation versehen und in ihrer bei gehetzten Flüchtlingen begreiflichen steten Angst nicht bedenken, daß sie sich, wenn sie, der Mahnung folgend, verschwinden, erst recht in den Verdacht setzen, die einzig Schuldigen zu sein.

So hat „Die Stunde", wenn sie erwischt wird, gleich immer das Alibi bereit, das gehe sie nichts an, das habe nur irgendein Unterläufel angestellt, für den sie keine Verantwortung tragen könne und mit dem sie, die ehrenwerte Zeitung, selbstverständlich sofort jeden Verkehr abbreche. Die Generalstäbler bleiben stets im geschützten Hintergrund. Es mußte sich also, um die für jeden Verständigen allerdings nicht zweifelhafte Beschaffenheit des Blattes offenkundig zu erweisen, darum handeln, einmal einem der Dirigenten auf die Finger zu klopfen, eine Hand zu fassen, welche die Marionettendrähte hält. Es ist uns gelungen, —

Herr Zoltan „von" Franyo

ist kein Unterläufel und verantwortungsloser Gelegenheitsmitarbeiter, sondern, trotzdem er kaum ordentlich Deutsch kann, wohlbestallter, entscheidungsberechtigter Redakteur der „Stunde". Er ist unseren Lesern bereits als Stammgast des Schieberkaffeehauses „Atlantis" bekannt, wir können es ihnen aber nicht ersparen, ihn noch ein bißchen genauer vorzustellen. Franyo stammt aus Arad, wo er ein unbedeutender Schriftleiter und im Kriege Offizier war. Er hatte schon in Ungarn verschiedene Unannehmlichkeiten, spielte eine nicht sehr rühmliche Rolle in dem in ungarischen Kreisen noch in Erinnerung stehenden Spielprozeß Graf Karolyi gegen Major Monstein, so daß er keinen empfehlenswerten Ruf genießt, und veranlaßte auch nach seiner Uebersiedlung nach Oesterreich sogleich peinliche Affären, so einen Skandal mit dem unter den ungarischen Emigranten hochangesehenen Baron Ludwig von Hatvany, welcher ziemlich Staub aufgewirbelt hat. Bis zur Gründung der „Stunde" brachte er sich mit Gelegenheitsarbeiten für verschiedene Zeitungen und Verlage, mit denen er keinen Ruhm einlegte, weil auch sie oft Anlaß zu Streitigkeiten gaben, mit schlechten Uebersetzungen, bei denen er Mitarbeiter hatte, die er dann um ihren Anteil brachte, und nicht weiter feststellbaren Gelegenheitsgeschäften fort. Offenbar der richtige Mann für Bekessy.

Seine Frau ist Filmschauspielerin und einer seiner ersten Schritte als frischgebackener Tagblatt-Redakteur noch vor Erscheinen der ersten Nummer war, eine Verabredung mit einer Filmgesellschaft zu treffen, der seiner Frau Engagement verschaffte und ihm selbst die Aussicht eröffnete, einen Film, den er verfaßt hat, anzubringen, wogegen er sich verpflichtete, in dem neuen Blatt für das Filmunternehmen jede mögliche Reklame zu machen. Es ist

die „Vita"-Filmgesellschaft,

die letzter Zeit mit Veranstaltung eines Schönheitswettbewerbes um einen Preis von angeblich 10 Millionen Lärm macht. Was davon zu halten, werden das Kinopublikum und die Filminteressenten beurteilen können, wenn sie erfahren, daß die Unternehmung und ihre Veranstaltung nur deswegen so augenfällig in der „Stunde" seit ihrem Erscheinen Hervorhebung und Anerkennung erfahren, weil der Redakteur jene vorteilhaften Zusicherungen hat.

Ob diese bezahlte Arbeit in Ansehung des § 26 des Preßgesetzes auch für den Staatsanwalt Interesse haben kann, mag fraglich sein. Umso sicherer ist ein anderer Fall gerichtsordnungsmäßig zu belegen. Der Herr Franyo geht zwar nicht gern sich die Dinge auch anschauen, über die er schreibt, aber Bezahlung nimmt er, mit Vorliebe ausländische Valuta, auf daß die Beschreibung gut ausfällt. Hier der Beweis:

Wien, 2. Mai 1923.

Freund & Horner
Filmindustrie Ges. m. b. H.
Wien, VII.
Neubaugasse 4
Telefon: 39072 u. 39087
Telegramme: Freundhorner
Verleihabteilung

Herrn Redakteur Franyo,
durch Julius Loranth,
Wien.

Wir bestätigen hiemit, daß wir Herrn Franyo für die Kritik des Films „Treu bis in den Tod" 100 tsch. K. (hundert tschech. Kronen) eingehändigt haben.

Hochachtungsvoll Horner.

Das Geschreibsel, das in der Bestätigung als „Kritik" bezeichnet wird und dem man's deutlich anmerkt, daß es künstlich gekellert ist, erschien in der Nummer vom 28. April der „Stunde" und der Sachverhalt ist klar genug, daß man seinetwegen die Anklage des Staatsanwalts erwarten darf, weil der Bericht nicht als das bezeichnet war, was er ist, als bezahlt. Der Staatsanwalt wird danach aber auch die Prüfung aller anderen ähnlichen Veröffentlichungen der „Stunde" — nicht nur in der „Film-Stunde" — nicht außeracht lassen dürfen und wir können ihm dazu mit gewaltigem Material an die Hand gehen, das zu veröffentlichen es uns wahrlich an Raum gebricht. Denn die Oeffentlichkeit hat ein Recht drauf, vor solch frechen Täuschungen bewahrt zu werden, daß ihr als maßgebende, ernste „Kritik" eines verbreiteten Blattes vorgesetzt wird, was nur nach der Höhe der Bezahlung abgestuftes falsches Lob oder aber in Form eines verantwortungslos absprechenden Urteils erscheinende Quittung über Nichtempfang ist. Denn der Verdacht liegt nahe, daß ein Mensch, der Zeugnisse, die er öffentlich zu erteilen in der Lage ist, verhandelt wie alte Kleider, seine Macht auch mißbrauche, sich zu rächen, wo er nichts anbringt. Wie weit er sich dabei innerhalb der Grenzen des Gesetzlichen, vom sittlich Erlaubten natürlich nicht zu reden, hält, ist eine Frage, ebenfalls des Interesses des Staatsanwalts wert. Es scheint uns sogar: sehr.

Denn der Herr Redakteur Zoltan „von" Franyo scheint die zulässigen Möglichkeiten der gewinnbringenden Ausnützung seiner Macht recht weit und ohne Skrupel abzustecken. Unter den vielen Kommerzialräten, mit denen seit einiger Zeit die Republik gesegnet wird, fiel jüngst einer durch Jugend besonders auf. Vielleicht deshalb begann sich der Herr „von" Franyo für ihn zu interessieren und brachte richtig in Erfahrung, daß er sich vor Jahren bei der Firma, bei der er einmal angestellt war, etwas Unehrenhaftes habe zuschulden kommen lassen und deshalb entlassen worden sei. Daraufhin schickte er einen seiner „Adjutanten", einen jungen Menschen der bedauernswerten Art, wie wir sie eingangs geschildert haben, zu dem neuen Kommerzialrat,

Maiandacht. (Fortsetzung.)

Von Auguste **Mannlicher-Weiß** (Mattsee).

„Ernst, habe Acht!"

Entsetzt schreckt er empor. Wer ruft ihn? Sie — —?

Doch die lieblichen steinernen Lippen schweigen. Da sammelt er seine letzte Kraft. Vergräbt den Kopf in die Hände und liest und liest — — — —

Auf einmal drängt sich ein Bild in seine Andacht. Ein Bild, vor dem er seit Jahren entflieht und das ihn doch immer wieder erjagt. Das Bild seiner Mutter, das er verehren, aber nicht segnen kann! Zu sühnen eine Jugendschuld, opferte sie den Sohn der Muttergottes. Häufte so Sünde zu Sünde.

„Elisa, Geliebteste, wer hebt dich aus dem Grab, in das dich dein Sehnen gezogen? Wie schmerzlich eine Liebe, die von Anfang weiß, daß sie nicht blühen darf. Und doch — einmal blühte auch uns der Mai mit seinem Finkenschlagen, mit seinen weißen Glöckelein und dem kußwarmen Duft der jungen Erde. Weißt du noch das lange Gras am Stromufer, das Klingen und Singen der rollenden Wogen? Wir tranken aus einem Becher und aßen von einem Brot. Und als die Sonne sank, da warfen wir den Becher in die Flut, wie weiland der König von Thule. — O schmerzvoller Heimweg, o himmlischer Weg! Deine Schulter lehnte an der meinen, mit zitternder Hand faßte ich ab und zu in die Saiten meiner Laute. Akkorde flogen auf wie irre, blinde Vögel. Du sangst mit tränenzerquälter Kehle das todestraurige: „Denke dran, denk' daran, Liebster — —" Und die Nacht legte schwarze Flöre um unsere Häupter. Abschied war es für ewig. Du hast dich totgeweint — ich gräme mich durchs Leben. — — —

Weitab irren so die Gedanken des jungen Priesters.

Der Tag, an dem man ihn geweiht, blieb Ernsts Gemüt dunkel wie der Rock, den man ihn tragen hieß.

Bei Tag, da geht's. Doch wenn der Abend kommt, gar ein Maienabend, da bäumt sich oft jeder Nerv in ihm und er verflucht den Wahnsinn, der das einzige Licht des Lebens nimmt, die Liebe. „Von Anfang der Kreatur hat sie Gott geschaffen: als ein Männchen und ein Weibchen schuf er sie — — —"

Ach, wozu denken! Die Pflicht allein ist nun sein ganzer Halt. Wieder blättert er im Buch. Wieder schaut er empor zum steinernen Bildnis.

Da — da! Er springt auf und prallt zurück. Um Gottes Willen, was ist das? Welch gräßlicher Spuk! Maria? Das ist — nicht — Maria! Das ist sie nicht mehr. — — — Elisa ist's, die Süße, Ersehnte, Verlorene — — —! (Schluß folgt.)

um ihn zu interviewen, vorgeblich, um ein „Porträt" seiner Persönlichkeit zu verfassen, da es die Oeffentlichkeit interessieren würde, wie man so jung Kommerzialrat werden kann. Abgesprochen aber war, daß im Lauf der Unterredung die Kenntnis von der Vergangenheit des Befragten angedeutet und bei Eingehen auf das unliebsame Thema der Antrag gestellt werden sollte:

„Zahlt er 20 Millionen, so

werden wir die Sache ruhen lassen; widrigenfalls schreiben wir über sie unter dem Titel:

‚Ein Dieb als Kommerzialrat.'"

Die Unterredung fand programmäßig statt, der Kommerzialrat gewann aus ihrem Verlauf sofort den Eindruck, daß

eine Erpressung beabsichtigt

sei, der seine Anschlag aber scheitere weniger an der Vorsicht und der tatkräftigen Zurückweisung des Ueberfallenen als an dem Umstand, daß er sich auf Beziehungen berufen konnte, die ihn schützen würden. Worauf Franyo seinem Sendboten sehr ungnädig wurde, ihm sagte, er solle sich in der Gegend des Kommerzialrats nicht mehr blicken lassen, und die Sache selbst in die Hand nahm. Er erzählte später, er sei bei dem Kommerzialrat gewesen und habe die Ueberzeugung gewonnen, daß es besser sei, die Sache ruhen zu lassen. Wie er sie gewonnen hat, unterließ er zu erzählen.

Und mehr haben auch wir vorläufig nicht zu berichten, obwohl das nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Sittenbild ist, betitelt „Die Stunde", und nur ein Bruchteil dessen, was wir zu seiner Vervollkommnung beizustellen vermöchten. Aber es wird schon genügen, um die

Frage an den Staatsanwalt

zu berechtigen, wie lange er dem ganzen Skandal noch zuschauen will, daß ein Blatt, welches mit Wegelagerersitten frech nach jedem vollen Beutel langt, gegen Gesetz und Recht das Ansehen von Regierung und Behörden untergraben, pflichttreue Beamte schmähen, die öffentliche Meinung bewußt fälschen und das öffentliche Vertrauen brandschatzen darf.

Wir fragen die **Staatspolizei,** ob sie es nicht endlich an der Zeit hält, mit dem verbrecherischen ausländischen Gesindel, das sich in hochverräterischer Verbindung mit fremden Regierungen erdreistet, mit unerhört gewalttätiger Frechheit auf unser staatliches Leben Einfluß zu nehmen, gründlich auszuräumen, wo sie doch sonst streng darauf hält, daß jeder arme Flüchtling die Bedingung des Asyls, sich politischer Betätigung zu enthalten, genau achte.

Wir fragen die Leser der „Stunde", die sich noch so viel Anständigkeit bewahrt haben, daß sie sich nicht selber zum Schieberpack zubekennen wollen, und fragen vor allem die Politiker, welche dieses Blatt benützen, die Männer des öffentlichen Lebens, welche ihm Informationen, die Geschäftsleute, die ihm Aufträge erteilen, und nicht minder fragen wir jene ehrvergessenen Beamten, welche der „Stunde" Zuträgerdienste leisten, wofür sie dann von ihr hinterrücks verraten und verhöhnt werden wegen des „Brockens", mit dem sie sich abspeisen lassen, und die wir nur deswegen bisher nicht der Verachtung ihrer Kollegen und der Oeffentlichkeit preisgegeben haben, weil uns ihre moralische Minderwertigkeit leid tut: wir fragen sie alle, ob sie sich denn nicht schämen, in derart anrüchiger Gesellschaft gesehen, und ob sie sich denn nicht fürchten, von Banditen an die Kette der Beziehungen gelegt zu werden.

Und wir fragen die ganze Oeffentlichkeit, ob eine Zeitung, in dessen Leitung mit auf die intime Freundschaft zum Herausgeber gestütztem entscheidenden Einfluß ein bestechliches, zu jeder geldbringenden Korruption, ja zu Erpressungen geneigtes Subjekt sitzt, nicht als

Schwindel- und Erpresserblatt

der allgemeinen Verachtung anheimzufallen verdient.

Der „Dokumentendiebstahl.

Und dieses Gesindel, das von Korruption, Betrug und Erpressung, Raffen und Rauben lebt, wagt es, von Dokumentendiebstahl und Einbruch zu reden, „Diebe und Einbrecher!", Mord und Brand zu schreien! Das ist nicht mehr bloß

der alte Verbrechertrik,

„Haltet den Dieb!" zu rufen, wenn man selber erwischt und davonzulaufen gezwungen ist, sondern eine schon ans Krankhafte grenzende Aufgeblasenheit. Die ganze Art, wie Bekessy über das ihm widerfahrene Mißgeschick, daß ein Bündel Papiere, die einge interessante Einblicke in seine Geschäftsgebarung gestatten, in unsere, gerade unsere Hände geriet, von denen er schon die Erfahrung machen konnte, daß sie zuzugreifen verstehen, wenn es gilt, Lumpen dingfest zu machen, außer Rand und Band geriet, sich von Verfolgern aller Art, von Einbrechern und Verrätern umgeben wähnte und die höchst persönliche Angelegenheit, wie gut oder schlecht sein Schreibtisch schließt, zu einer Haupt- und Staatsaffäre aufbauschte, zu deren Vereinigung er Himmel und Hölle in Bewegung setzen wollte und darüber hinaus sogar den Kanzler Seipel aufrief, dieses maßlose, halb abstoßende, halb erbarmungswürdige Getobe wirkte so lächerlich, daß man an seiner Zurechnungsfähigkeit ernstlich zweifeln durfte. Was geht es denn die Oeffentlichkeit an, ob Herr Bekessy solche

Haderlumpen zu guten Freunden

hat, daß sie ihm, wenn sie Geld brauchen — und die guten Freunde des Herrn Bekessy brauchen viel — von seinem Schreibtisch weg Dokumente, die das Interesse der Staatspolizei, von Politikern und anderen Leuten zu finden geeignet sind, verschachern, und ob er derartige Beziehungen pflegt, Geschäfte macht und Gelder verrechnet, daß die Aufzeichnungen hierüber eher verbrannt werden müssen, als daß sie bekannt werden dürften? Sein Geschrei ist erst schuld daran, wenn man sich künftig dafür mehr interessiert. Leute seines Schlags sollten sein still bleiben. Aus den „Dokumenten", die Herr Bekessy durchaus nicht aus der Hand geben will, ist, wäre dies nicht schon aus sonstigen Feststellungen über die Art der „Stunde" gewiß, jeden Zweifel ausschließend zu entnehmen, wie wenig gerade diesem Blatt zukommt, sich zum Sittenrichter über andere aufzuwerfen und über Korruption zu zetern.

Gegenüber einem so gekennzeichneten Blatt ist natürlich jedes Wort der Verteidigung, ja, auch nur der Aufklärung völlig überflüssig. Kein Mensch wird sich beleidigt fühlen, wenn ihn ein herumlungernder Strolch, an dem er vorüber muß, mit einer Flut Schimpf überfällt, weil er einen Bogen um ihn zu schlagen versucht. Man muß nur wissen, daß der saubere Herr

Zoltan „von" Franyo der Verfasser

der meisten Aufsätze ist, die uns zuvörderst veranlaßt haben, uns im Interesse des Ansehens nützlicher Behörden und pflichttreuer Beamter näher mit der „Stunde" zu befassen. Weswegen wir sein Porträt auch als erstes aus dem Verbrecheralbum der „Stunde" herausgezogen haben.

Wir wollen also nur ganz kurz feststellen, daß Herausgeberschaft und Schriftleitung des „Neuen Wiener Kuriers" selbstverständlich an keinerlei strafgesetzlich verpönten Handlungen Anteil genommen haben und daß gegen die Art, wie das Bündel Schriftstücke der „Stunde", um das Herrn Bekessy so leid ist und noch mehr leid werden wird, in unseren Besitz gelangte, weder vom rechtlichen noch moralischen Standpunkt etwas einzuwenden ist. Wir haben sogar Abstand genommen, von den „Dokumenten" der „Stunde", die vielfach zu Markt standen, etwas zu erwerben, obwohl sie vielleicht sogar für uns wichtigere Dinge enthielten als die in unserm Bündel; an Diebstahl wollen wir auch durch Kauf nicht teilnehmen, selbst wenn es sich nur um Aufzeichnungen und Belege handelt, die gar keinen Sachwert haben. Wir zweifeln, ob „Die Stunde" in umgekehrtem Fall, wenn von unserer Geschäftsgebarung etwas zu erfahren wäre, die gleichen Bedenken hätte. Aber was man uns

gratis und franko ins Haus

liefert, werden wir doch nehmen dürfen, selbst auf die Gefahr, daß das Präsent dem Herrn Bekessy in die Nase stinkt und einen Tobsuchtsanfall bei ihm auslöst! Alleweil daß so ein Geburtstag wär'!

Aus der Werkstatt eines Schiebers.

Epidemische Gedächtnisschwäche im Prozeß Dr. Hornik—Dr. Oppenheim. — Untersuchung durch den Nationalrat. — „Altes Leder" für das Honvedministerium. — Der „allmächtige Herrgott" der tschechischen Einkaufskommission. — Vertrags-„Korrektur".

Der Fall Brück — die ungeheuerlichste Steuerhinterziehung und vielleicht der ungeheuerlichste Skandal der Republik, gewinnt, so sehr auch versucht wurde, ihn zu vertuschen, immer mehr das Interesse der breiteren Oeffentlichkeit, wozu wesentlich der eben ausgeglichene Ehrenbeleidigungsprozeß des Direktors der Eskomptegesellschaft Dr. Oppenheim gegen den Ersparungskommissär Dr. Hornik beitrug, dessen Auftritte wie gelungene Illustraitonen zu unsern Veröffentlichungen*) wirkten. Nur manchesmal etwas verzeichnet, was auf die geschwächten Gedächtnisse zurückzuführen ist, die in dem Prozeß fast epidemisch auftraten. So z. B., wenn Dr. Oppenheim behauptete, daß für die Munitionsbestände der Sachdemobilisierung lediglich die Tschechoslowakei in Betracht gekommen sei und man an die übrigen Sukzessionsstaaten aus politischen Gründen Waffen nicht habe verkaufen können, während gerade unter Direktion Oppenheim beim Creditinstitut für öffentliche Unternehmungen die polnische Regierung ein Akkreditiv für die Lieferung von 10-Zentimeter-Haubitzen samt Munition zugunsten Brücks gestellt hat. Und wenn auch Dr. Oppenheim keine Sekretärin mit dem Vornamen „Steffi" hatte, der, aus Brücks Notizbüchel herausgesprungen, in dem Streit der beiden hohen Beamten eine so gewichtige Rolle spielte, so hatte er doch eine, der Brück im Büro des Direktors Oppenheim Briefe und kontraktliche Schriftstücke diktieren und dafür namhafte Geschenke machen konnte, um sich ihrer Diskretion zu versichern. Anläßlich der vom Kriegswucheramt gepflogenen Erhebungen wurde beim genannten Creditinstitut ein umfangreicher Akt beschlagnahmt, welcher lediglich die geschäftlichen Beziehungen Brücks zum Gegenstande hatte; um seine Rückerlangung bemühte sich Dir. Oppenheim lang vergeblich dringend und höchstpersönlich in der Webergasse.

Bei diesem Creditinstitut für öffentliche Unternehmungen hatte Brück auch seine Aktiven gegen Gewährung eines minimalen Kredits verpfändet, den er natürlich nicht in Anspruch nahm, es geschah dies lediglich, um seine Bilanz passiv zu gestalten und so sein bedeutendes Vermögen der Besteuerung und insbesondere der Vermögensabgabe zu entziehen.

Brück hatte vorübergehend Differenzen mit Dir. Oppenheim wegen dessen Sekretärs Pelikan, welche jedoch nicht hinderten, die geschäftlichen Beziehungen fortzusetzen; Brück verstand es nach wie vor, in den Besitz von Kopien wichtiger Geheimschriftstücke der Sachdemobilisierung zu gelangen. Merkwürdigerweise ist bisher nichts in der Oeffentlichkeit darüber bekannt geworden, daß gegen die betreffenden Angestellten der Sachdemobilisierung eine Untersuchung oder ein Strafverfahren wegen dieses groben Unfugs eingeleitet worden wäre!

Wir sind nicht so zartfühlend, auch nicht gedächtnisschwach und darum setzen wir die Durchleuchtung des geheimnisvollen Dunkels, in dem, wie der Prozeß trotz des Endes, das er genommen, einwandfrei erwies, dieser geradezu einzigartige Schulfall republikanischer Korruption mit guten Gründen und Absichten bisher immer gehalten wurde, mit umso liebevollerem Eifer fort, als uns versprochen wird, daß der Nationalrat endlich einen Untersuchungsausschuß zur Prüfung aller mit der allmählich mythisch werdenden Schiebergestalt Brück zusammenhängenden Affären einsetzen will. Es soll ihm an Material nicht fehlen.

Gemäß dessen Einteilung, wie in Nummer 43 des „Neuen Wiener Kuriers" gegeben, schildern wir zunächst

das ungarische Waffenlieferungsgeschäft.

Brücks Abschlüsse mit dem Honvedministerium erfolgten durch dessen Einkäufer Major Joanovits-Vidak, welcher, sich seinerzeit unter verschiedensten Namen in Wien aufhaltend, alles erreichbare Waffen- und Munitionsmaterial aufkaufte und zum Schluß — verhaftet wurde. Brück lieferte ihm hauptsächlich Lederausrüstungsgegenstände, Sättel, Gewehrriemen, Leibriemen, Bajonettaschen, welche er von der Firma Schueller u. Eyermann bezog, bekannt aus dem Prozeß wegen Verschleuderung von Sachdemobilisierungsgütern im Vorjahr gegen einige Funktionäre der Sachdemobilisierung und den Lederhändler Josef Frisch, der übrigens auch kommerzieller Beirat des Verlassenschaftskomitees Brück war. Die Ledersorten, welche Brück von der Sachdemobilisierung bezog, waren fast durchwegs neu und wurden verladen, obenauf eine Schichte zerschnittener Riemen, und so als „Altes Leder" deklariert in der Weise nach Ungarn geschmuggelt, daß als Empfänger eine Agenturs-firma in Athen, die mit der Sache absolut nichts zu tun hatte, auf der Ausfuhrbewilligung angegeben und der betreffende Waggon nach Athen instradiert, in Wirklichkeit aber in Budapest ausgeladen wurde.

Die erforderlichen Ausfuhrbewilligungen wurden Brück von einem Gönner seines gastfreundlichen Hauses, einem Sektionsrat des Handelsministeriums, dienstbeflissen ins Haus zugestellt. — Weniger harmlos war die geschäftliche Verbindung

mit der Tschechei.

Die jeweiligen Leiter der tschechoslowakischen Einkaufskommission wurden durch Geschenke so gnädig gestimmt, daß sich Brück rühmen durfte, bei der Kommission der „allmächtige Herrgott" zu sein. Er mußte aber im weiteren Verlauf der Begebenheiten bald von seinem Piedestal heruntersteigen, als man in Prag daraufkam, daß man ein wenig gar zu heftig und augenfällig übers Ohr gehauen werde.

Bei einer Gewehrlieferung stellte sich heraus, daß Brück den Einkäufern des Ministerstvo Narodni Obrani im Arsenal die Gewehre der neuen Wehrmacht gezeigt und — verkauft hatte, in Wirklichkeit aber alte gebrochene unbrauchbare Gewehre, die die Einkäufer gar nicht zu Gesicht bekommen hatten, geliefert wurden. Der Prager kriegsministerielle Unwille über diese Perversität des bisher verhätschelten Lieferantenlieblings ging so weit, daß Brück, als er, um einige weitere Differenzen mit Prag zu schlichten, dorthin reisen wollte, in Gmünd die Einreise verweigert wurde; die umständliche „Korrektur" eines Vertragsbriefes zur Schlichtung der Meinungsverschiedenheiten im Büro Brücks auf dem daselbst nicht ungewöhnlichen Weg einfacher Rekonstruktion auf der Schreibmaschine war umsonst geschehen.

Brück war der unwandelbaren Gewogenheit seiner Freunde von der äußersten Linken so sicher, daß er in seinen Offerten an das Ministerstwo nie den beruhigenden Zusatz verabsäumte, er garantiere, daß die Waffenlieferungen, ohne von den Arbeiterräten angehalten zu werden, die tschechoslowakische Grenze überschreiten würden.

(Ein weiterer Aufsatz folgt.)

*) Siehe die Nummern 39 und 43 „Neuer Wiener Kurier".

Winke zur Lösung des Rätsels der Wohnungsnot.

Ungeschwächt besteht in Wien die Wohnungsnot, was als unbegreifliches Rätsel angesichts des Umstandes scheint, daß die Stadt weniger Einwohner hat als vor dem Krieg. Es kann das nur damit erklärt werden, daß auch das Amt, das geschaffen wurde, um auf dem Gebiet des Wohnungswesens auf Ordnung zu sehen, hiezu nicht imstande ist, trotzdem in ihm selbst nach langen Bemühungen die schon sehr notwendige eingeführt worden ist. Daß eine Wohnung (im 7. Bez., Kirchengasse 13), deren Inhaberin im Herbst 1921 (!) freiwillig aus dem Leben schied, bis heute trotz geschehener Anforderung niemand zugewiesen wurde und unbewohnt steht, angeblich weil sie in die Verlassenschaft fällt und der Erbe die Einrichtung noch immer nicht wegschaffen darf, in Wirklichkeit, weil die Entscheidung zwischen dem Magistratsbeamten und dem Polizeiinspektor, die sich beide um die Wohnung bewerben, gar zu schwer fällt, beweist, daß auch hier nicht berücksichtigenswerte Interessen das Ordnungmachen behindern. Daß auch die Gedanken dazu fehlen, beweist die in einem Haus der Gemeinde Wien selbst im 2. Bezirk deswegen seit langem leer bleibende Wohnung, weil der Mieter, dem sie amtlich zugewiesen ist, den Betrag, den die Hausverwaltung für Installationskosten von ihm verlangt, nicht leisten kann, während ein anderer Bewerber, der dazu bereit wäre, sie nicht zugewiesen bekommt!

Wir könnten das Wohnungsamt schon mit Hinweisen versehen, wie die armen Waggonbewohner untergebracht und Wohnungsbedürftige noch immer versorgt werden könnten, wie es ja auch im Hinblick auf den eingangs erwähnten Umstand nur logisch erschiene. Die Bevölkerung hat abgenommen, so müßten die Wohnräume genügen, wenn sie nicht ebenfalls weniger geworden wären. Zahlreiche, viel zu viele sind aber absorbiert worden von dem krankhaft angeschwollenen Geschäftsbedürfnis, das die Schieberzeit geboren hat. Jeder kleine Agent, dessen ganzer Betrieb früher in der Mustertasche bestand, mit der er früh seine Wohnung verließ und abends zurückkehrte, benützt jetzt mindestens einen Raum davon als „Büro", den er also als das, was er früher war, als Wohnraum offenbar gar nicht mehr braucht, und sucht sich meist sogar noch „zu vergrößern", womöglich Wohnung und Büro gesondert zu halten, was ihm oftmals auch gelingt. Das Geschäftsleben nimmt sicher viel zu viel

DOROTHEUM-WIEN
Schaustellungen Versteigerungen
täglich ab 1 Uhr. täglich ab 3 Uhr.
Uebernahme zur Versteigerung, Schätzung oder Belehnung.
Juwelen, Gold, Silber, Kunst- und Gebrauchsgegenstände, Möbel, Briefmarken, Bücher.

Räumlichkeiten weg, gar nicht entsprechend seiner Intensität, die gegenüber der Vorkriegszeit ja eher ab- als zugenommen hat.

Nun mag man sagen, daß der Unfug, in der Kriegswirtschaft eingerissen, nicht ohneweiters jetzt zu beseitigen ist. Aber man könnte einen Anfang machen, auch diese Verhältnisse wieder auf das richtige Maß zurückzuführen, indem man außer durchwegiger Verhinderung neuer Umwandlung von Wohn- in Geschäftsräumlichkeiten die „Büros" aller Personen beschlagnahmt, welche wegen irgendeiner Schieberei, Kettenhandel, Preistreiberei, Schmuggel, Valutenschleichverkehr, Steuerbetrug, bestraft werden. Wenn in einer Wohnung Glücksspieler erwischt werden, welche niemand schädigen als ihre eigenen Taschen, pflegt das Wohnungsamt mit Anforderung vorzugehen. Es ist nicht einzusehen, warum die Spekulanten, die um die Habe der anderen würfeln und die ganze Volksgemeinschaft schädigen, glimpflicher behandelt werden sollen.

Wir könnten dem Wohnungsamt eine hübsche Anzahl für derartige Behandlung reife Fälle anheimgeben und es wachsen täglich neue zu, die für die Wohnungslosen ebensoviele ergiebige und aussichtsreiche Gelegenheiten zur Verminderung ihrer Not darstellen.

Darüber hinaus wären alle andern Ueberflüssigkeiten aus Räumen zu verdrängen, welche ihrer Natur nach nicht dazu bestimmt sind. Es mag strittig sein, ob die Notwendigkeit unumgänglich ist, ganze wohnbare Häuser der Vergnügungssucht, dem Spiel und der Hurerei vorzubehalten. Die Umwandlung der seinerzeit als „Spittelberg" berüchtigten Gegend in einen Stadtteil, durch den auch Frauen und halbwüchsige Jugend ohne Gefährdung gehen können, ist schon vor Jahren hemmungslos geschehen. Solche Stätte bestehen aber noch zahlreich abbaureif und rauben Wohnungsmöglichkeiten. Was man nicht weiß oder nicht beachtet, ist nämlich, daß überall, wo „Mädchen sitzen", meist in ausgedehntem Maße das verpönte Doppelwohnen Platz hat. Dort, wo sie das Gewerbe ausüben und vom Fenster aus dazu werben, pflegen sie gewöhnlich nicht auch tatsächlich zu wohnen. Wenn auch die betreffenden Wohnungen auf Namen der Benützerinnen geschrieben sind. Sie „wohnen", d. h. schlafen oder ruhen aus in den meisten Fällen nicht auch am Ort des Erwerbs, der auch ein Bett benötigt, schon deswegen nicht, weil dieser keine Ruhe gestattet, sondern Tag und Nacht ununterbrochen fortgeht, indem sich zwei oder mehrere ihn Ausübende in die Wohnung teilen, sie abwechselnd „besitzen", dies Wort im ursprünglichsten Sinn genommen. Es ist die „Sitz"-Wohnung, während den sozusagen außerdienstlichen Bedürfnissen der Besitzerinnen die Wohnung dient, welche ihre Lebensgefährten oder Zuhälter anderwärts gemietet und gemeldet haben. In Meidling ist uns in Gegend Rauch-, Zelebor-, Kriechbaum-, Ignazgasse eine ganze Menge solcher lediglich dem Prostitutionsgewerbe dienender Wohnungen bekannt, die nur benützt, nicht bewohnt werden, während ihre Nutznießer nachweisbar anderwärts ihren richtigen Unterstand haben. Und derartige Doppelwohnungen sind über alle Bezirke Wiens zu Hunderten verstreut. Und das besonders Merkwürdige daran ist, daß das Wohnungsamt sich zwar um solche in seinem Sinn eigentlich unbenützte Wohnungen solang nicht kümmert, als sie auf die angedeutete Art mißbraucht werden, aber bei Versuch, sie wieder nützlicheren Zwecken dienstbar zu machen, sofort seine schwere Hand darauflegt. Wenn es durch die überwachende Polizei Kenntnis von der Auflassung eines solchen Tag- und Nachtbetriebs erlangt, fordert sie augenblicklich die ihm dienenden Räume an, auch wenn deren Besitzer wegen Wohnzwecke die Prostitution daraus entfernt hat.

Ist es aber nicht himmelschreiend, daß in einer Zeit, in der keine behördliche, noch weniger private Fürsorge einer verminderten Bevölkerung auch nur die Erhaltung ihres Besitzstandes an Unterkunftsmöglichkeiten zu gewährleisten vermag, hunderte Wohnungen ausschließlich als Erzeugungsstätten von Säuferwahnsinn, Lustseuche und Tripper privilegiert sind, während die Erschließung neuer Wohngelegenheiten erschwert und verhindert, ja, sogar Räumlichkeiten, die der Volksaufklärung dienen, mit Beschlag belegt werden?

Ironie des Börsenspiels.

In der vorigen Nummer haben wir behauptet, daß die heutige Börsenlage derjenigen vom Jahre 1873 gleicht. Inzwischen haben mehrere andere Blätter, unabhängig von unserem Aufsatz, dieselben Vergleiche gezogen. Sie tun das aber nur aus wohlerwogenen Gründen der Spekulation, der sie dienen. Nachdem die Hausse ihre Schuldigkeit getan, die bei niedrigen Preisen von den Großverdienern aufgekauften Papiere in die Höhe zu treiben, kann wieder die Kontremine zu Macht kommen. Ihren Absichten dient es, wenn ein bißchen Furcht verbreitet wird, und deswegen wird jetzt wie auf ein gegebenes Signal der Teufel von 1873 an alle papierenen Wände gemalt. Im Gegensatz dazu wollen wir an greifbaren Tatsachen die Aehnlichkeit der Verhältnisse dartun, um vor nicht zu verkennenden Gefahren der Börsenspekulation zu warnen.

Wir haben behauptet, daß die Aktien vieler Unternehmungen bloß den zwei- bis dreifachen Makulaturwert besitzen und daß dem Produkt aus Aktienmenge und Kurswert der Aktie sehr geringe Aktiven gegenüberstehen. Das ist außer bei Papieren, zu denen sich nicht allzuviele verirren, wie Lumen, Silesia, Suchywerke, Coburg, Wilsdorfer, besonders augenfällig bei der letzte Zeit besonders stark durch Börsenblätter empfohlenen und deshalb bevorzugte Rikola-Aktie. Das Unternehmen, das fast gar keine greifbaren Aktiven besitzt (wenn man von der starken Beteiligung an dem Münchner Musarion-Verlag absieht), ist eines von diesen, über dessen inneren Wert man sich nicht ordentlich orientieren kann. Einige Schreibtische, eine schöne Firmentafel, und was sonst noch drum und dran hängt, berechtigen noch immer nicht zu der Kurshöhe, die das Papier erreicht. Man schätzt es heute auf etwa 9000 K. Nehmen wir an, daß das Unternehmen — nicht ausgeschlossen! — heute in Konkurs gerät, so würden die Besitzer von Rikola-Aktien, von denen vorläufig 1,750.000 Stück in Umlauf sind, aus dem Erlös der vorhandenen Aktiven vielleicht den fünfhundertsten Teil dessen bekommen, was sie heute wert sind. Denn 1,750.000 (Aktien) mal 10.000 K. ergibt einen Betrag von 17½ Milliarden, während die Aktiven im besten Fall 500 Millionen betragen.*)

Solche Fälle könnte man hunderte anführen.

Nun noch einige Beispiele für das Zinsenerträgnis von in Aktien festgelegtem Kapital. In normalen Zeiten, in denen man, wie schon bemerkt, Papiere als Kapitalsanlage oder aus Interesse kauft, würde eine solche lächerliche Verzinsung, wie einige bekannt gewordene Dividenden ausmachen, zu einem rapiden Kurssturz führen, während heute niemand daran denkt, sich den Prozentsatz auszurechnen, zu dem er sein Geld angelegt hat, sondern nur hofft, durch Kurssteigerungen einen möglichst hohen und raschen Gewinn zu erzielen.

Die Eos-Werke verteilen eine Dividende von, sage und schreibe: zwanzig Kronen — eine jährliche Verzinsung von 0.5 Prozent! Die Holzbearbeitungs-Aktien-Gesellschaft verteilt 150 K. auf die Aktie — 0.75 Prozent! Die Industrie- und Handelsbank gehört schon zu den Noblen, wenn sie eine Dividende von 1.2 Prozent ausschüttet. Und das in Zeiten, in denen sich Kapital mit Leichtigkeit mit 40 und 50 Prozent jährlich verzinst. Ironie des Börsenspiels! Erpe.

Die Beseitigung der öffentlichen Kritik.

In dem Aufsatz in unserer letzten Nummer war ein störender Druckfehler, der die betreffende Stelle völlig unverständlich machte. Es hieß, die Oesterreichische Waffenfabriks-Gesellschaft habe von dem bevorstehenden Erscheinen eines Aufsatzes über „Das Steyr-Todesauto" erfahren, „mit welcher unheimlichen Bezeichnung ihr nach Art der italienischen ‚Targa Florio' benannten Automobile neu gebauter Kraftwagen belegt wurde". Das ist unverständlich. Es sollte richtig heißen: „. . . mit welcher unheimlichen Bezeichnung ihr neu gebauter und wegen einigen recht belanglosen Erfolgs bei der kürzlichen italienischen ‚Targa Florio', benannten Wettbewerbsveranstaltung über Gebühr emporgelobter Kraftwagen belegt wurde."

*

Die Gelegenheit gestattet, darauf hinzuweisen, daß auch das Auto, das bei dem letzten aufsehenerregenden tödlichen Unfall auf dem Exelberg bei Wien zugrunde ging, ein Steyrwagen war, die laut gewordenen Bedenken gegen die Verläßlichkeit dieses Typs also doch nicht so unbegründet zu sein scheinen. Wenn auch an dem Unglück der umgekommene Chauffeur selbst schuld scheint, so ist, wenn das Material wirklich einwandfrei wäre, eine derartige Verwüstung, wie sie das gestürzte Auto AXIII 345 zeigt, nicht für möglich zu halten.

Die Steyrwerke haben auch alles aufgeboten, damit die Marke des Todesautos in den Berichten über das Unglück nicht bezeichnet werde. Was ebenso bemerkenswert, wie daß sie den Streit mit dem Montagsblatt (der, wie wir letztens berichteten, die geniale Idee, wie man öffentliche Kritik mundtot machen kann, hervorgebracht hat) durch Vergleich beigelegt und sich das ganz gewaltiges Geld haben kosten lassen.

Reis aus Habsburgs Stamm.

Aus den Erinnerungen einer unehelichen Tochter des Kaisers Franz Josef I. (Fortsetzung.)

Eines Tags wurde die Toni in die Gemeindekanzlei gerufen wo ihr gesagt wurde, daß vom Stift eine Summe Geldes für ein vierzehnjähriges Mädchen gegeben werde, welches Talente besitzt, um in eine Erziehungsanstalt gegeben werden zu können; sie müsse Taufschein und Schulzeugnis zum Herrn Prälaten bringen.

O diese Freude für mich! Ich wollte ja so fleißig lernen und wirklich brav sein. Nur fort, fort wollte ich. Städte und Menschen wollte ich kennen lernen.

Alles ging gut. Der Herr Prälat nahm uns freundlich auf, P. Othmar war gerade verreist. Gott sei Dank! Nur früher fort! Nur fort wollte ich als weggelegtes Kind, um alle meine Brüder und Schwestern in der Welt kennen zu lernen.

Alles war bereit. Und da: gräßliches Verhängnis! Pater Othmar war zurückgekehrt und hatte von der Absicht, mich in eine Mädchenerziehungsanstalt zu geben, erfahren. Sofort wurde ein anderes Mädchen dorthin gegeben und zwar, wie wir vermuteten, mit meinem Gelde (200 fl.), das für mich im Stift Admont angelegt war. Ich war der Verzweiflung nahe; weinte und gebärdete mich wie toll. In meinem größten Schmerz klopfte es an der Tür und herein trat — Pater Moritz.

Er sagte, er müsse gleich wieder fort, nur habe er gehört, daß die Stiegmaier nicht fortkomme, und so sehe er sich veranlaßt, sobald als möglich dem Herrn Bezirkshauptmann zu schreiben; denn das Mädel sei aus besserem Stamm. Nur habe er versprochen, bis zu ihrem 18. Lebensjahre zu schweigen. Da er aber immer sehr kränklich sei und die Sache so stehe, daß er nicht sicher sei vom Tod, möchte er die Sache früher ins Reine bringen. Mit diesen Worten entfernte er sich und ließ uns erstaunt und verblüfft zurück.

Acht Tage vergingen, da verkündete die Sterbeglocke den Abschied des guten alten Herrn. Also wird das Geheimnis zu Grabe getragen!

III. Die Mutter.

Monate kamen und vergingen und ich wurde 20 Jahre alt. Da kam eines Tags eine alte, bäuerlich, aber nett und rein gekleidete Frau zu uns und fragte nach meiner Pflegemutter. Als meine Pflegemutter sich vorstellte, fiel die Frau auf die Knie und sagte: „Ich bin die Mutter Ihrer Ziehtochter, ich habe das Kind weggelegt, weil ich mir in der furchtbaren Not nicht mehr anders zu helfen wußte." Ich war erstaunt, betrachtete sie feindselig, ohne etwas sagen zu können.

Meine Pflegemutter ging mit ihr in die Gemeindekanzlei, um dort die Sache dem Bürgermeister zu erzählen. Dieser fand keinen Grund zu einer gerichtlichen Anzeige, da die Sache bereits verjährt erschien. So kamen beide wieder zurück. Wir fragten, wer mein Vater sei, worauf sie nur sagte, er heiße Franz Josef und sei in Eisenerz. Dann ging sie wieder fort.

Also lernte ich meine Mutter kennen. Eine bittere Enttäuschung. Wer war mein Vater, wo die hohe Abstammung? Schwamm darüber, dachten wir uns.

Ich ging in Dienst. Nach einem Jahr starb meine sogenannte Großmutter und so blieb mir nur die Toni. Im Jahre 1896 starb auch sie und so stand ich ganz allein, ohne Vermögen, ohne zu wissen, wo sich meine wirkliche Mutter aufhielt.

Meine Gedanken richteten sich nach Eisenerz, um dort den Vater zu suchen. Ich führte den Entschluß auch aus. Aber alles Fragen schien vergebens. Endlich kam ich durch Zufall in das Haus, wo mein angeblicher Vater wohnte. Auf meinen Gruß und die Ansprache als Vater lachte er und sagte: „Ja, meine Liebe, ich weiß's nicht, ob ich's bin!" Also wieder vor einem Rätsel. Er hieß mich bleiben und ich blieb 14 Tage. Seine großen Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, behandelten mich grob und sehr stolz. Als ich wieder fortgehen wollte, sagte er: „Du mußt noch warten, ich habe um deine Mutter geschickt." Sie kam wirklich. Als ich schon schlief, erwachte ich eines Abends infolge eines heftigen Wortwechsels. Meine Mutter verlangte stürmisch das Granatenhalsband samt dem Medaillon, indem sie sagte: „Das gehört der Julie, damit sie weiß, wer ihr Vater war, verstanden?" — „Na, da hast was davon, von dem lausigen Halsband!" war die Antwort dieses Mannes, der mein Vater sein sollte. Ich horchte gespannt auf. Lange dauerte der Wortwechsel. Am Morgen kam meine Mutter in die Kammer, setzte sich zu mir und sagte weinend: „Meine liebe Julie, du mußt wieder fortgehen. Aber schau, das nimmst du mit." Mit diesen Worten übergab sie mir eine viersträngige Granatenschnur, wunderschön, daran ein kleines Medaillon, mit Edelsteinen besetzt, in der Mitte ein graviertes „F".

(Fortsetzung folgt.)

Ein erfreulicher Film. Die Terminus-Film-Gesellschaft, die sonst nur ärgste Nervenreißer dem Kinopublikum zu servieren pflegte, hat alle Sünden wider Geschmack und Verstand gutgemacht, indem sie einen der Werbung der österreichischen Höhlenkommission für die Wunder des unterirdischen Oesterreichs dienenden wissenschaftlichen Film „Die Riesen-Eishöhlen des Dachstein, eine Film-Expedition in die Unterwelt" durch ihre Aufnahmeleiter W. Zeller und E. Müller-Sturmheim herausbrachte, dessen wundervolle, unter Mühsalen und Schwierigkeiten im Erdinnern aufgenommene Bilder jetzt in vielen Kinos erfreuen. Solche Taten müssen gerade wir, die wir wegen des vielen Schunds, gegen den ehrliche Publizistik machtlos ist, von der Weiterführung einer eigenen Filmrubrik abstanden, eigens hervorheben.

Erster Erfolg. Nach Schluß des Blattes erfahren wir, daß „Die Stunde" den Herrn Zoltan „von" Franyo abgeschüttelt, aus dem Redaktionsverband entlassen hat. Sie glaubt, sich dadurch von der Lumpengesinnung zu reinigen, indem sie sie als persönliche ihres Redakteurs hinstellt. Hiezu müßte sie aber abschütteln und entlassen, bis überhaupt nichts mehr von ihr übrig bleibt. Wir werden ihr noch ausreichende Gelegenheiten hiezu verschaffen.

Briefkasten.

Nino. Ein Abonnement gibt, versteht sich, Berechtigung auf eine Anzeige, aber nicht in Fortsetzungen. Dennoch kommen wir diesmal Ihrem Wunsch abermals nach und bleiben auch ferner zu möglichstem Entgegenkommen bereit. Bezug bis Nr. 56.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Rudolf Horak und Gustav Leitner. Verantwortl. Schriftleiter: Gustav Leitner. Druck: Erste Wiener Vereinsbuchdruckerei. Alle in Wien.

Kostenlose Anzeigen.

Jeder Abonnent kann umsonst inserieren. Die Einschaltung ist im Bezugspreis (13 Nummern 12.000, 26 Nummern 24.500, 52 Nummern 50.000 K.) inbegriffen. Nur Auslagen hat der Aufgeber zu ersetzen; wenn die kostenlos aufzunehmende Anzeige Erledigung durch die Post erfordert, sind 1000 K. (auch in Postwertzeichen) für die Spesen zu entrichten. Gestaltung von Form und Größe der Gratisanzeigen behält sich die Verwaltnng vor, ebenso das Recht, unpassende zurückzuweisen.

Reitstiefel (44er), braun, Reithose mit Wildledereinsatz, Reise-Necessaire mit kompletter Einrichtung, alles wie neu, zu verkaufen. Besichtigung täglich von 12 bis 2 und 5 bis 7 Uhr II., Halmgasse 1, Tür 6 (nächst Sophienbrücke).

Pension Weiser in Payerbach (Semmeringgebiet) Erholungsbedürftigen empfohlen. Vorsaisonpreis K 60.000.

Für gewinnbringende Expedition zwei bis drei Herren mit etwa 20 Millionen gesucht. Wahrheitsgemäß erschöpfende Personaldaten u. Kenntnisse sowie Rückkuvert mit Adresse unter „Afrika" an die Verwaltung des „N. W. K."

Teilzahlungshaus
J. Goldberg
Wien, 2., Novaragasse 49

Reichhaltiges Lager von Stoffen, Herren- und Damenwäsche Bettzeuge, Gradl, Chiffone, Leinen u. alle Gattungen Damastwaren, sowie fertige Herren- und Damenkleider usw., auch nach Maß zu den billigsten Preisen und günstigsten Zahlungsbedingungen.

Internationale Handelsbank
Wien, I., Schottenring 21

*) Eben ist eine Kursnotiz zustande gekommen, die ungefähr ein Viertel des oben angegebenen Betrages ergibt. Das ändert das oben Gesagte aber auch nicht völlig, sondern nur zu Dreivierteln in günstigem Sinn. (Anm. d. Schriftleitung.)

V. b. b.

Neuer Wiener Kurier

1000 österr. Kronen für Wien u. Provinz

Schriftleitung und Verwaltung:
Wien, II., Praterstraße 50. — Fernruf 48.294.
Drahtanschrift: Newikur, Wien, Praterstraße 50;
Postsparkassenkonto Nr. 75.191,
Sprechstunden Wochentags 18 bis 19 Uhr.

Unabhängige und unparteiische Zeitung
Anzeigen nehmen die Verwaltung und alle größeren Anzeigenbüros entgegen.

*

Unfrankierte Zusendungen werden nicht angenommen, unverlangt ohne Rückporto einlangende Beiträge nicht bewahrt.

Bezugspreise:

	13	26	52 Nummern
Oesterreich	12.000	24.500	50.000 Kr.
Deutschland . . .	5.000	10.000	20.000 Mk.
Ungarn	390	780	1.560 ung. Kr.
Tschechei	10	20	40 č. Kr.

Einzelnummer 1000 Kr., 400 Mk., 30 ung. Kr., 0·30 č. Kr., 1 Schweizer Franken.

II. Jahrgang. Wien, Juni 1923. Nr. 46.

Seite 2.

Castiglionis verschwundene Strafakten.

?? Welche Geheimnisse hat Else Marchhart auf ihren Todesausflug mitgenommen ??

Letzte Börsenmanöver. Herr Chefredakteur Tschuppik.

Die Vampirfirma Max Singer, Salzgries 4.

Wiener nächtliche Freuden. — Der dicke Bösbauer und der Waffenschieber Brück. — In Oesterreich läßt man große und kleine Gauner laufen.

Horoskop der Wahlen.

Wenn unbeirrt kühle Betrachtung unserer politischen Parteien zu dem Ergebnis führt, daß sie, rechts wie links, alle miteinander nichts wert sind,*) so tritt sofort die Frage auf, was denn an ihre Stelle zu setzen wünschenswert wäre. Der schwierige Versuch, sie befriedigend zu beantworten, scheitert an der Unmöglichkeit, die Geltung in Alltagsgewohnheit, die im politischen eine ebenso große Rolle wie im gewöhnlichen Leben spielt, eingebürgerter Organisationen anders zu entwurzeln als wiederum durch Organisationen, deren Ideengehalt obendrein werbekräftiger sein müßte, als der der zu beseitigenden alten.

Es ist schon möglich, daß die Entwicklung, wenn auch heute noch nicht reif hiezu, dahin geht, in die Politik statt dem reinen Parteihader, der sie jetzt erfüllt, einen mehr wirtschaftlichen Zug zu bringen, und manche Anzeichen in den Bewegungen von Interessengruppen des Erwerbslebens sprechen dafür, daß dem Bestreben Gestaltungskraft nicht mangelt. Allein das Wirtschaftsparlament, das viele Pläne zur Behebung unserer politischen Versumpfung empfehlen, könnte höchstens einen Teil der Streitfragen der vom Parteivorteil getrübten Betrachtung entrücken, ohne die Gegensätzlichkeit von Weltanschauungen zu beseitigen, deren Ausdruck in politischen Parteiungen nicht zu übersehen und als berechtigt auch nicht zu leugnen ist. Die Anschauung von dem Unwert aller bestehenden politischen Parteien gründet sich ja bei vielen nicht etwa darauf, daß sie als Ausdrucksformen grundlegender Gedanken über Welt und Wirtschaft überflüssig wären, sondern daß sie diesen zu wenig prägnant dienen. Diese Anschauung sinnfällig zu machen, bedürfte es der geschlossenen Kraft der einzelnen Unzufriedenen. Was nichts anderes bedeutet, als daß die alten Parteigruppierungen durch neue aus dem Sattel gehoben werden sollten, die sich allzu leicht immer wieder nur als schärfere oder schwächere Abklatsche der alten entpuppen würden. Auch rein wirtschaftliche Betrachtung des Staatslebens wird sich solange des Gebrauchs der verschieden gefärbten Brillen nicht enthalten, als es Hungrige und Satte, neunmal Gesiebte und ewig reine Toren gibt. Beim Austreiben als unzulänglich, unehrlich, überlebt auch erkannter politischer Parteien beißt überall Beelzebub den Teufel in den Schwanz.

Dazu kommt das Besondere der österreichischen Verhältnisse, in welchen die Staatsbürger statt Auftraggeber die Gefangenen der Parteien sind. Schuld daran trägt natürlich die bewußt ausgeklügelte Unzulänglichkeit des Wahlrechts der Listenwahlen. Diese setzen an die Stelle gewählter Menschen bedruckte Bogen, sie schalten jede Betätigung nicht parteimäßiger Begabung, auch der hervoragendsten, aus, entreißen das Wahlrecht dem Willen der Wähler und liefern es der Klubberatung aus. Eine wirkliche Gesundung des politischen Kampfes, eine Annäherung an die den außen- und innenpolitischen Verhältnissen unserer Republik sicherlich entsprechende mehr wirtschaftspolitische Betrachtungsweise wäre nur zu erzielen, wenn das Wahlrecht so geändert würde, daß die Möglichkeit bestünde, nicht aus einer Kollektion Pamphlete das am meisten zusagende oder am wenigsten abstoßende herauszusuchen, sondern mit dem Stimmzettel Personen unmittelbar aus der Wählerschaft hervorzuheben, welche das Vertrauen von Mensch zu Mensch zu werben und zu wecken wissen. Das fällt aber den Schöpfern des gegenwärtigen Wahlsystems, den am Bestand seines Unrechts gleichmäßig interessierten bestehenden großen unehrlichen Parteien nicht ein. Sie haben es sich gar zu schön eingeteilt. Wie beim Tarock zu dreien, bei dem stets je zwei gegen den dritten austrumpfen, mit der einschläfernden Sicherheit, auf diese Art Gewinn und Verlust sich ziemlich gleich verteilen zu sehen, haben sich die großen herrschenden Parteien in dem Listenwahlsystem die Spielregel geschaffen, nach welcher die Vorhand jeweilig ausgeschnapst werden kann. Selbst der kochendste Zorn der öffentlichen Meinung gegen diese Fälschung und Vergewaltigung der Demokratie zugunsten der Verewigung der Parteiherrschaft wäre augenblicks machtlos. Er könnte sich erst durch die Wahlen selbst mit Nachdruck ins Bewußtsein der Welt setzen. Wenn durch Enthaltung vom Wählen oder bei Wahlpflicht durch Abgabe leerer Stimmzettel in erheblichem Maß das Davonrennen vor dem rechts wie links gleich öden Phrasengeklingel sichtbar würde, so wäre das eine Offenbarung des Volkswillens, die schon wegen des Aufsehens darüber in dem unsere Entwicklung beargwöhnenden Ausland nicht vernachlässigt werden könnte.

Aber auch daran ist zunächst nicht zu denken. Bei den Sozialdemokraten wird das nie versagende Räderwerk der mustergültigen Organisation den Massenaufmarsch ihrer Anhänger trotz den Widerständen, die sich auch in diesem Getriebe bemerkbar machen, geschlossen an der Wahlurne vorüberführen und einen solchen Luftzug erzeugen, daß auch die christlichsozial-großdeutsch-klerikal-monarchistische Spreu wieder wie je hinzugeweht wird, obgleich der Mißmut gegen die eigene Regierung die Entschlossenheit zum stillen Protest des leeren Stimmzettels in bürgerlichen Kreisen weit verbreitet hat.

Alles in allem dürfte sonach auch die kommende Wahlschlacht nicht sehr aufmunternd von den letzten derartigen Schauspielen abweichen und der österreichische Mensch könnte mit gewohnter Geduld — „Da kann man nichts machen!" — auch das Ergebnis, wie's Gott verhängt, über sich ergehen lassen, würde nicht der Unstern, der ersichtlich über einer der drei regierungsfähigen Parteien steht, unentrinnbare Schicksalserfüllung verheißen. Während sich das Kräfteverhältnis zwischen Christlichsozialen und Sozialdemokraten flüchtigem Blick kaum verschoben darstellt, zeigen alle Wahlhandlungen der letzten Zeit in Ländern und Gemeinden deutlich den Niedergang der großdeutschen Partei an. Die Oktoberschlacht dürfte ihn besiegeln. Und es ist nicht einmal anzunehmen, daß die von ihr abflutenden Stimmen die Bedeutung ihrer neu heraufkommenden Spielart erheblich aufschwemmen werden.

Danach ergibt sich für die weitere Entwicklung die immerhin verheißungsvollere Aussicht, von zwar unumgänglichen, aber doch nur mehr zwei Uebeln das kleinere wählen zu können. Die Gegenüberstellung der zwei Fronten, die einzig dem Stand menschlicher Bestrebungen, der geschichtlichen Notwendigkeit und der gesellschaftlichen Entwicklung entsprechen, darf als Folge der Herbstwahl erwartet werden. Wer sie als notwendig erkennt, wird immerhin nicht verabsäumen können, schon vorher die wenig beneidenswerte dem Esel zwischen den zwei Heubündeln ähnliche Lage durch die Untersuchung zu beenden, in welchem von beiden doch einige saftige Kräuter. Und da nach den bisherigen Ergebnissen der Sanierung durch die jetzigen Machthaber, die sich bis Herbst noch eindrucksvoller darstellen werden, für viele, für die, weil „saniert", immer mehr verarmende Mehrheit der Bevölkerung das kleinere Uebel von vornherein eindeutig bestimmt sein wird, scheint Rücklauf des seit 1920 nach rechts ausschwingenden Pendels an der Uhr der Zeit nicht ausgeschlossen.

Was sie allerdings nach Abschluß der kommenden Großwahlen schlagen wird, darüber bleiben alle Sterne stumm.

ggl.

*) S. den Aufsatz „Die Unehrlichkeit der Parteien" in Nummer 34 „Neuer Wiener Kurier".

140 Kronen für Else Marchhart.

Seit 11. Mai ist Else Marchhart, die junge, lebensfrohe Beamtin der Wiener Bodenkreditanstalt, auf rätselhafte Weise spurlos verschwunden. Aber seit wenigen Tagen erst erregt dieser bisher ungeklärte Vorfall allgemeines Interesse. Mit welcher Nachlässigkeit die Aufklärung dieses Verschwindens betrieben wurde, kennzeichnen folgende Umstände:

Drei Tage läßt der Hauswart des Gasthofes, in dem sie Wohnung genommen, nach dem unbegründeten Fortbleiben der Unglücklichen verstreichen, bis er es für notwendig hält, die Abgängigkeitsanzeige zu erstatten. Nahezu zwei Wochen müssen jedoch vergehen, um die Wiener Polizeidirektion zu veranlassen, den vollständig unzulänglichen Hilfsmitteln der Gendamerie der Gemeinde Mariazell beizustehen. Ueber Anregung einer Wiener Tageszeitung — also nicht einer zuständigen Behörde — werden endlich umfassende Maßregeln zur Aufdeckung eines immerhin möglichen Verbrechens oder eines vielleicht in Betracht kommenden Unglücksfalles getroffen.

Großmütig setzt endlich die Brotgeberin Else Marcharts, die Bodenkreditanstalt, eine Prämie von 2,000.000 K., also

nicht einmal 140 Friedenskronen

für die Auffindung ihrer Beamtin aus.

Wir wissen natürlich heute noch nicht, ob die Verschollene noch am Leben, wissen nicht, ob sie einem Unglück oder Verbrechen zum Opfer gefallen, glauben aber, unsere bisherigen Auskünfte dahin deuten zu können, daß es der genannten Großbank weniger um die Person der Verschwundenen, die sie ja selbst nur mit dem lächerlichen Betrag von 140 Kronen bewertet, zu tun ist, da sie doch sonst ihrer einfachen Verpflichtung, zur Aufdeckung des Rätsels beizutragen, nicht mit so geringer Generosität nachgekommen wäre, als darum, überhaupt Gewißheit zu bekommen, ob Else Marchhart noch unter den Lebenden weile. Die alltäglich vorkommenden groben

Gesetzübertretungen einer Schieberbank

sind ja gegenwärtig allgemein bekannt, so daß es einleuchtend erscheint, daß auch Else Marchhart über den inneren Betrieb und die dunklen Praktiken der Bodenkreditanstalt Enthüllungen machen könnte, deren Unterbleiben für das Institut wahrscheinlich mehr wert wäre als 140 Kronen.

Welche Betriebsgeheimnisse nahm Else Marchhart auf ihrem Todesausflug mit?

Ode.

Geist der „Stunde".

Wer glaubt, daß durch die Enthüllung der Wesensart des Schwindel- und Schieberblatts „Die Stunde", wie wir sie in der vorigen Nummer des „Neuen Wiener Kuriers" vollzogen haben, die ganze Schändlichkeit eines in Wien noch nicht erlebten frechen Räuberunternehmens zutage gebracht ist, irrt sehr. Es sind lediglich die Methoden, nach denen da geräubert und erpreßt, getäuscht und gelogen wird, dargelegt, damit sich die Oeffentlichkeit ein Urteil über die Veröffentlichungen der „Stunde" bilde; der Geist, der sie gebiert, noch viel verabscheuenswerter als jene, muß erst aus dem Wust von Täuschung allmählich herausdestilliert werden. Faßbar trat er in Erscheinung gerade als Folge unserer Veröffentlichungen.

Sie haben anscheinend Herrn Bekessy die Rede verschlagen. Er ist still geworden mit Frechheit und Ueberheblichkeit und glaubt, wenn er fein schweigt, wird man, wie die Menschheit nun einmal ist, bald wieder vergessen, mit was für einem Gesellen man es in seiner Person zu tun hat, so daß die Fischzüge wieder ungestört und ergiebig Fortsetzung finden können.

Wir vermochten bereits in voriger Nummer mitzuteilen, daß Bekessy unsere Veröffentlichungen zum Anlaß genommen hat, den letzthin genannten Redakteur der „Stunde" Zoltan von Franyo zu entlassen. Er dachte damit so zu handeln wie die Schiffer in grauen Vorzeiten, die bei Sturm einen der Mitfahrer dem zürnenden Meergott zum Opfer ins Wasser warfen. Aber gerade die Geschichte dieser Entlassung ist bezeichnend. Sie geschah nicht, weil das Opfer schuldig, sondern weil es ein bequemes und

erwünschtes Opfer

war. In der Redaktion der „Stunde" hatte man schon lang große Reinigung vor, allerdings nicht, um das Unternehmen von allen zweideutigen Elementen zu säubern, sondern alle abzustoßen, die nicht durchaus verläßlich schienen, mit Haut und Haar sich dem Häuptling Bekessy zu jeder Schandtat verschrieben zu halten. Von welchem Geist die Absicht getragen war, geht aus dem Wort hervor, das in einer der darüber stattgefundenen Redaktionskonferenzen fiel:

„Was brauchen wir die Gojim?"

Mit der Entlassung Franyos, die der schon früher zur Erzielung der gewünschten Rassenreinheit geschehenen folgte, und der Verschickung des Chefredakteurs Tschuppik, auf die wir noch zu sprechen kommen, ist „Die Stunde" gojimrein*) geworden.

Der Anlaß, den unsere Veröffentlichungen boten, mußte daher sehr erwünscht sein und es lag nahe, ihn zu fördern. In der Tat wurde aus der Leitung des Räuberunternehmens selbst her versucht, uns durch eine bestochene Mittelsperson Material zuzuschmuggeln, das uns als Grundlage der Veröffentlichung gegen eigene Mitarbeiter der „Stunde" dienen sollte, und es ist die Annahme gestattet, daß Tatbestände, welche Anklagen begründet erscheinen ließen, von der Leitung des Schandblatts aus selber erst — durch bestochene Zeugen und gefälschte Belege — konstruiert wurden. Man erwäge die Schändlichkeit! Bekessy hat gegen seine eigenen Mitarbeiter ein förmliches

Spitzelsystem

eingerichtet; der Redakteur Janos Andor ist mit der besonderen Aufgabe — schöne Aufgabe! — der Ueberwachung seiner Kollegen betraut, wozu er sich bereit finden muß, will er nicht seine Stellung, auf die der ungarische Flüchtling angewiesen ist, gefährden, weil seine sonstigen Talente nicht Sicherheit gegen plötzlichen Hinauswurf gewährleisten. Sind das nicht nette Zustände? Entweder hat der Bekessy in seinen Unternehmungen lauter so saubere Gesellen beisammen, um stets auf der Hut sein zu müssen, daß sie nicht irgendeine Lumperei begehen, oder er ist stets darauf aus, seinen Leuten Fallen zu stellen, um sie so fester in die Hand zu bekommen, als gefügige Werkzeuge für seine Räubereien. Und so was will einen Feldzug gegen Konfidententum und Lockspitzelei führen! Ein Mensch tritt als Sittenrichter gegen die angeblich schädlich um sich greifende Moral des Grundsatzes:

„Ich weiß was auf wen!"

auf, der seine ganze Macht selbst im Kreis seiner nächsten Diener und Freunde darauf aufbaut! Er kann wohl deswegen so vorzüglich über die Gefährlichkeit dieser Spitzelmaxime urteilen, weil er ihre Anwendung selber ausgezeichnet versteht...

Die Entlassung des Zoltan Franyo ist vor Erscheinen unserer Enthüllungen erfolgt und in der „Stunde" selbst mitgeteilt worden. Bekessy nahm sie vor, als ihm zu Ohren gekommen war, daß Veröffentlichungen über die Art seiner Zeitungsunternehmen im „Neuen Wiener Kurier" erscheinen würden, in welchen Franyo genannt. Der Zweck ist durchsichtig: es ist der, den wir letzthin schon geschildert haben, nämlich sagen zu können: „Was geht diese Lumperei uns, das Unternehmen, mich, den Bekessy, an? Es sind persönliche eines Unwürdigen, den wir auch schon entlassen haben." Wir haben nicht anders erwartet, als daß sich Bekessy so zu salvieren versuchen wird; aber daß es ihm gelingt, wird er sich täuschen.

Wir haben den Zoltan Franyo als einen der Verfasser der gegen die Finanzbehörden gerichteten Aufsätze vorgestellt. Darüber sind der Schriftleitung des „Neuen Wiener Kuriers" durch einen Zwischenträger Mitteilungen zugekommen, die aus dem engeren Kreis um Bekessy selbst stammten. Die Ueberlegung, die dem Versuch, uns auf falsche Fährte zu bringen, zugrunde lag, war diese: Wenn der Redakteur, der als Verfasser dieser Aufsätze angesehen, entlassen wird, wozu die erste sich bietende Gelegenheit, die man womöglich sogar selber herbeiführt, zu benützen ist, dann wird Friede und das weitere Geschäft keinen Schaden mehr leiden. Außerdem wird man auf bequeme Art einen Mitarbeiter los, der

als „Goj"

kein rechtes Vertrauen genießt.

Wir sind auf den Köder eingegangen, obwohl wir von vornherein wußten, daß Franyo nur sehr geringen Anteil an dem Feldzug der „Stunde" gegen die Finanzbehörde hatte, weil wir sehen wollten, wie weit die Schändlichkeit des Bekessy zu gehen imstande ist. Den tatsächlichen Verfasser der meisten Aufsätze werden wir in dem von uns gegen „Die Stunde" angestrengten Verfahren wegen Ehrenbeleidigung schon noch herausholen.

Jetzt aber erwäge man: Auf die bloß — nur auf dem wenig verläßlichen Weg der Zwischenträgerei erlangte — Kunde, es würde in einer gegnerischen Druckschrift ein Aufsatz erscheinen, in dem ein dem engsten Kreis der Mitarbeiter des Unternehmens Angehöriger unliebsam genannt werde, auf die bloße Kunde hin entläßt der Herausgeber einer Zeitung den Redakteur. Ohne abzuwarten, was eigentlich gegen ihn vorgebracht wird und wie er sich verteidigen kann. Jede andere Zeitung hätte ihren Mitarbeitern zunächst zu schützen versucht, äußersten Falles, wenn der Verdacht besteht, daß die Beschuldigungen begründet sein könnten, ihn außer Dienst gestellt, bis einzulei ende Untersuchung Klarheit geschaffen hat. Der Bekessy tut so nicht. Genau wie wir es als sein wohlerwogenes System geschildert haben, ist sein erster Gedanke, den bloßgestellten Mitarbeiter rech. rasch abzuschütteln, besonders wenn er auch sonst nich. sehr zu Gesicht steht. Jeder andere Zeitungsherausgeber, jeder andere anständige Unternehmer pflegt in solchen Fällen den schmerzlosen Weg der Kündigung mit sofortiger Dienstesenthebung unter voller Lohnbefriedigung, womöglich Abfindungszahlung des unbequem gewordenen Angestellten zu wählen, um Weiterungen zu vermeiden. Der Bekessy nicht. Er scheut den Skandal nich.. Welch schäbiger Zeitungsherausgeber! Welch schmutziger Unternehmer! Welch erbärmlicher Charakter!

Wir stehen nicht an zu erklären, daß wir wünschen, der entlassene Redakteur Zoltan Franyo möge im Weg gerichtlicher Geltendmachung von Ansprüchen möglichst viel Entschädigung von dem Herrn Bekessy, der sich soeben von lauter zusammengeräubertem Geld das dritte Haus gekauft hat, erreichen. Wobei wir gar kein Urteil abgeben wollen, ob ihn Verschulden trifft oder nicht. Es hat nach unseren Veröffentlichungen ein lebhaftes Vertuschen und Beschönigen angehoben und von Erklärungen und „Aufklärungen" der verwickelten Unternehmen und Personen hat's nur so geregnet. Soweit das den Zweck hat, dem entlassenen Angestellten zu Schadloshaltung zu verhelfen, haben wir nichts dagegen, selbst wenn dadurch der Schein entsteht, als hätten wir grundlose Behauptungen aufgestellt. Soweit darf es allerdings nicht gehen, daß sich die Firma Freund u. Horner in einem Schreiben an die „Stunde", von dem sie uns noch in unverschämter Weise Mitteilung machte, eine freche Unterstellung einer Handlungsweise von uns leistet. Es handelt sich nicht um Personen, und sobald Herr Zoltan Franyo keinen Zusammenhang mit der „Stunde" mehr hat, wünschen wir ihm alles erdenkliche Gute und wollen eher fördern, als etwas dagegen tun, daß er dem Bekessy womöglich eines seiner Häuser wegnimmt.

Die Tatsachen bleiben

bestehen. Die Firma Freund u. Horner hat anläßlich einer Kritik eines von ihr verschleißten Films Geld gegeben. Es ist für die Beurteilung der Sachlage gleichgültig, wem.

Ar dem Kommerzialrat, von dem wir letztens erzählten, ist eine Erpressung versucht worden. Ohne Belang, von wem.

In dem einen Fall hat zweifellos die Vorstellung gewaltet, daß man bei einem Blatt wie „Die Stunde" Geld aufwenden müsse, um eine gute Kritik zu erlangen, es wurde als nichts Auffallendes, nichts Unmögliches empfunden, daß auf Grund einer redaktionellen Veröffentlichung in der „Stunde" Geld verlangt wird. In dem andern Fall entstand ebenso selbstverständlich der Eindruck, daß gerade „Die Stunde" ein geeignetes Werkzeug einer Erpressung abgeben könnte. Die beiden Tatsachen, die ja nur als Illustrationsbeispiele des journalistischen Systems, das da obwaltet, festzuhalten sind, genügen zur Kennzeichnung dieser Zeitung als **Schwindel- und Erpresserblatt.**

Spitzeltum und Schnüffelei selbst gegen Freunde und Helfer, jüdisch anmaßliche Bereitheit zu jeder Korruption, sobald sie nur Geld trägt, zu jeder Schäbigkeit geneigte verräterische Gesinnung — das sind die Bestandteile, aus welchen der Geist zusammengebraut ist, der das Unternehmen des Bekessy beseelt.

*) Goi, Mehrzahl: gojim, hebräisch = Nichtjuden, Christen
*) Goj, Mehrzahl: gojim, hebräisch = Nichtjuden, Christen

Der Herr Chefredakteur.

In dem Falle des Redakteurs Zoltan Franyo konnte dem Bekessy seine Schäbigkeit leicht fallen, einen armen Teufel zu entlassen, um sich den Anschein zu geben, daß er unnachsichtlich auf Reinheit seines Unternehmens und die Untadeligkeit aller Angehörigen desselben achte, während jedes etwaige persönliche Verschulden doch nur aus dem Geiste des ganzen Unternehmens erklärlich ist, die offenbare Gesinnung seiner Leiter dazu verlockt und aneifert. Nun wollen wir aber einmal sehen, ob sich der Herr der „Stunde" auch so sittenstreng verhält, wenn es sich um Personen seiner Umgebung handelt, die — etwas mehr von ihm und seinen Geschäften wissen als ein Redakteur der (durchwegs bezahlten) Notizen der Filmrubrik. Wir haben es schon gesagt, daß er dann nach der Reihe alle seine Helfer entlassen müßte, um schließlich nur mehr sich selber zum Abbau übrig zu haben. Wir wollen ihm Gelegenheit geben, sich zunächst im Wege seiner Spitzelorganisation die Gewißheit zu verschaffen, daß nach den Voraussetzungen ihrer Vergangenheit alle seine Hauptmitarbeiter durchaus gewärtigen lassen, daß sie eines Tages, den soliden Grundsätzen der „Stunde" untreu, das dem Herausgeber allein vorbehaltene Recht des Freibeutens auf eigene Faust in Anspruch nehmen.

Es fehlt uns allerdings wirklich an Raum für eingehende Charakterbilder der einzelnen „Stunde"-Burschen. So lohnend es wäre, den Geschäften nachzugehen, welche den ehemaligen Herausgeber der „Finanzpresse", von Kennern „Finanzerpresse" genannt, Dr. Ely seinem Landsmann Bekessy empfahlen, oder noch ehe wir uns gerichtlich mit dem Dr. Ladislaus Frank beschäftigen, zu untersuchen, was zu seiner einigermaßen plötzlichen Verabschiedung von dem Montagsblatt, dem er allzu „dunkle Geschäfte" zugetragen hatte, führte: mit nebensächlichen Geistern, die Bekessy rief und nun nicht mehr los wird, können wir uns nicht weiter einlassen. Wir müssen uns, ehe wir den Herrscher selbst, Imre Bekessy, der gebührenden Einschätzung der Mit- und Nachwelt überliefern, auf die seinem Thronhimmel nächststehenden Sterne beschränken, um eine würdige Folie für sein Porträt zu erhalten. Und auch sie können wir nur mit wenigen kräftigen Strichen abschattieren und zaksen, um unseren kostbaren Raum nicht an Bedeutungslosigkeiten zu verschwenden, die Ausarbeitung des ausgestellten Gemäldes dem Leibspion des Hauses Bekessy, Andor Janos überlassen.

Die Ankündigung der Völkerbundanleihe, die mit 1. laufenden Monats zur Zeichnung aufgelegt wurde, bringen wir auf Seite 4 im Wortlaut zum Abdruck, weil die außerordentlich günstigen Bedingungen der Zeichnung auch für unsere Leser des Interesses gewiß nicht entbehren. Ermöglicht doch dadurch der Staat in ungemein milder Weise, begangene Vergehen gegen seine finanzielle Hoheit ungeschehen zu machen. Gegen Schieber, welche diese äußerste Gelegenheit, dem Staat zu geben, was des Staates ist, der bedürftigen Allgemeinheit vom Ueberfluß abzulassen, auch nicht benützen, sollte denn aber doch endlich jedwede Schonung und Duldung aufhören!

Maiandacht.

(Schluß.)

Von Auguste Mannlicher-Weiß (Mattsee).

Totenbleich, mit starrem Blick, steht der Pfarrer. Abwehrend recken sich die Arme. Er will rufen, schreien — die Stimme versagt. Denn nun hebt sie das Händchen, lächelt, lispelt — die Grübchen erscheinen in der flaumigen Wange — greift empor an die Krone, löst sie aus den Locken und wirft sie hinab auf die Steine — —

„Kennst du mich?"

Da stürzt er in die Knie wie irr. Von der Orgel oben rauscht plötzlich wie beim Gottesdienst ein Schwall von Klang durch die Kirche. Als er ebenso plötzlich schweigt, zieht ein Zirpen wie von geisterhaften Geigen und Lauten über den Raum, abgerissen und schwermutsvoll. Und Elisa singt das Lied, das sie ihm im Wald zum Abschied gesungen:

„Denk daran, denk daran,
Liebster: Wenn ich nicht schlafen kann,
Löst sich die Seele und fliegt zu dir,
Küßt deiner Locken braunes Gewirr.
Denke dran, denke dran,
So deine Sehnsucht nicht schlafen kann!"

Unbeweglich liegt der Priester zu Boden.

„Denk daran, denk daran,
Liebster: Wenn ich nicht schlafen kann,
Irret mein Geist in des Mondlichts Pracht,
Macht mit dem deinigen Hochzeitsnacht.
Denk es fest, denk es fest,
Wenn dich dein Schluchzen nicht schlafen läßt!"

Das Lied ist zu Ende. Eine Flut von Entzücken durchströmt den Lauscher. Aus seinen Augen tropfen Tränen ungestümer Lust, sein schlanker Körper windet sich. Er klammert sich empor. Sie aber schwebt auf ihn zu. „Geliebter!"

„Elisa!" Aufschreit er den Namen.

Heiß wie Feuer durchloht sie die Liebe. Stunden werden zu Augenblicken. O Seligkeit! Das, das ist Himmel!

Und doch zuckt Ernst zusammen: „Nicht so heiß, Geliebte! Dein Atem brennt wie Glut!" Hold lächelt sie: „Heiß? Du träumst!" Grauen kommt ihn an: „O laß mich! Wie ist mir? Dein Mund Gird feuriger Stahl, deine Arme reißende Klammern!" — „Feurig? Weliebter, du redest irre!"

Doch ihn fassen Schauder und Angst, er windet sich frei: „Hinweg! Dein Hauch ist Qual, dein Mund Entsetzen — ich fürchte dich!"

Da umschlingt sie ihn mit Riesengewalt.

„Zu Hilfe! Sie tötet mich! Wahnsinn! Ich verbrenne! Hilfe — — —"

*

Aus dem Dorf kommt der Mesner. Er hat sein Pfeifchen vergessen und ohne es ist das Bier nicht gut. So stieg er aufwärts durch die laue Nacht.

Daß die Kirche noch offen ist, Hochwürden so lange betet! Fromm ist schon recht, doch allzu sehr — — Und dann — steckte er denn noch Lichter an? Das eine Kerzenpaar kann doch nicht so stark leuchten!

Eilig, beunruhigt tritt er ein. Was er erblickt, verrückt ihm schier die Sinne. Sein schöner Herr, sein guter Herr — eine einzige rot lohende Säule. Es brennt das Haar, das schwarze Kleid, der samtene Betstuhl, das Brevier. Es brennen der Rosenteppich, die Decken des Altars, die Stufen — —

Rasch springt er hinzu. Zu spät, zu spät! Hinüber geht die Seele . . .

Wankenden Knies eilt Fürbeck hinaus und schreit um Hilfe, läutet das silberne Glöckchen, öffnet das Tor, auf daß man die Flammen, die Schrecken sähe. Nicht lange, so erwacht das Dorf, kommt mit Spritzen und Leitern und hundert regsamen Händen. Bald ist die fressende Lohe zerstampft, zertreten und fast alles gerettet. Nur jener bleibt tot.

Wie konnte dies geschehen? Offenbar war der Pfarrherr in tiefer Müdigkeit eingeschlafen, den Kopf am Pult, die Kerzen waren herabgebrannt, hatten gezüngelt, die Bänder erfaßt; die gaben die rote Welle an die Decken, die an den Teppich, der Teppich leitete sie an den Saum des Priesterkleides . . .

Vom Pfarrer weg sahen sie auf zum Steinbild. Da stand es, süß wie zuvor, das himmelblaue Faltenkleid wohl ein wenig verraucht, doch die vollen Händchen sanft gefaltet zum Gebet, das blühende Mündchen freundlich gewölbt, die Blicke voll lächelnder Unschuld, das Haar eine Woge in Gold — nur die Krone fehlte.

Wahrhaftig! Die Krone? Auf den Fließen lag sie zerschellt.

Nächtlicher Wiener Bilderbogen.

„Wien bei Nacht" haben viele schon dargestellt, doch immer wieder gebiert es neue Gedanken.

Erstes Bild: Sperrstunde der Bier- und Weinhallen. Blutgasse. Ein ärmlich gekleidetes Weib steht vor einer solchen Giftschenke. Plötzlich tritt ein Mann heraus, völlig betrunken taumelnd. Das Weib tritt hinzu. Er erkennt sie anscheinend nicht.

„Edie!" spricht sie ihn an. „Die Kinder sind, ohne zu essen, schlafen gegangen! Bitte — kauf was!" Und die Antwort? — „Geh' . . . furt! . . . Hob' nix, . . . elend-is-es . . Weib!" — Und er gibt ihr einen Stoß, daß die Arme umfällt. Schwer erhebt sie sich, um schweigend dem Mann nachzugehen.

Der Staat holt die Steuern vom Alkohol, der Wirt guten Verdienst, aber der Tod die Kinder, die Nachkommen. —

Zweites Bild: Vor einem Kanal sitzt ein Betrunkener, und während er hin und her wackelt, spricht er: „Fix Teufel, stinkt's in derer Elektrischen!"

Glückliche Reise! —

Drittes Bild: Weintraubengasse. Vor einem Stundenhotel. Ein junger Mann, etwa 20 Jahre, und ein Mädchen — Gott, ein Kind! — vielleicht 14—16 Jahre, steuern dem Hotel zu. Er spricht: „Wirklich, Emma, es geschieht dir ganz und gar nichts! Nur ein bisserl anschau'n — ich schwör' dir's! Eine halbe Stunde nur! Wirst sehen, ich bin ganz brav!"

Und sie: „Aber wirklich? Nein — weißt — . . . ich . . . fürcht' mich so!" Schon waren sie drin.

Gute Unterhaltung!

Leo Hirom.

„Neuer Wiener Kurier."

Erhältlich in allen Tabaktrafiken, Bahnhofbuchhandlungen und Zeitungsbüro Goldschmiedt, Wien, 1. Bez., Wollzeile 11.

Der Chefredakteur der „Stunde" Karl Tschuppik

war in Nordböhmen, woher er stammt, bei bürgerlich-nationalen Blättern ein forscher Streiter für unentwegt deutsche Gesinnung, der folgerichtig zum Frühstück und zur Jause je einen Tschechen verspeiste. Sein Bruder, Schriftleiter — Gott bewahre, ihn mit dem Fremdwort Redakteur zu bezeichnen! — beim „Prager Tagblatt", hat sich noch heute an dieser Beschäftigung nicht den Magen verdorben. Kraft seines nationalen Bewußtseins eignete sich Karl Tschuppik, als er Redakteur des „Neuen Wiener Tagblattes" war, am besten, die Verbindungen mit tschechenfeindlichen Gruppen seiner Heimat zu pflegen. Er war es, welcher die Informationen von der Wiener Vertretung des irredentistischen Slowakischen Komitees für die Veröffentlichungen im „Neuen Wiener Tagblatt" über die Nationalitätenbewegung der Tschecho-Slowakei bezog, die der Prager Regierung unangenehm auf die Nerven gingen. Plötzlich erstarb das Interesse an den Informationen und Tschuppik wurde Chefredakteur des mit tschechischem Regierungsgelde gegründeten Schwindel- und Erpresserblattes „Die Stunde", das sich vorgeblich die Versöhnung der Nationen zur Aufgabe gesetzt hat, in Wirklichkeit aber volks- wie staatsverräterisch die deutschfeindlichen Interessen aller fremden Regierungen verficht, die mit besserer Valuta zahlen können. Ein Umschwung, dessen Zusammenhänge noch heute in den Kreisen des Slowakischen Komitees mit fassungslosem Staunen erzählt werden.

Das gymnastische Umschwingen scheint Tschuppik auch heute noch nicht verlernt zu haben, wie eine Geschichte aus der jüngsten Zeit beweist, die auch sonst prickelnden Reizes nicht entbehrt. In der „Stunde" war ein Aufsatz „Der Milliardenbetrüger Pinkas Ferber" erschienen, der mit schärfsten Ausfällen die angeblich betrügerischen Geschäfte des bekannten Vermittlers von Kauf und Verkauf von Gastgewerbestätten und Häusern Philipp Ferber schilderte. Natürlich erfolgte der ungestüme persönliche Angriff auf den Geschäftsmann, dessen mehr oder minder gewagte Spekulationen für die breitere Oeffentlichkeit gar keine Bedeutung haben, nicht aus der besonderen Liebe des Piratenblattes für einwandfreie Handelssitten. Wie jede seiner Veröffentlichungen von dem fettesten Leitaufsatze bis zum kleinsten Vermerk hatte vielmehr auch der Feldzug gegen einen der Schieber, wie sie zu Tausenden die Großstadt bevölkern, ohne daß sich „Die Stunde" bemüßigt fände, auch nur im allgemeinen vor ihrem Treiben zu warnen, seinen Anlaß in persönlichen Vorteilen der Bekessy-Blase.

Ferber ist Teilhaber des Gast- und Kaffeehausunternehmens „Atlantis" auf dem Schwarzenbergplatz, dessen Pächter Max Aczel sich, wie die Zeitungen kürzlich berichteten, betrügerischer Steuerhinterziehungen in erheblichem Umfange schuldig gemacht hat. Dieser Aczel ist aber ungarischer Flüchtling und das von ihm geleitete Unternehmen daher von seinen Landsleuten, besonders der Schieberkreise, gern besucht. Wie unsere Leser bereits wissen, verkehren auch die Macher der „Stunde" dort und der Aczel, der sich von Budapest her auf Behandlung von Preßbanditen versteht, hat ihnen Vorzugspreise bei Vorzugsbedingungen eingeräumt, die sie zu verlieren fürchten, wenn dem „Aczel bacsi" der Schauplatz seiner für sie so angenehmen, für ihn so ergiebigen Tätigkeit etwa zu heiß, er ihn freiwillig oder mit Nachhilfe zu räumen bemüßigt würde. Die Aufmerksamkeit von seinen Betrügereien, deren mindeste nicht der Erwerb seiner Wohnung Opernring 15 ist, deshalb abzulenken, sollte der Angriff auf Ferber dienen, als ob er, der „Milliardenbetrüger", der eigentlich Schuldige und Aczel selbst sein Opfer wäre.

Bei diesem schlauen Schachzug wurde Bekessy aber selbst der Geleimte, was ihm selten genug widerfahren mag, indem er damit die Geschäfte eines anderen besorgte, für den er sicher nichts mehr übrig hat. Die Steuerhinterziehungen benützte nämlich der Inhaber des Hauses, in welchem „Atlantis", um sich im Wege einer Räumungsklage des Mietvertrages mit den Besitzern des Gastbetriebes, Ferber und Freiwirth, zu entledigen und dessen Räumlichkeiten für eigene Zwecke verwenden zu können. Castiglioni ist der Hausinhaber, der in den Räumlichkeiten, die er besser nicht finden könnte, neben seiner eigenen Bank den sich ausbreitenden Boselschen Instituten und einem industriellen Unternehmen, hinter dem Stinnes steht, Unterkunft gewähren will, so daß dort am Schwarzenbergplatz neben dem Haus der Industrie und der Kaufmannschaft eine neue Finanzhochburg entstünde, wie sie gewaltiger in Oesterreich selten ist. Castiglionis Plänen zu dienen, ist aber kaum Bekessys Wille, seitdem er dessen Milliarden genommen, vertan und keine neuen mehr erlangt hat. Wenigstens — nicht umsonst. Aber das nur nebenbei.

Ferbers Anwalt Dr. Otto Zeisl wollte den geschilderten Angriffen auf seinen Klienten durch persönliche Intervention bei dem Blatt auf Grund seiner guten Beziehungen zu ihm entgegenwirken. Welcher Art diese Beziehungen waren, gehört an andere Stelle. Er wendete sich an den ihm schon als Redakteur beim „Neuen Wiener Tagblatt" gut bekannten Chefredakteur Tschuppik (womit wir zu dessen Charakterskizzierung rückgekehrt sind) und wurde von ihm mit der Versicherung empfangen, daß er den Angriff gegen Ferber verhindert, wenn er gewußt hätte, daß dieser gerade Dr. Zeisls Klient sei und mit der ehrenwörtlich bekräftigten Zusage entlassen, daß weiterhin beabsichtigte Veröffentlichungen in der Angelegenheit vor Drucklegung Dr. Zeisl vorgelegt würden.

Versicherung und Zusage so bezeichnend wie nur möglich für die Auffassungen, die in der „Stunde" herrschen! Entweder sind Beschuldigungen wegen Betrügereien berechtigt, dann sind sie zu erheben, sofern es ein öffentliches Interesse verlangt, oder sie entbehren jeder Grundlage, so daß sie zu unterlassen selbstverständliche Pflicht journalistischer Anständigkeit ist. Daß sie aber ohne Rücksicht auf dieses Entweder — oder durch Bedachtnahme auf persönliche Beziehungen auch unterdrückt, beziehungsweise wie diese Geschichte lehrt, von solchen beeinflußt werden können, zeugt von der Gewissenlosigkeit dieser feilen Pressemache.

Von ihr reine Freundschaftsopfer zu erwarten, blieb allerdings der Naivität eines Dr. Zeisl vorbehalten. Er hätte seinem Klienten vermutlich besser gedient, wenn er statt seines vollen Herzens eine volle Brieftasche vor dem Herrn Chefredakteur ausgeschüttet hätte. Der Erfolg der Einflußnahme Zeisls war auch danach. Tags darauf erschien in der „Stunde" ein neuer heftiger Angriff auf Ferber. Dr. Zeisl begab sich sogleich wieder zur Schriftleitung, um den Chefredakteur Tschuppik wegen seines gebrochenen Versprechens zu befragen, mußte aber erfahren, daß dieser „nach Paris verreist" sei. Er war freilich zwei Tage darauf von diesem „Paris" schon wieder zurück. Es wird das „Parisen" gewesen sein. Dr. Zeisl wurde von Bekessy selbst in Behandlung genommen und mit wenig Wohlwollen belehrt, daß er sich auf ganz falschem Weg befinde, wenn er meine, durch freundschaftliche oder sonstige Beziehungen allein die „Stunde" beeinflussen zu können. Als sich durch diese Aufklärung der, wie man weiß, etwas hitzige Anwalt hinreißen ließ, bescheiden anzufragen, ob er es denn mit einem Erpresserblatt zu tun habe, wurde er von Bekessy, den nichts so in Hitze bringen kann als bescheidene Wahrheit, kurzerhand — nun, sagen wir es schonend: auf die Ausgangstür verwiesen. Ein Vorgang, der eigentlich die Advokatenkammer interessieren sollte. Aber das ist Sache des Dr. Zeisl, ob er die zuteil gewordene Behandlung für die vertrauten Freunde der „Stunde" angemessen hält.

Zur Erkenntnis des Geistes, der „Die Stunde" beherrscht und die Leute, die sie machen, ist der Umstand festzuhalten, daß der Chefredakteur sich einer namens der von ihm geleiteten Zeitung gegebenen Zusage einfach dadurch entschlagen zu können meint, daß er sich auf zwei Tage „nach Paris" beurlauben läßt. Hat er aber mit der Zusage selbst sich oder seinem Blatt etwas vergeben, durfte er seine Pflicht gegenüber letzterem, seine einmal angenommene Haltung zu wahren, auch der ältesten Bekanntschaft zuliebe nicht außer acht lassen, so wäre eigentlich zu erwarten, daß der sittenstrenge Bekessy nun, nachdem die windfahnenartige Charakterbeschaffenheit seines Chefredakteurs durch den verdammten „Neuen Wiener Kurier" ruchbar geworden, den Karl Tschuppik dem Zoltan von Franyo in die Verbannung nachsenden wird. Umsomehr, als er dafür, abgesehen von dem Mangel an Gesinnungsstärke, der, solange nicht öffentlich bemäkelt, eher ein Vorzug für ein Unternehmen seiner Art als Ursache der Entlassung, bei jenem ganz ähnliche Gründe fände als bei diesem. Der geheime Polizeichef Andor Janos wird sie schon aufstöbern, besonders wenn wir schließlich noch fragen, warum der Herr Chefredakteur, der sich sonst nur mit der hohen Politik beschäftigt, gelegentlich auch lobende Notizen zugunsten einer sonst nirgends gelobten, weil gänzlich unbekannten Filmunternehmung in die ihn gar nichts angehende Filmrubrik einschmuggelt, in welchen eine gewisse kleine, nicht minder unbekannte Filmschauspielerin hervorgestrichen wird. Aber wir fürchten, diesmal wird der Polizeichef keinen Auftrag erhalten. Denn der Herr Chefredakteur wird auch noch bei anderen Regierungen als der tschechischen zur Erlangung etlicher Milliarden als Vermittler derzeit kaum entbehrlich sein. Etwa in Paris ...

Die verschwundenen Akten über Castiglioni.

Zu der vom „Neuen Wiener Kurier" zuerst aufgedeckten skandalösen Tatsache, daß die Akten über die Einkommensverhältnisse des Herrn Camillo Castiglioni samt dem Steuerstrafakt, der über die Abneigung dieses allertüchtigsten Erraffers, vom Raub auch nur ein Quentchen abzulassen, lehrreichen Aufschluß gab, noch vor Abschluß des Verfahrens plötzlich insgesamt, 4 Kilo schwer, verschwunden sind, erzählte der sozialdemokratische Abgeordnete Dannenberg in einer der letzten Nationalratssitzungen:

„Die einen behaupten, daß dieser Verlust zu seinen Gunsten erfolgt sei, andere haben erzählt, zu seinen Ungunsten. Es wäre aufklärungsbedürftig, ob die Steuerakten des Herrn Castiglioni in Oesterreich wirklich existieren oder nicht. Dies wäre deshalb interessant, weil dieser Herr als größter Kriegs- und Nachkriegsgewinner von Oesterreich gilt und vielleicht der reichste Mann ist, den es in der Republik Oesterreich überhaupt gibt.

Die Einkommensteuer, die Castiglioni für 1916 bis 1921 vorgeschrieben wurde, hätte, nach dem jeweiligen Fälligkeitstermin gerechnet,

3,075.564 Goldkronen

ergeben. An den Tagen, an den ihm diese Steuern vorgeschrieben worden sind, kommt eine Summe von 293.210 Goldkronen heraus, das heißt, der Herr Castiglioni hat

nicht einmal zehn Prozent von den Steuern

wirklich zahlen müssen, die ihm vorgeschrieben worden sind. Er hat also

2,691.276 Goldkronen zu wenig Steuern gezahlt!

Das sind, in unsere Kronen umgerechnet, 38 Milliarden! Dazu hat ihm das Finanzministerium noch

Ratenzahlungen bewilligt

und er hat nicht einmal diese Ratenzahlungen eingehalten.

Daraufhin hat die Finanzbehörde

verboten, daß die Exekution gegen ihn

geführt wird. So werden die Kriegsgewinner behandelt. Dieser Rabbinerssohn aus Triest und Kompagnon des arischen Herrn Stinnes, der die deutschnationale Presse aushält, der die Hakenkreuzler und Frontkämpfer subventioniert, mit dessen Goldkronen, die dem Staate verloren gehen, die monarchistischen und reaktionären Bewegungen gefüttert werden, verdient natürlich die Schonung der Regierung. Aber die Bevölkerung wird es sich nicht gefallen lassen, daß sich solche Skandale in diesem Staate ereignen!"

Seit dieser Rede ist man zuständigen Orts fieberhaft auf die Suche nach den verlorenen Akten ausgegangen. Es ist nur merkwürdig, daß man nicht zunächst die Feststellung versucht hat, wo denn eigentlich das Paket, das immerhin nicht in der Westentasche davonzutragen ist, zuletzt gesehen wurde. So daß die Ansicht Dr. Dannebergs, es existierten vielleicht überhaupt noch keine Steuerakten über den reichsten Mann Oesterreichs, viel Grund zu haben scheint. Sie ist aber nicht stichhältig.

Das zeigt schon der Umstand, daß auch „Die Stunde" sich plötzlich mit der rätselhaften Sache zu beschäftigen begann, ohne besonderen Anlaß, lang nach unserer erstmaligen Veröffentlichung darüber, lang vor Dannebergs Rede. Das ist sehr verdächtig. Man weiß: hinter allem, was „Die Stunde" schreibt, steckt eine erpresserische Bedeutung. Sie gibt sich zwar den Anschein, daß ihr jeder Verdacht fern sei, Castiglioni selbst habe ein Interesse an dem Verschwinden dieser Akten. Allein wer ihre einigermaßen gelockerten Beziehungen zu ihrem früheren Geldgeber — einem unter anderen — kennt, weiß, daß die scheinbar von sittlicher Entrüstung über den Skandal eingegebene Forderung der „Stunde", die Recherchen nach dem Verbleib der verschwundenen Akten müßten mit aller Energie betrieben werden, nur dem Zweck dient, Herrn Castiglioni wieder einmal fühlbarer unangenehm zu werden.

Wir können dem unangenehmen Blatt Beruhigung verschaffen. Es verdächtigt bei der Gelegenheit nach gewohnter Art Finanzbehörden, das Verschwinden der Akten, wenn nicht selbst herbeigeführt, so ermöglicht zu haben. Nun, wir können ohne im Interesse der Angelegenheit genaue Hinweise geben zu dürfen, doch schon heute mitteilen, **daß sich die verschwundenen Akten vielleicht nicht mehr finden lassen können werden, aber umso sicherer genau festzustellen sein wird, wo sie verschwunden sind.**

Das wahrscheinlich auch für „Die Stunde" ein wenig unerwartete und vielleicht nicht ganz angenehme Ergebnis werden wir rechtzeitig mitteilen. Nur noch eine Ergänzung unseres seinerzeitigen Berichts, der zugleich ein nicht unerheblicher Hinweis für die Suche:

Mit dem Steuer- und dem Steuerstrafakt ist auch der Gefällsstrafakt über die Zollschmuggeleien Castiglionis verschwunden.

Und zwar gerade, als er abgeschlossen werden sollte. Und das war gerade der interessanteste, aber auch gefährlichste Teil des Aktenbündels!

Die

Konvertierung

der

Dollar-schatzscheine

in

Völkerbund-anleihe.

Die Dollarschatzscheine der 8%igen österreichischen Goldanleihe vom Jahre 1922 kämen in der Zeit vom 1. bis 30. d. M. zur Rückzahlung. Die österreichische Regierung löst darüber hinaus ihr Versprechen ein, den Besitzern der Dollarschatzscheine die Möglichkeit zu geben, ihre Titres in Stücke der Völkerbundanleihe umzuwandeln und hat diese Begünstigung sogar mit Vorteilen ausgestattet, die so außerordentlich groß sind, daß man annehmen darf, daß alle Dollarschatzscheinbesitzer diese Konvertierung vornehmen werden. Erstlich muß nämlich der Konvertent die Völkerbundanleihe nur mit 91% bezahlen, d. h. für Schatzscheine Nominale 100 Dollar erhält er Völkerbundanleihe Nominale 100 Dollar und 9 Dollar bar ausbezahlt. Wenn ein Zeichner der Goldschatzscheine also seine Stücke in Völkerbundanleihe konvertiert, bekommt er außer der Verzinsung nicht nur den vollen Nominalbetrag der Völkerbundanleihe, sondern er bekommt z. B. bei der Konvertierung von bloß 1000 Dollartitres noch einen Betrag von öK 6.372.000 bar auf die Hand ausbezahlt. Außerdem genießt er dieselben Steuerbegünstigungen wie der Neuzeichner, insbesondere Steuerfreiheit bis zur Höhe des konvertierten Betrages für die Veräußerungsgewinne aus Effekten-, Devisen- und Valutenverkäufen, die in der Zeit vom 1. April bis 15. September 1923 vorgenommen werden. Diese Steuerbegünstigung ist eine ganz exzeptionelle Neuerung. Da er nämlich zur Konversion keinen neuen Geldbetrag aufwenden muß, so wird ihm die Steuerbegünstigung für die Veräußerungsgewinne für einen Betrag gewährt, der für die Zeichnung der Völkerbundanleihe gar nicht aufgewendet werden muß. Wenn mit anderen Worten ein Besitzer von Goldanleihe des Jahres 1922 wie oben Titres im Nominalwert von 1000 Dollars in Völkerbundanleihe konvertiert, dann darf er in der Zeit vom 1. April bis 15. September 1923 an Effekten, Devisen Veräußerungsgewinne im Sinne des § 159 A. P. St. G. im Werte bis zu 708 Millionen realisieren, ohne daß diese in die Besteuerungsgrundlage einbezogen würden.

Oesterreichische garantierte Staatsanleihe 1923=1943

(Völkerbundanleihe)

Kundmachung.

Ausgabe in Oesterreich.

Zum finanziellen und wirtschaftlichen Wiederaufbau Oesterreichs wird im Sinne der Genfer Protokolle vom 4. Oktober 1922 (B.-G.-Bl. Nr. 842) und auf Grund des Wiederaufbaugesetzes vom 27. November 1922 (B.-G.-Bl. Nr. 843), im Einvernehmen mit dem Generalkommissär des Völkerbundes in europäischen Ländern und in Amerika ein Teil der

international garantierten österreichischen Staatsanleihe 1923 bis 1943 (Völkerbundanleihe)

ausgegeben.

Der gesamte, derzeit auf den verschiedenen Finanzplätzen Europas und Amerikas zur Ausgabe gelangende Teil der Anleihe ist durch Garantien der Regierungen Großbritanniens, Frankreichs, Italiens, der Tschecho-Slowakei, Belgiens, Schwedens und Dänemarks mit 100 % gedeckt.*) Diese Garantien sind effektiv dadurch sichergestellt, daß diese Regierungen für den vollen Betrag sämtlicher Teilausgaben bei der Schweizer Nationalbank Staatsobligationen oder Schatzwechsel hinterlegen, die bezüglich Kapital, Verzinsung, Währung usw. mit den garantierten Schuldverschreibungen übereinstimmen. Diesen Garantieobligationen ist die erforderliche Zahl von Kupons (Zahlungsanweisungen) für die halbjährigen Zinsenfälligkeiten und die jährlichen Tilgungssummen beigegeben, so daß die für die Verzinsung und die Tilgung erforderlichen Beträge, falls Oesterreich die Gelder für eine Fälligkeit nicht rechtzeitig zur Verfügung stellen sollte, sofort bei den garantierenden Staaten einkassiert werden können.

Der Zinsen- und Tilgungsdienst für die Anleihe ist durch eine Annuität gesichert, für die die Bruttoeinnahmen aus den österreichischen Zöllen und dem österreichischen Tabakmonopol als Pfänder bestellt sind. Wenn es sich als notwendig erweisen sollte, wird die österreichische Regierung im Einvernehmen mit dem Generalkommissär oder der an seine Stelle tretenden Person noch andere Pfänder für den Dienst der Anleihe zu widmen haben. Die aus den verpfändeten Einnahmen fließenden Bruttobeträge werden, sowie sie einlaufen, zur Sicherung des Annuitätendienstes der Anleihe auf ein besonderes Konto erlegt, über das nur dem Generalkommissär des Völkerbundes oder der an seine Stelle tretenden Person das Verfügungsrecht zusteht. Aus den Eingängen dieses Kontos sind die für den Schuldendienst erforderlichen Beträge rechtzeitig vor Eintritt der Fälligkeiten auszuscheiden und den Treuhändern auszufolgen.

Die Treuhänder sind unter Mitwirkung des Völkerbundes bestellt und vermöge der Befugnisse, die ihnen zur Sicherung der Rechte der Gläubiger eingeräumt sind, in der Lage, rechtzeitig über die für den Schuldendienst erforderlichen Beträge zu verfügen.

Die zur Auflegung in Oesterreich bestimmte Teilausgabe beträgt 13 Millionen Dollars Nennwert.

Diese Teilausgabe ist mit den gleichen Garantien und Sicherstellungen ausgestattet, wie die Teilausgaben im Auslande.

*) Anmerkung: Nach den Genfer Protokollen umfaßt die gesamte genehmigte Anleihe einen Effektiverlös von 650 Millionen Goldkronen. Die bisher von England, Frankreich, der Tschechoslowakei (je 22·67 % der Gesamtanleihe), Italien (16 %), Belgien und Schweden (je 2 %), Dänemark (1 %) gesetzlich ausgesprochenen Garantien — die schweizerische Bundesregierung übernimmt 20 Millionen Goldkronen effektiv = 3·077 % des Gesamtbetrages von 650 Millionen Goldkronen unmittelbar — bedecken die gegenwärtig zur Begebung gelangenden Teile der Völkerbundanleihe mit 100 %.

I. Bedingungen der Anleihe.

Die Schuldverschreibungen der Anleihe lauten auf nordamerikanische Dollars effektiv und sind in Abschnitte zu 10, 50, 100 und 500 Dollars eingeteilt.

Sie lauten auf den Inhaber, sind vom 1. Juni 1923 datiert und tragen im Faksimile die Unterschrift des Bundesministers für [illegible] und die Gegenzeichnung des Präsidenten des Rechnungshofes. Der Text der Schuldverschreibungen ist in deutscher und englischer Sprache abgefaßt.

Die Anleihe wird mit 7 % für das Jahr im nachhinein verzinst, die Kupons sind am 1. Juni und 1. Dezember jedes Jahres, der erste am 1. Dezember 1923, fällig.

Die Rückzahlung der Schuldverschreibungen erfolgt innerhalb 20 Jahren auf Grund von Verlosungen, die alljährlich, das erste Mal im Jahre 1924, im Oktober vorgenommen werden. Das Ergebnis wird in der „Wiener Zeitung" kundgemacht. Die verlosten Schuldverschreibungen werden mit Ende November des Verlosungsjahres zur Rückzahlung fällig. Der am 1. Dezember des Verlosungsjahres fällig werdende Zinsenkupon gelangt noch zur Einlösung. Die Einlösung der fälligen Zinsenkupons und der verlosten Schuldverschreibungen erfolgt in Dollars effektiv ohne jeden Abzug derzeitiger oder künftiger Steuern und Gebühren und ohne sonstige Belastungen bei der Oesterreichischen Nationalbank in Wien und bei den Zahlstellen im In- und Auslande, die sie namhaft machen wird. Die verlosten Schuldverschreibungen sind bei Rückzahlung mit allen am 1. Dezember des Verlosungsjahres noch nicht fälligen Kupons einzuliefern. Der Betrag fehlender Kupons wird vom Rückzahlungsbetrag abgezogen. Mit Zustimmung der Treuhänder kann die Tilgung aus den in einzelnen Jahren für die Verlosungen bestimmten Geldbeträgen durch Rückkauf erfolgen. Eine über die Tilgungsrate hinausgehende vorzeitige Rückzahlung ist erst vom 1. Juni 1943 an mit Zustimmung der Treuhänder und nach vorausgegangener mindestens sechsmonatiger Kündigung zulässig. Die Kündigungsfrist muß mit einem der halbjährigen Zinsenfälligkeitstage endigen. Die fälligen Zinsen verjähren nach sechs Jahren, die fälligen Kapitalsbeträge nach 30 Jahren vom Fälligkeitstage.

Die fälligen Schuldverschreibungen und Kupons werden unter allen Umständen, auch im Kriegsfall, und ohne Rücksicht auf die Staatsangehörigkeit des Inhabers gezahlt; die garantierenden Staaten haben sich verpflichtet, die zur Sicherstellung des Zinsen- und Tilgungsdienstes der Anleihe dienenden Kupons (Zahlungsanweisungen) der von ihnen hinterlegten Staatsobligationen auch dann zu bezahlen, wenn die Inhaber der Schuldverschreibungen Angehörige eines Landes sind, das sich mit der garantierenden Regierung im Kriegszustand oder in feindseligen Beziehungen befindet, oder wenn das Land oder die Länder, wo die betreffende Teilausgabe aufgelegt worden ist, sich mit der garantierenden Regierung im Kriegszustand oder in feindseligen Beziehungen befinden. Die österreichische Regierung wird die Schuldverschreibungen in keinem Fall mit Beschlag belegen oder sequestrieren, oder einem Pfand- oder Retentionsrecht unterwerfen. Die Schuldverschreibungen der Anleihe, sowie die zur Auszahlung oder Verrechnung gelangenden Zinsen werden von jeder sonstigen Belastung frei sein, die Obligation oder Zinsen speziell trifft.

Die Anleihe wird an der Wiener Börse kotiert werden. Sie ist mündelsicher; ihre Schuldverschreibungen können demnach zur fruchtbringenden Anlegung der Kapitalien von Stiftungen, unter öffentlicher Aufsicht stehenden Anstalten, von Mündel- und Depositengeldern und zu öffentlichen Kautionen verwendet werden.

II. Begünstigungen der Zeichner.

Die Zeichner der Anleihe genießen weitgehende Steuerbegünstigungen, die im Anhnag angeführt sind.

Der Valutenerlös für fällige Schuldverschreibungen und Zinsscheine oder für ins Ausland verkaufte Schuldverschreibungen ist von jeder bestehenden oder künftig einzuführenden Ablieferungspflicht befreit.

III. Zeichnungsbedingungen.

Der Zeichnungspreis beträgt 93 % des Nennwertes zuzüglich 7% Stückzinsen vom 1. Juni 1923 bis zum Zahlungstage. Diese Stückzinsen werden jedoch im Falle der unter IV. behandelten Konvertierung nicht angerechnet.

Die Einzahlung ist entweder bei der Zeichnung oder in vier Raten von je 25% des Zeichnungsbetrages, von denen die erste bei der Zeichnung, die zweite am 16. Juli, die dritte am 16. August, die vierte am 15. September 1923 fällig ist, zu leisten. Mit jeder Rate sind die bis zum Zahlungstage der Rate aufgelaufenen Stückzinsen zu entrichten.

Die Einzahlung kann nach Wahl des Zeichners entweder in Dollars oder in österreichischen Kronennoten im Verhältnis von 70.800 K. für einen Dollar erfolgen. Sie kann aber auch in belgischen Franken, englischen Pfunden, französischen Franken, holländischen Gulden, italienischen Lire, nordischen Kronen, Schweizer Franken oder tschechoslowakischen Kronen ohne Anrechnung von Valuten- oder Geldumsatzsteuer und ohne Anrechnung einer Provision erfolgen.

Ueber die Zeichnung und die Einzahlungen werden Bestätigungen ausgegeben, gegen welche die Schuldverschreibungen von einem kundzumachenden Zeitpunkte an bei der Zeichnungsstelle bezogen werden können.

Die Zeichnung beginnt am 1. Juni und endet am 30. Juni 1923, 12 Uhr mittags. Zeichnungen können beim Postsparkassenamt in Wien, bei Banken und Bankiers, Sparkassen und Versicherungsanstalten erfolgen.

IV. Konvertierung der 6%igen und der 8%igen österreichischen Goldanleihe vom Jahre 1922 in Schuldverschreibungen der Völkerbundanleihe.

Sowohl die Besitzer 6%iger wie die 8%iger österreichischer Goldanleihe vom Jahre 1922 haben Anspruch auf kostenfreie Konvertierung dieser Schatzscheine in Schuldverschreibungen der Völkerbundanleihe. Dieser Anspruch ist innerhalb der Zeichnungsfrist bei den oben angeführten Zeichnungsstellen unter gleichzeitiger Einlieferung der zu konvertierenden Schatzscheine geltend zu machen. Bei der Konvertierung wird der Verrechnung für die Schuldverschreibungen der Völkerbundanleihe der oben angegebene Zeichnungspreis, vermindert um eine 2%ige Konversionsprämie, demnach mit 91 % des Nennwertes und für die zu konvertierenden Schatzscheine der volle Nennwert in Dollars zugrundegelegt. Stückzinsen für die Schuldverschreibungen der Völkerbundanleihe werden bei der Konvertierung nicht angerechnet. Ein Ueberschuß aus der Verrechnung zugunsten des Zeichners wird bar ausbezahlt.

Im übrigen gelten für die Konvertierungen sinngemäß dieselben Bestimmungen wie für Barzeichnungen. Die Zeichner genießen dieselben Steuerbegünstigungen wie Zeichner gegen Barzahlung und demnach insbesondere auch die Steuerbegünstigungen für Veräußerungsgewinne für einen dem Zeichnungspreise ihrer nunmehrigen Zeichnung gleichkommenden Betrag, unbeschadet der Steuerbegünstigung, die sie auf Grund der Zeichnung der Goldschatzscheine genossen haben.

Wien, am 26. Mai 1923.

Der Bundesminister für Finanzen:
Kienböck.

Anhang.

Steuerbegünstigungen für die Anleihezeichner.

I.

Verordnung des Bundesministeriums für Finanzen vom 23. Mai 1923 über Steuererleichterungen für Zeichner der österreichischen Teilausgabe der österreichischen garantierten Staatsanleihe 1923 bis 1943 (Völkerbundanleihe).

Auf Grund der Bestimmungen des Abschnittes D, § 1, dritter Absatz, des Bundesgesetzes vom 27. November 1922, B.-G.-Bl. Nr. 843 (Wiederaufbaugesetz), wird verordnet:

§ 1.

1. Bei der Feststellung der Bemessungsgrundlage für die Einkommensteuer werden Gewinne im Sinne des § 159 a P. St. G., die vom Zeichner der österreichischen Teilausgabe der Oesterreichischen garantierten Staatsanleihe 1923—1943 (Völkerbundanleihe) aus der Veräußerung von ausländischen Zahlungsmitteln (Valuten, Devisen usw.), in- und ausländischen Wertpapieren oder von gemünzten oder ungemünzten Edelmetallen innerhalb der Zeit vom 1. April 1923 bis 15. September 1923 erzielt worden sind, um den zur Zeichnung der Anleihen aufgewendeten Betrag gekürzt. Liegen mehrere derartige Veräußerungsgeschäfte vor, so ist dieser Berechnung die Summe aller dieser Gewinne abzüglich der innerhalb der genannten Frist bei der Veräußerung von Gegenständen der obgenannten Art etwa erlittenen Verluste zugrunde zu legen.

2. Gewinne, die vom Zeichner der Anleihe bei Veräußerung von ihm gezeichneter Stücke erzielt werden, sind der Besteuerung gemäß 159 a P. St. G. nicht unterworfen, wenn die veräußerten Stücke mindestens durch ein Jahr im Besitze des Zeichners standen.

§ 2.

(1) Werden die im § 1, erster Absatz, bezeichneten Vermögenschaften von einer der Besteuerung nach dem II. Hauptstücke des Personalsteuergesetzes unterliegenden Unternehmung, welche die Anleihe zeichnet, innerhalb der im § 1, erster Absatz, angeführten Frist veräußert, so bleibt der hiebei in Erscheinung tretende Gewinn bis zur Höhe des Zeichnungsbetrages steuerfrei, wenn er in eine Währungsverlustrücklage nach Artikel I des Steuer- und Gebührenbegünstigungsgesetzes vom Jahre 1922 oder in eine Erneuerungsrücklage nach Artikel II dieses Gesetzes oder in eine Kursverlustrücklage (§ 95, lit. f, dritter Absatz, P. St. G.) hinterlegt wird. Der letzteren darf jedoch, und zwar ohne steuerliche Ueberprüfung der Notwendigkeit oder Angemessenheit dieser Hinterlegung, nur ein Drittel des erzielten Gewinnes, wenn der Zeichner aber eine Sparkasse (Hofkanzleidekret vom 26. September 1844) ist, die Hälfte zugeführt werden. Ueberdies ist diese Kursverlustrücklage bei sonstiger Nachversteuerung nach Maßgabe der Veräußerung der gezeichneten Stücke, längstens aber bis zum Ablaufe des Jahres 1930 aufzulösen.

(2) Die Bestimmungen des vorhergehenden Absatzes gelten auch auf dem Gebiete der Einkommensteuer unter entsprechender Anwendung des Artikels III des Steuer- und Gebührenbegünstigungsgesetzes vom Jahre 1923.

§ 3.

Als Zeichnung im Sinne der §§ 1 und 2 gilt auch die Konvertierung der Bankentranche der Interimsanleihe (Verordnung vom 13. Dezember 1922, B. G. Bl. Nr. 870) und der 8%igen österreichischen Goldanleihe (Verordnung vom 13. Dezember 1922, B. G. Bl. Nr. 871) in Stücke der österreichischen Teilausgabe der österreichischen garantierten Staatsanleihe 1923 bis 1943 (Völkerbundanleihe).

§ 4.

Die Titres der Anleihe sowie die zur Auszahlung, beziehungsweise Verrechnung gelangenden Zinsen derselben werden von jedem Rentensteuer- und Gebührenabzuge und von jeder sonstigen, diese Obligationen und ihre Zinsen speziell treffenden Belastung frei sein.

II.

Weitere Abgabenbegünstigungen.

Die Zeichnung auf Stücke der Völkerbundanleihe, der Umtausch der zur Konvertierung gelangenden Schatzscheine der 6- und 8%igen österreichischen Goldanleihe sowie die Umsätze in den neuen Schuldverschreibungen sind von der Effektenumsatzsteuer befreit; sie bilden keinen Gegenstand der Valutenumsatzsteuer, auch dann nicht, wenn die Einzahlung in anderen fremden Zahlungsmitteln als in Dollars erfolgt.

Die Auszahlung des bei der Konvertierung sich ergebenden Ueberschusses ist ohne Unterschied, ob die Auszahlung in inländischer oder ausländischer Währung geschieht, von der Valutenumsatzsteuer befreit.

Die Abrechnungen, welche über die Zeichnungen (Konvertierungen) ausgestellt werden, unterliegen nicht dem Rechnungsstempel.

Aus der Werkstatt eines Schiebers.

Amtliche Fälschung von Waffenausfuhrbewilligungen. — Das aufpolierte Armband für eine Empfehlung der Interalliierten Kommission. — Der ahnungslose „dicke" Kommerzialrat. — Ein Brief des Verlassenschaftskomitees an die polnische Regierung.

Nachdem wir Art und Verlauf von Julius Brücks, des Vorläufers aller Nachkriegs-Großschieber, Waffengeschäfte mit Ungarn und der Tschechoslowakei geschildert haben,*) erübrigt noch das mit

Polen,

dem sich der unerschrockene Vermittler nach seiner Kaltstellung von Seite der Tschechen, deren Gründe eben jetzt in dem Prager Prozeß gegen die Leiter der seinerzeitigen tschechischen militärischen Einkaufskommission gemäß den Veröffentlichungen des „Neuen Wiener Kuriers" eingehende Erörterung finden, zuwandte. Er schloß mit den hiesigen Einkäufern der Warschauer Regierung, General Pöschek, Dr. Reiß, Major Barainski, eine Lieferung von 200 Geschützen und 200.000 10-Zentimeter-Geschossen ab und erhielt 46 Millionen Kronen Anzahlung. Als der erste aus 22 Waggons bestehende Munitionszug das Gebiet der Republik verlassen sollte, wurde er aber wenige Kilometer von der Ausgangsstation Ebenfurth von einem mit Brück nicht in Verbindung stehenden Wr.-Neustädter Arbeiterrat, der auf einer Lokomotive nachgefahren war, angehalten und der Lokomotivführer gezwungen, den Zug nach Wr.-Neustadt zurückzuschieben, wo die Arbeiter erklärten, die Munition lieber in die Luft zu sprengen, als daß sie sie nach Horthy-Ungarn, für welches ihrer Meinung noch diese Munition bestimmt war, durchließen.

Vergebens zeigte man ihnen die amtliche Ausfuhrbewilligung, welche merkwürdigerweise, trotzdem der Kaufkontrakt, der bei der Sachdemobilisierung, also im Ressort des Handelsministers, damals Heinl, hinterlegt war, auf das Königreich Polen lautete, das rumänische Kriegsministerium in Bukarest als Empfänger auswies, welches von dieser Munitionssendung so wenig eine Ahnung hatte wie der König von Siam. Der einmal rege gewordene Verdacht der Arbeiterschaft von Wr.-Neustadt ließ sich nicht beschwichtigen und erhielt neue Nahrung, als sich bei Anfrage auf der rumänischen Gesandtschaft die Unkenntnis von dieser Lieferung herausstellte.

Charakteristisch für die Geschäftsgebarung der Firma Brück war die Art und Weise, wie man sich in den Besitz obenerwähnter Ausfuhrbewilligung zu setzen wußte. Ein französisches Mitglied der interalliierten Kommission, Chef d'escadron Gustave Laboureux, der mit seiner Gemahlin im Hotel Meißl u. Schadn abgestiegen war und dem Brück für die freundliche Aufnahme, welche er in der Familie des Kommandanten gefunden hatte, eine Anzahl Oelgemälde aus seiner Galerie und ein von Frau Brück abgelegtes und beim Juwelier Köchert neu aufpoliertes Armband für Madame Laboureux verehrte, ließ sich herbei, auf Briefpapier der Interalliierten einige Zeilen in französischer Sprache zu schreiben, welche nicht mehr und nicht weniger besagten, als daß die österreichischen Behörden angewiesen wurden, Brück bei den Waffenschiebungen behilflich zu sein. Auf Grund dieses Wisches entschloß sich das Handelsministerium, die Ausfuhrbewilligung für 200 Geschütze und 200.000 Schüsse Munition zu erteilen, welche aber vorsichtigerweise, der Reizbarkeit gewisser Wöllersdorfer Arbeiterkreise Rechnung tragend, auf das rumänische Kriegsministerium als Empfänger ausgestellt wurde.

Nachgeholfen im Handelsministerium sollen dabei die Herren Hamburger und — Kommerzialrat Bösbauer haben. Das ist der Mann, von dem die böse Mitwelt annahm, daß er unter der Bezeichnung „der Dicke", die auf ihn prächtig zu passen schien, in den Notizbücheln Brücks, die in dem letzthin besprochenen Prozeß Dr. Hornik—Dr. Oppenheim eine solche Rolle spielten, als Provisionsnehmer verewigt sei. Er hat sich gegen diese Zumutung gewehrt und eine Untersuchung begehrt, von deren Ergebnissen man aber weiter nichts mehr gehört hat außer das, was Herr Bösbauer selbst der aufhorchenden Oeffentlichkeit vorzusetzen für gut befunden hat und zwar — wo glaubt man nur? — in der „Stunde". Die Selbstverteidigung hätte auch gar nirgends besser hingepaßt als in das Schwindelblatt; sie sind einander würdig und wir behalten uns vor, auf die Bestreitungen des Herrn Präsidenten der Wiener Tageszeitungen noch ausführlicher zurückzukommen. Nur die eine Frage schon jetzt: Bösbauer macht in seiner Rechtfertigung auch Angaben über Entwicklung Brückscher Geschäfte, sogar bis in die allerletzte Zeit hinein, die nur intim Eingeweihten zugänglich sein konnten, und vermag auch anzugeben, wer, wenn nicht er, unter jenem „Dicken" zu verstehen sei: woher weiß der Herr Kommerzialrat denn diese von allen beteiligten Seiten stets als streng vertraulich gehüteten Einzelheiten, wenn er, wie er angibt, „in keiner irgendwie gearteten Beziehung zu Julius Brück gestanden" ist?

Als nach dem Tod Brücks die Situation für das Verlassenschaftskomitee mißlich wurde, gelangte man zu dem Ausweg, dem französischen Kommandanten ein bedeutendes Geschenk anzubieten, falls er sich entschlösse, die Munitionszüge unter französischer Bedeckung ins Ausland führen zu lassen, und zwar, um die Arbeiterschaft auch weiterhin über das eigentliche Ziel der Munitionssendung im unklaren zu lassen, auf dem Umweg über Graz und Jugoslawien. Spediteur Hausner war mit der Durchführung des Transports betraut. Man erwog schließlich sogar den Plan, einen rumänischen Offizier nach Bukarest reisen und von dort ein chiffriertes Telegramm nach Wien absenden zu lassen, welches man den mißtraulichen Wr.-Neustädtern zeigen wollte, um sie ja von der Richtigkeit der auf der Ausfuhrbewilligung angegebenen Empfängeradresse zu überzeugen.

Wir geben im Nachstehenden noch die Abschrift eines Briefs wieder, der von dem Verlassenschaftskomitee, gezeichnet von dessen Geschäftsführer Dr. (Robert) Steiner, an die polnische Einkaufskommission gerichtet wurde und in dem auf diese Waffenlieferung Bezug genommen wird.

*) S. Nummern 39, 43, 45 „Neuer Wiener Kurier".

Herrn polnischen Militärattachee Oberst Br. Prohaska, Wien.

Hochgeehrter Herr Oberst! In Vertretung der Verlassenschaft nach dem am 8. Februar verstorbenen Herrn J. Brück erlauben wir uns in Erinnerung zu bringen, daß der Verstorbene vor mehreren Monaten der hochgehrten polnischen Regierung die ihm zur Verfügung stehende
40.000 Stück 7.5-Zentimeter-M. 15/15 a Munition und
35.000 Stück 7.5-Zentimeter-M. 15/8 a Munition
zum Preise von 333 tsch. K. offeriert hat. Dieses Offert ist bisnun noch nicht angenommen worden. Die Verlassenschaft verfügt außer den oben erwähnten 75.000 Schuß noch über folgende Munition: 200 Stück 30.5-Zentimeter.

Bezüglich dieser Munition sind den Vertretern der Verlassenschaft in den letzten Tagen Mitteilungen zugekommen, welche es als wahrscheinlich erscheinen lassen, daß diese Munition von einer anderen auswärtigen Macht in allernächster Zeit käuflich erworben wird; durch gewisse Umstände sehen sich jedoch die gefertigten Verlassenschaftsvertreter veranlaßt, hiemit der hohen polnischen Regierung die Möglichkeit zur käuflichen Erwerbung der erwähnten Munitionsbestände zu bieten. Einerseits sind die Zahlungsbedingungen, welche jene auswärtige Macht der Verlassenschaft anbietet, nicht derart, daß sofort bedeutende flüssige Barmittel der Verlassenschaft zufließen werden, anderseits sind die gefertigten Vertreter der Verlassenschaft von der Intention geleitet, durch Aufrechterhaltung der obigen Offerte der hohen polnischen Regierung die Möglichkeit zu bieten, das schwebende Geschäft bezüglich der abzuliefernden Waffen und Munition, welches Geschäft bekanntlich großen praktischen Schwierigkeiten begegnet, zur Durchführung zu bringen.

Unter dieser Voraussetzung wird die eingangs erwähnte Offerte des verstorbenen Herrn J. B. hiemit neuerlich mit dem Beifügen gestellt, daß die Bezahlung des Gegenwertes in bar bei Uebernahme erfolgen müßte, wobei der hohen polnischen Regierung das Recht eingeräumt würde, die auf das schwebende Lieferungsgeschäft geleistete Vorauszahlung von dem Fakturenpreise der hiemit angedienten Munition in Abrechnung zu bringen.

Wie uns bekannt, legte auch die hohe polnische Regierung großen Wert darauf, die in Rede stehende Munition zu erwerben. Wenn dies auch jetzt noch — was wir annehmen — der Fall ist, so müßte der Kauf unverzüglich zum Abschluß gebracht werden, da wir ansonsten mit Rücksicht auf das Interesse der Verlassenschaft nicht länger in der Lage wären, zuzuwarten und den Verkauf an die oben erwähnte andere Regierung abschließen müßten. Da wir aber der Meinung sind, daß aus den angeführten Gründen im beiderseitigen Interesse gelegen ist, wenn auch dieses Geschäft mit der polnischen Regierung zustandekommt, richten wir hiemit an Sie, hochgeehrter Herr Oberst, die höfliche Bitte, alles Erforderliche zu veranlassen, um auch die Entschließung Ihrer Regierung so rasch als möglich einzuholen. Wir stellen es einem hochgeehrten Herrn Oberst anheim, diese Entschließung mit allen zu Gebote stehenden Mitteln — durch Entsendung eines Kuriers — einzuholen, damit dieses Geschäft in kürzester Frist in der oben dargelegten Weise zur Durchführung gelangen könne.

Mit Rücksicht auf die mit der erwähnten auswärtigen Macht geführten Unterhandlungen legen wir Wert darauf, wenn möglich schon jetzt Ihre persönliche Stellungnahme zu diesem Schreiben kennen zu lernen, und erbitten daher Ihre gesch. Antwort noch im Laufe der nächsten Tage.

Hochachtungsvoll
f. d. Verlassenschaft nach J. Brück: Dr. Steiner.

(Ein weiterer Aufsatz folgt.)

Die „Vorreiter-Artikel".

Das Ideal einer gewissen Journalistik ist die Zeitung, die von der ersten bis zur letzten Zeile „trägt", deren Veröffentlichungen nur von dem Gesichtspunkt aus gewählt werden, ob und wieviel sie bezahlt sind oder ob sie wenigstens einen Vorteil für das Unternehmen und seine Eigner erhoffen lassen. Geradezu klassisch ist dieses System in dem Wiener Nachmittagsblatt „Die Stunde" durchgeführt. Wenn man dieses Blatt liest, wird man, selbst wenn mit den Verhältnissen nicht näher vertraut, die Empfindung vom Leitaufsatz bis zum letzten Börsenvermerk nicht los, daß hinter allem ganz andere Zwecke stecken als der hauptsächliche einer Zeitung, die Oeffentlichkeit zu unterrichten, in Wissen zu bereichern.

Danach fragt man sich auch bei der bekannten Stellungnahme des genannten Blattes gegen die Finanzbehörden (und auch andere Behörden), was denn ihr eigentlicher Beweggrund. Sicher ist es nicht der Antrieb, als Reformator in Staat und Gesellschaft Ruhm zu erwerben.

Verfolgt man die Entwicklung des ganzen Feldzugs — man kann sie jetzt schon durch eine solche Zeit verfolgen, daß ein Urteil zu bilden — so kann man beobachten, daß jeder gegen eine Behörde gerichteten Veröffentlichung irgendeine Angelegenheit (meist strafrechtlicher Art) vorangeht oder nachfolgt, mit der gerade diese Behörde beschäftigt ist, gewöhnlich eine, die wegen ihrer Außerordentlichkeit weiterhin Aufsehen erregt. Die ersten Angriffe der „Stunde" (bzw. deren Schwesterblatts „Die Börse") gegen die Wiener Finanzbezirksdirektion hatten als Anlaß die Beanstandung der Brüder Adutt wegen Valutenschleichhandels und gleicher Weise hatte jedesmal, wenn „Die Stunde" für nötig befand, sich mit Entscheidungen der Finanzbehörden abspechend zu beschäftigen, irgendein Schieber unter eben einer solchen Entscheidung zu leiden. Wer kann Interesse haben, die Geltung von Behörden und ihrer Verfügungen in solchen Fällen herabzusetzen, außer den davon unmittelbar Betroffenen?

Nun braucht es gewiß nicht immer so zu sein, daß die unmittelbar Beteiligten persönlich die Stellungnahme des Blatts veranlassen. Wer von mit den Schlichen und Pfiffen der Journalistik nicht berufsmäßig Vertrauten kommt denn so schnell darauf, daß persönlichem Vorteil dienende Einflüsse am besten durch eine willfährige Presse geltend gemacht werden können? Berufsmäßig aber wissen das nicht nur Journalisten, sondern auch und vor allem diejenigen, deren Beruf ist, sich in Schlichen und Pfiffen gewandt zu zeigen, das sind die Rechtsanwälte.

Zu einem erst in der Nachkriegszeit zur Anwendung gelangten — die Nachkriegsverlotterung hat auch auf früher sehr auf „Standesehre" bedachte Intelligenzgruppen, wie Aerzte und Fachkundige, verwüstend gewirkt — Taschenspielerkunststück der Advokaten gehört das Spiel mit der Presse, zu der man „Beziehungen" hat. Letztere beruhen entweder auf persönlichen Bekanntschaften, auf verwandt- oder freundschaftlichen Verhältnissen — eine bedeutende Rolle spielen hiebei Kameradschaften aus den Kriegsjahren — oder sie werden geradezu bezahlt.

Der Anwalt, der in schwierigen Fällen auf dem gewöhnlichen Weg advokatorischer, juristischer Kunst für seine Auftraggeber nichts zu erreichen vermag, schmuggelt auf geschilderte Weise einen Artikel in ein ihm verbundenes Blatt, in welchem die Einrichtungen, geltenden Anordnungen und Gepflogenheiten, die Aemter und Amtspersonen, welche den Absichten des Anwalts entgegen sind, bemängelt, bekämpft, heruntergesetzt und verächtlich gemacht werden, damit auf solche Art die Auffassung des in Betracht kommenden Amts, des entscheidenden Beamten beeinflußt werde, und wenn schon das nicht geht, bei der übergeordneten Behörde der Boden für eine Beschwerde, einen Rekurs gegen die Entscheidung der unteren bereitet werde. Der Anwalt erscheint dann bei der Rekursstelle mit dem Hinweis, daß sich bereits die Presse mit dem Fall zu beschäftigen beginne und zwar natürlich ganz in dem von ihm vertretenen Sinn, es werde in der Oeffentlichkeit unliebsames Aufsehen erregen, wenn der öffentlichen Meinung nicht entsprochen werde, und dergleichen Drohungen mehr, die, wie man weiß, besonders unter den heutigen Verhältnissen — Abbau!! — ihre Wirkungen in Aemtern selten verfehlen. Nur um Gottes willen nicht in den Mittelpunkt öffentlichen Interesses versetzt zu werden, keinerlei Aufsehen zu erregen, muß heute Bestreben des Beamten, und je höher er steht, um so mehr sein, weil er um so exponierter ist, will er sich nicht ganz unnütz erhöhte Arbeit aufbürden, indem ihm nur allzu gern in solchen Fällen längliche Berichte abverlangt, unangenehme Vorsprachen bei noch höheren Stellen, etwa gar beim Minister selbst, aufgenötigt werden, und obendrein noch eine fast sicher in Aussicht stehende „Nase" gewärtigen. Denn irgendwie, irgendwo ist es, wie immer entschieden, bestimmt nicht recht, wenn nicht links, so rechts.

Es ist für jeden, der nur halbwegs die heutigen Verhältnisse, besonders die politischen, kennt, nur zu begreiflich, daß sich der Beamte, ob nun des Verwaltungsdienstes, von Gericht oder Polizei, scheut, irgend aus der stillen Bahn seiner Amtstätigkeit hervorzutreten oder hervorgezerrt zu werden, und lieber unter Umständen manchmal selbst von seinen eigenen Meinungen und Ueberzeugungen ein wenig abhandeln läßt, als sich der nicht zu unterschätzenden Gefahr auszusetzen, unerwünscht und unverlangt in einem Zeitungsartikel oder einer Interpellation verewigt zu werden.

Das benützen die Rechtsanwälte, was ihnen von ihrem Standpunkt aus auch nicht übel genommen werden kann, da sie ja schließlich dafür bezahlt werden, daß sie ihren Klienten unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu dem verhelfen, was diese wollen; dem reinen Recht zum Durchbruch zu verhelfen, dazu sind Rechtsanwälte ja nicht da, dazu sind Richter, gegebenenfalls Staatsanwälte. Aber die Oeffentlichkeit soll wissen, was sie von den abfälligen Urteilen gewisser Zeitungen über Behörden und deren Tätigkeit zu halten habe. Sie soll die „Vorreiter-Artikel" erkennen, die sich die stadtbekannten Advokaten bestellen oder selbst schreiben, wenn sie sich das Geld, das sie sich von erwischten Schiebern auf geradem Weg, den die Gesetze und Verordnungen weisen, nicht zu verdienen vermögen, wenn sie sich die üblichen 50 bis 70 Prozent des Betrages, der durch ihre Tätigkeit an Strafe erspart wird, retten wollen.

Man erinnert sich, daß vor einiger Zeit ein Rechtsanwalt wegen Beleidigung eines Beamten der Finanzbezirksdirektion verurteilt worden ist. Man kann sich vorstellen, wie auf diesen Anwalt die Verurteilung eingewirkt hat, da er sich ihr ja nur ausgesetzt hatte, weil er schon vorher bei dem selten pflichttreuen Beamten nichts zu Gunsten seines Klienten, eines Großschmugglers, durchzusetzen vermocht hatte. Dieser Anwalt war dann der Urheber des Feldzugs der „Stunde" und ihr vorzüglichster Informator für die ganze hämische Beurteilung, welche die Finanzstrafrechtspflege von Seite genannten Blatts fand. Es war also im Grund ein ganz gewöhnlicher Rachefeldzug.

Ein anderes Beispiel: Vor kurzem wurde die Firma Gustav Heinsheimer, Lebensmittelgroßhandlung in Wien, III Bez., Hetzgasse 6, die in Kreisen ihres Geschäftszweiges wegen der unlauteren Art ihres Wettbewerbs wenig geachtet ist, finanzbehördlich beanstandet, weil ihre Gesellschafter, Max Heinsheimer, Hugo Eisenstedter, Fritz Gumplowitsch und Marek Rubel, sich in bedeutendem Umfang mit verbotenen Valutengeschäften, die nach Milliarden zählten, abgegeben hatten. Die Sachlage war so klar, daß auf rechtem Weg kein Anwalt Hoffnung haben durfte, für die Straffälligen auch nur mildere Behandlung zu erreichen. Der Fall schien hoffnungslos. Was geschah? In einem großen Wiener Tagblatt, das sich sonst gewiß nicht auf die Stufe der „Stunde" erniedrigt, erschien zur rechten Zeit ein Aufsatz über die Gefällsstrafrechtspflege, der sich mit deutlichen Beziehungen auf den Fall gegen das Vorgehen der Finanzbehörde wendete. Dr. Walter Rode, der sich dadurch kennzeichnet, daß er seinen guten Namen „Rosenstock" ablegen zu müssen glaubte, schmuggelte den Aufsatz ein, der in die sonstige Haltung des Blatts gar nicht paßt. Unmittelbar darauf wurden die beanstandeten Gesellschafter zwar bestraft, aber unerwartet, auffallend mild; die Zusammenhänge wollen wir lieber ununterfucht lassen.

Einflußnahme auf ein im Gang befindliches Strafverfahren durch Veröffentlichung daraus und darüber ist, wenigstens beim Strafprozeß, gesetzlich verboten. Die versteckte Einflußnahme, wie wir sie gerade in den gesetzlich nicht besonders geschützten verwaltungsrechtlichen Verfahren immer wieder schädlich am Werk sehen, ist nicht zu verhindern, weil sie auf unberechenbare Schwächen der menschlichen Natur wie auch des Verwaltungsapparates spekuliert. Sie ist aber um so verwerflicher und gefährlicher, weil sie geeignet ist, das Ansehen des einzelnen Beamten und der Staatsgewalt im allgemeinen ebenso zu untergraben, wie das Vertrauen in die unbedingte Geltung der Gesetze zu erschüttern.

sh.

Arbeit für das Wohnungsamt.

Unsere an die Adresse des Wohnungsamtes gerichteten „Winke„ in letzter Nummer haben uns eine Flut von Zuschriften gebracht, die uns teils Zustimmung zum Ausdruck bringen, teils uns an die Hand gehen wollen, um durch entsprechende Hinweise, wie wir sie in Aussicht stellten, die Probe auf die Wirksamkeit des Amtes machen zu können, über die noch immer nicht alle Zweifel in der Bevölkerung verstummt sind.

Daß sie nicht immer grundlos, zeigt der von den Zeitungen berichtete, geradezu groteske Fall der Frau Slaby, der als dringend wohnbedürftiger Mutter zweier Kinder das Wohnungsamt eine Einzimmerwohnung zugewiesen hatte, um dann, als die Frau schon eingezogen war, sie wieder zur Räumung aufzufordern, weil die Zuweisung irrtümlich erfolgt sei. Als die Frau erklärte, daß sie dem Räumungsauftrag nicht Folge leisten, sich gegen eine gewaltsame Enthausung wehren und lieber mit ihren Kindern aus dem Fenster springen werde, als wieder obdachlos zu werden, wurde Feuerwehr und Polizei aufgeboten, die schließlich in Stärke von nicht weniger als 80 Feuerwehr- und Wachleuten versammelt war, um den Widerstand der Frau zu brechen.

Zur gleichen Zeit aber geht das Umwandeln von Wohngelegenheiten in Büroräume lustig fort, wie folgende Zuschrift eines Meidlinger Eisenbahners zeigt:

„Wohnungstausch".

„Eine alleinstehende Hofbeamtenswitwe hatte in der Aichholzgasse eine für sie ohnedies viel zu große schöne Wohnung inne, welche ihr aber wegen Unverträglichkeit und leichtsinnigen Lebenswandels über Verlangen ihrer Nachbarn rechtens gekündigt wurde. Nach Entscheidung des Kündigungsstreits wider sie sollte sie schon enthaust werden, als sie die Zustimmung des Hausbesitzers zu erlangen wußte, mit dem Gesellschafter einer Baumaterialienhandlung tauschen zu können, dessen Familie bisher in der Wertheimsteingasse (gleicher Bezirk) die zu dem Laden der Firma gehörige Wohnung benützte. In sie sollte nun die gekündigte Witwe übersiedeln, der Laden nach wie vor dem Geschäft verbleiben. Allein dieser „Tausch" geschah nur scheinbar, die Witwe verbrachte sogleich ihre gesamten Möbel zu ihrem Liebhaber in der Brigittenau, wo sie jetzt auch wohnt, und der Geschäftsmann hat neben einer schönen Wohnung Räume zur Erweiterung seines Büros gewonnen. Allen Teilen ist gedient. Denn auch der unverträglichen, aber lustigen Witwe sind Kündigung und drohende Enthausung noch zum Glück ausgeschlagen; umsonst wird ja nicht „getauscht". Bloß der Waggonbewohner vom Matzleinsdorfer Frachtenbahnhof, dem die von der Witfrau in Tausch, aber nicht in Benützung genommene Wohnung eigentlich gebührte, muß weiter auf menschenwürdige Unterkunft warten."

*

Welche Summen für solche Schiebungen aufgewendet werden, geht aus den Belegen über den

Geschäftslokalkauf der „Stunde"

hervor, deren folgende Veröffentlichung für sich selber spricht.

1. Ausgelegt durch Herrn Chefredakteur Bekessy:

An Zeitungsverlags A.-G. „Az Est" für Lokal und Einrichtung Kohlmarkt 7 . . . . . K	300,000.000
für Provision Redakteur Georg Ruttkay („Az Est") . . . . . „	40,000.000
für Provision Hausverwalter Oberbaurat Geil . . . . . „	10,000.000
für Entschädigung Hausbesitzer Kohlmarkt 7 . . . . . „	1,000.000
für Zinsnachzahlung . . . . . „	300.000

27. November 1922. (Unterschrieben): Bekessy.

2. G./St.

Tit.

Zeitungsverlag A. G. „Az Est", zu Handen des bevollmächtigten Vertreters Herrn Redakteur Dr. Georg Ruttkay, Wien.

Wir haben Ihnen als Treuhänder für die Einrichtung und angewendeten Adaptierungen in dem Lokal Kohlmarkt 7 300,000.000, in Worten Dreihundert Millionen, ausbezahlt, deren Empfang Sie uns gleichzeitig bestätigt haben. Demgemäß haben Sie uns als Treuhänder das Lokal mit der gesamten derzeitigen Einrichtung bis spätestens 11. Dezember zur vollkommen freien Verfügung zu übergeben. Ihre Einwilligung zur Uebergabe des Lokales an den neuen Mieter haben Sie dem Hausherrn gegenüber bereits geleistet.

Hochachtungsvoll

Scheck über 300 Millionen erhalten. Mit dem Inhalt obigen Schreibens einverstanden.

27. November 1922. Dr. Georg Ruttkay.

Während viele ehrlich emporstrebende Erwerbsbeflissene in abhängiger Stellung verbleiben oder in gänzlich ungenügenden Räumen ihr Geschäft verkümmern sehen müssen — wir kennen einen jung verheirateten tüchtigen Schuhmachermeister, der in dem verschacherten Lokal auf dem Kohlmarkt sicher eine nützlichere Tätigkeit entfalten könnte als „Az Est" und „Die Stunde" zusammen, aber sein mit Gesellen und zwei Lehrbuben betriebenes Gewerbe in einer kleinen einfenstrigen und einbettigen Kammer ausüben muß, in der er mit Frau und Kind auch noch wohnt — wenden Schieberunternehmungen auf Erwerb von Lokalen im Schleichweg Beträge, die ein rechtlich Verdienender unmöglich dazu zur Verfügung haben kann. Die gezahlten Provisionen allein machen, wie aus dem Beispiel hervorgeht, das die ganze Stufenleiter der Nutznießer solcher Schiebungen zeigt, von dem Vermittler, der die ungeheure Provision gewiß unversteuert läßt, bis zu dem Hausbesitzer, der die Transaktion zu einer zwar gesetzwidrigen, aber ausgiebigen Zinssteigerung ausnützt, mehr aus, als das Betriebskapital vieler ganz angesehener Betriebe beträgt.

*

Für unsere Behauptung, daß das überflüssige

Doppelwohnungen von Prostituierten

dem Wohnungsmarkt viele Wohngelegenheiten entzieht, wird uns folgender Beleg geliefert:

„In dem bekannten Dirnenviertel linker Hand der Meidlinger Hauptstraße ist es dana und gäbe, daß die „Mädchen" zwar in Wohnungen gemeldet sind, in denen sie aber gar nicht wirklich wohnen, sondern in der sie nur abwechselnd ihrem Gewerbe nachgehen, Tag und Nacht ununterbrochener Betrieb. Rauchgasse 34 „wohnen" in 3 Zimmern mit Küche 2 Frauenspersonen, deren eine eigene Einrichtung in auf Namen ihres ständigen Verehrers gemeldeter Wohnung in der Sechshauserstraße hat. Zeleborgasse 18 sind Berta T., die Ratschkygasse (im selben Bezirk) 14, und Pepi W. gemeldet, die 13. Bez., Schützplatz 4 wohnt. Beispiele, die sich beliebig vermehren lassen."

*

Schließlich teilt uns Herr Dr. Karl Georg Panesch, der bekannte Spezialarzt für natürlichere Heilmethoden, mit:

„Sie führen in Ihrer letzten Nummer an, daß sogar Räumlichkeite, die der Volksaufklärung dienen, vom Wiener Wohnungsamt mit Beschlag belegt worden seien. So ist es tatsächlich dem von mir geleiteten Wiener Freiwilligen Rettungsinstitut mit seinen bescheidenen Räumlichkeiten ergangen, die es seit 1917 als Untermieter in einem 5. Stock innehatte. Jede schriftliche Mitteilung darüber wurde uns vom Wohnungsamt aber strikt verweigert, dagegen mündlich bedeutet: wenn wir nicht innerhalb dreier Tage geräumt hätten, so würde das Räumungsamt selbst räumen, aber nicht mit der Sorgfalt, als wir es täten! Erst drei Tage vor der erzwungenen Räumung wurden wir das erstemal (und nur mündlich) benachrichtigt, trotzdem die (damals übrigens schon als gesetzwidrig aufgehobene) Verordnung des Bürgermeisters ausdrücklich auch die Benachrichtigung der Untermieter durch die Behörde in angemessener Frist (14 Tage bis 4 Wochen) vor der verlangten Räumung begehrt. Es wurde weder dem Hauptmieter noch den Untermietern Einblik in die Akten gestattet! Also geheime Akten in der Republik! Als durch Einreichung einer Beschwerde der Verwaltungsgerichtshof Einsicht gewährte, nahm man mit Staunen wahr, daß in den Akten Unwahrheiten zu Ungunsten derjenigen, denen man die Lokalitäten unter Androhung von Gewalt genommen, enthalten sind.

Durch diese Enteignung sind wir völlig lahmgelegt. Unser so schwer durch ungefähr zwanzig Jahre in großem Idealismus für Volksaufklärung zusammengetragenes Eigentum mußten wir größtenteils auf uns mitleidig zur Verfügung gestellte Dachböden eines Hauses, in dem die letzten Jahre ungefähr fünfzehn Einbrüche und Einbruchsversuche verübt wurden, in aller Eile werfen; unser gemeinnütziges Wirken mußten wir sistieren; unsere gänzlich unentgeltlichen Vorträge und praktischen Uebungen, deren für das Jahr 1923 mindestens im ganzen 240 (zweihundertvierzig) geplant waren, mußten wir abbrechen; unser Bücherverlag und -Verschleiß ist vernichtet."

Auch die Aufklärung darüber, wem die geschilderte Vernichtung eines nützlichen Vereins diente, wäre Arbeit für das Wohnungsamt!

Die letzte Instanz.

Heimarbeitsvampire.

Die Monarchie liegt heute weit hinter uns und wir sind geneigt zu glauben, daß mit der Befreiung von ihren geistigen Ketten den unterdrückten Volksschichten auch die Stunde des Schutzes vor rücksichtsloser Ausbeutung durch die Besitzenden nähergerückt sei. Es ist noch erinnerlich, daß in den Jahren der „Herren" die Tüchtigkeit eines Unternehmers nicht allein in der Höhe seines Umsatzes, sondern auch in der Niedrigkeit der Löhne Ausdruck fand, für die er seinen schutzlosen Angestellten die größtmöglichste Leistung erpreßte. Niemand kann vergessen, wie die grenzenlose Gewinngier sich gegen das Wachsen der Arbeiterorganisationen wehrte und wie so mancher tüchtige Angestellte seinen Posten verlassen mußte, weil er sich unter den Schutz einer Organisation gestellt hatte. Das „reinigende Stahlbad des Krieges" brachte uns die Republik und den scheinbaren Sieg der wirtschaftlich Schwachen. Die Gesamtheit aller Arbeiter bildet heute eine geschlossene Organisation, eine stets bereite Waffe gegen die immer noch bestehende Macht des Kapitals. Eine Waffe zwar, die aber stumpf und ungefährlich ist, solange der Unternehmer seine Leistungsfähigkeit durch rücksichtslose Ausnützung der Arbeitskraft erhöhen darf.

Anläßlich einer kürzlich stattgefundenen Ehrenbeleidigungsverhandlung vor dem Bezirksgericht Margarethen kam zu Tage, daß

die Firma Max Singer, Wien, 1. Bez., Salzgries 4,

die satzungsgemäß festgelegten Mindestlöhne für Heimarbeiten gröblichst unterboten und so durch nahezu zwei Jahre eine Hausarbeiterin derart ausgenützt hat, daß diese — wenn nicht so traurig, wäre es zum Lachen — mehr Geld zum Ankauf des Zwirns zum Nähen brauchte, als sie Lohn erhielt. Die Erhebungen der Gewerbebehörde ergaben, daß die Frau bei jeder für das genannte Geschäft verfertigten einfachen Schürze durchschnittlich 150 Kronen daraufzahlen mußte und an reinem Lohn überhaupt nie mehr als — 20 Kronen (zwanzig Kronen) für ein Nähstück erreichte. Man fragt sich verwundert, wie denn das möglich und wie es möglich sei, daß solche empörende Ausbeutung noch immer geduldet wird.

Die erste Frage ist mit dem Hinweis zu beantworten, daß sich als Arbeitssklaven solcher jüdischer Wucherfirmen unwissende, unbeholfene Frauen heute meist des Mittelstandes finden, welche das Nähen nur im Nebenberuf betreiben, um dem ungenügenden Familieneinkommen aufzuhelfen, in welcher Hoffnung sie sich freilich bitter enttäuschen; unvertraut mit geschäftsmäßiger Berechnung, sehen sie die Beträge, die sie als Löhne ausbezahlt erhalten, nur in der Summe als dankenswerte Zubuße zum Wirtschaftsgeld und kommen oft erst nach langer Zeit darauf, wenn trotz stets gesteigerter Arbeitsleistung nie ein Ueberschuß sich ergibt, vielmehr alles zu wenig wird, daß sie die Geleimten sind und sie eigentlich, da sie Zwirn, Beleuchtung, Fahrgeld (bei der Lieferung) und Maschinenreparaturen aus eigenem tragen müssen, von ihrem Wirtschaftsgeld der allemal reichen Ausbeuterfirma noch etwas daraufzahlen, damit sie sich rackern dürfen. Die berufsmäßigen Näher oder Heimarbeiter, die doch schon in Organisationen zusammengeschlossen sind, meiden solche Blutsauger; die in Betracht stehende Firma Max Singer zählt zu den in dieser Art berüchtigtesten.

Und zweitens ist zu sagen, daß die ganze angebliche soziale Fürsorge für die Heimarbeit ein Schwindel ist, zusammengebraut aus amtlicher Unfähigkeit und bewußter Heuchelei. Wenn man wirklich dem sozialen Gedanken, daß die des Selbstschutzes am meisten entbehrende und auch unfähige Arbeiterschicht gegen die ärgste Uebervorteilung staatlich zu sichern sei, entsprechen wollte, hätte man die Schutzmaßnahmen anwendbar und streng gestalten müssen. Schon die Festsetzung der durch Gesetz geschützten Mindestlöhne der Heimarbeit als Stundenlöhne, während natürlich die im Heim des Arbeiters erzeugte Ware gar nicht anders entlohnt werden kann als nach ihrer Menge und auch gar nie anders bezahlt wird, so daß es erst umständlicher Berechnungen, ja, ganzer Sachverständigengutachten bedarf, um herauszubekommen, ob bezahlte Stücklöhne den gesetzmäßigen Mindestlöhnen entsprechen, zeigt, daß bei dieser sozialen Fürsorge der Ausbeutertrieb der Unternehmer über die Hilflosigkeit der wirtschaftlich Schwächeren und die Ahnungslosigkeit der staatlichen Aufsicht gesiegt hat. Kein Zweifel, daß die letztere ihrer Aufgabe gegenüber den Kniffen der Ausbeuter in keiner Weise gewachsen, aber auch mit den ihr zustehenden Zwangsmitteln gar nicht imstande ist, sich Geltung zu schaffen; die Höchststrafe für die Nichteinhaltung der Heimarbeitsschutzbestimmungen (Mindestlöhne) beträgt 10.000 Kronen, nicht viel mehr, als der Heimarbeitsvampir bei einer einzigen Lieferung aus seinem Opfer durch geringe Löhnung herauszusaugen pflegt.

Wenn dann, wovon begreiflich häufig Gerichtssaalberichte erzählen, eine Arbeiterin, die nicht als Nebenverdienst, sondern zum Lebensunterhalt Heimarbeit leistet, der also das den Gewinn des Unternehmers ausmachende Daraufzahlen unmöglich ist, durch Hunger genötigt war, sich an der zur Ausarbeitung übernommenen Ware für den Lohnentgang schadlos zu halten oder, wie es heißt, an fremdem Gut zu vergreifen, dann scheut sich die Ausbeutergesellschaft nicht, über die Gewissenlosigkeit des Pöbels zu zeiern und sogar noch Polizei und Staatsanwalt zum „Schutz des bedrohten Eigentums", das selbst erraubt und erpreßt, aufzurufen.

In der angeführten Bezirksverhandlung bekam dem Geschäftsführer der Firma Max Singer, Ernst Singer, die gewöhnliche Ausbeuterschamlosigkeit, ihr Opfer, sobald es aufzumucken beginnt, noch zu beschimpfen, allerdings übel, indem er wegen erlogener Behauptungen über die Hausarbeiterin in einer Polizeianzeige zu 100.000 Kronen Geldstrafe verurteilt wurde.

Ode.

In Oesterreich läßt man die großen und die kleinen Gauner laufen.

Im Laufe des Mai berichteten die Zeitungen wiederholt von Schwindeleien eines ehemaligen Beamten Hans Schediwy. Er suchte durch Zeitungsanzeigen Mädchen als „Privatsekretärinnen", um ihnen in Form von „Einlagen" für phantastische Geschäfte Millionenbeträge abzuknöpfen oder sich für das Versprechen, sie beim Film unterzubringen, in anderer nicht einwandfreier Weise honorieren zu lassen. Als ihm durch öffentliche Warnung diese Betrügereien unmöglich wurden, verlegte er sich darauf, gefälschte Anweisungen auf Karten der Bundestheater zu hohen Preisen zu verkaufen. Es ist das derselbe Hochstapler, dessen Betrügereien wir bereits in Nummer 38 des „Neuen Wiener Kuriers" erwähnten, als die neuerdings eingerissene saloppe Behandlung von Anzeigen durch die Polizei zu rügen war. Er hatte ein Unternehmen, in das er sich unter falschem Titel als Teilhaber eingeschlichen hatte, durch Veruntreuung und Betrug schwer geschädigt, die Anzeige darüber aber hatte der zuständige Beamte des Polizeikommissariats Josefstadt auffallend lässig verfolgt, was vielleicht mit dem Umstand zusammenhing, daß sich der Angezeigte als überzeugter Monarchist gebärdete.

Wäre damals dem Begehren der Geschädigten nach tatkräftigem Einschreiten voll entsprochen worden, so hätte der Betrüger keine Gelegenheit mehr zu den weiteren Schwindeleien gehabt. Die nachlässige Behörde ist also an diesen geradezu mitschuldig. Aber so ist es allemal. Politische Rücksichten, bürokratische Verzopftheit, Amtsdünkel und Faulheit lassen die kleinen Unbequemlichkeiten zu großen Affären anwachsen, die kleinen Schwindler zu gemeingefährlichen Hochstaplern werden und zweckentsprechendes Handeln erst zu, wenn es zu spät ist.

Vor einiger Zeit wurde von der Aufdeckung eines großen Spiritusschmuggels berichtet, über den das Zolloberamt langwierige Erhebungen einleitete. Sie sind endlich zum Abschluß gelangt, aber die Schuldigen sind, soweit sie sich in Wien aufgehalten hatten, mittlerweile flüchtig geworden. Dies beweist eine amtliche Verlautbarung, nach der die Verfolgung von acht Personen eingeleitet wurde, welche mit dieser Schmuggelaffäre in Verbindung stehen, und das Wiener Zolloberamt sich verpflichtet hat, für Personen, die sich bei Ergreifung der Verfolgten ein Verdienst erwerben, angemessene Belohnungen zu erwirken.

Kundmachung.

Zufolge Beschlusses der am heutigen Tage abgehaltenen dreiundfünfzigsten ordentlichen Generalversammlung der Aktionäre des Wiener Bank-Vereins wird die Dividende für das Jahr 1922 der für dieses Jahr dividendenberechtigten Aktien Nr. 1 bis 2,500.000 mit

dreitausend österr. Kronen

vom 16. Mai l. J. ab gegen Rückstellung des die Erträgnisse des Jahres 1922 betreffenden Kupons der Aktien zu 3000 K.

in Wien bei der Liquidatur des Wiener Bank-Vereines, 1. Bez., Schottengasse 6, sowie bei dessen Depositenkassen und Wechselstuben als auch bei allen Filialen,

in Berlin bei der Deutschen Bank, der Dresdner Bank und der C. Schlesinger-Trier u. Co. Commanditgesellschaft auf Aktien,

in Basel bei der Basler Handelsbank, der Schweiz. Kreditanstalt und dem Schweiz. Bankverein,

in Genf bei der Basler Handelsbank, der Schweiz. Kreditanstalt und beim Schweiz. Bankverein,

in Zürich bei der Basler Handelsbank, der Schweiz. Kreditanstalt und beim Schweiz. Bankverein,

während der üblichen Geschäftsstunden ausbezahlt.

Die Kupons, auf deren Rückseite der Name des Einreichers ersichtlich zu machen ist, sind mit Begleitscheinen einzureichen, wozu Blankette bei den bezeichneten Zahlstellen verabfolgt werden.

Wien, am 15. Mai 1923.

Wiener Bank-Verein.

Internationale Handelsbank
Wien, I., Schottenring 21

In diesem Fall ist an dem Mißlingen des behördlichen Einschreitens, das Milliardenverlust für die Staatskasse und erhöhte Gefährdung der Allgemeinheit bedeutet, der Sparsamkeitswahnsinn schuld, der das ganze staatliche Leben durchseucht: für solche schwierige Erhebungen wie bei dem Spiritusschmuggel stehen dem Zolloberamt ganze drei Erhebungsorgane zur Verfügung, die obendrein schon mit den kleinen Plackereien des Zollaufsichtsdienstes überlastet sind.

Wäre das Einkommen der Spiritusschmuggler, welche den Staat und die Volkswirtschaft um ungezählte Milliarden geschädigt haben, mit der alteingefressenen, wenn auch üblen Gewohnheit zu erklären, immer nur die großen Gauner laufen zu lassen, so zeigt der Hochstapler Hans Schediwy (von dem mir keine Ursache haben zu verhehlen, daß er mit dem „Dr." Hanns Karl Grauenberg, der auch unser Blatt mit seinem zweifelhaften Besuch beehrt und sich unter Hinterlassung eines Millionenschadens verabschiedet hat, so daß wir hinter ihm in unseren Nummern 35 bis 37 Steckbriefe erlassen mußten, identisch ist), daß Ansehen und Wirksamkeit der staatlichen Macht in Oesterreich bereits so heruntergekommen sind, daß nicht einmal die kleinen Schwindler mehr stellig gemacht werden können.

Börsenmanöver.

Die „Ironie des Börsenspiels", die in der letzten Nummer des „Neuen Wiener Kuriers" mit einigen kräftigen Strichen gekennzeichnet war, beweisen neuerlich einige eben bekanntgewordene Börsenmanöver.

Die Aktien der berüchtigten Körnerwerke werden stärker gekauft. Die Körnerwerke sind, keinerlei Bedürfnis entsprechend, von dem in Nummer 38 unseres Blatts konterfeiten „österreichischen Holzkönig", dem Präsidenten der Vereinigten Wald- und Holz-A.-G. Oskar „von" Körner zur Ausnützung einer oberösterreichischen Abstockung gegründet worden. Sie besitzen ein Dampfsägewerk in Persenbeug und Gutenbrunn und betreiben einige kleine Zweige der Holzverarbeitung. Die Aktien der Gesellschaft wandern zwischen den Portefeuilles des Mutterinstitutes und des Herrn „von" Körner fortgesetzt hin und her. Der Zweck dieser Operation ist ohne weitere Erörterung klar. Nun scheinen sich aber auch andere Kreise für diese Aktien zu interessieren. Der Grund? Der Kurs der Aktien ist viel zu hoch, ihr innerer Wert rechtfertigt ihn nicht! Obwohl uns augenblicklich über das Papier nur Angaben vom Jahre 1921 zur Verfügung stehen und inzwischen schon Kapitalserhöhungen vorgenommen worden sind, ist schon die damalige emittierte Aktienmenge eine überraschend große. Sie betrug, die Erhöhung am 19. April 1921 eingerechnet, 250.000 Stücke. Der heutige Kurs ist etwa 50.000 Kronen. Das Produkt aus beiden Zahlen ergibt 12½ Milliarden: fast das Zehnfache der wirklichen Aktiven! Ihr innerer Wert wäre demnach etwa 6000 bis 7000.

Ganz im Gegensatz dazu steht ein dem Namen, aber nur ihm nach verwandtes Papier, die Aktie der Carl Korn-Baugesellschaft. Ein sogenanntes Arbitragepapier, weil es auch an einer ausländischen Börse notiert, an der Prager, weswegen sich die Spekulation an der Wiener Börse seiner nicht bemächtigen kann. Denn in dem Augenblick, in dem der Kurs in Wien steigt, würde man von Prag aus abgeben, diese Abgabe bewirkt wieder Ermäßigung des Kurses bis auf die Höhe des inneren Wertes der Aktie. Zur selben Zeit, als 250.000 Körner-Aktien in Umlauf waren, hatten die Korn-Aktien erst eine Menge von 50.000 Stücken. Der Kurs ist heute etwa 65.000 Kronen. Welche Zahlen eine Summe von 3¼ Milliarden ergeben, die auch den heutigen Aktiven der Gesellschaft entspricht, ja, sie bleibt noch etwas hinter ihnen zurück, so daß der Kurs sogar etwas höher sein könnte. Die letzte Dividende betrug 2 Tschechenkronen, also etwa 10 Prozent jährliche Verzinsung, ein Dividendenertrag, der schon zur Kapitalsanlage reizen könnte. Die Gesellschaft, die außer an eigenen Niederlassungen in Bielitz, Mähr.-Ostrau, Prerau, Krakau, Graz und Villach auch an mehreren anderen Bauunternehmungen beteiligt ist, hat im Gegensatz zu vielen anderen Unternehmungen reale Werte, die sich dem Kurs entgegenstellen können.

Zum Schluß noch ein Fall, der zeigt, wie heute „Tips" gegeben werden. Einige kleinere Banken und Privatpersonen, die als Börsenspieler bekannt sind, erhielten eine Korrespondenzkarte folgenden Inhaltes: „Große Chancen liegen noch in Steir. Magnesit-Aktien. Ihr Präsident schätzt sie auf 500.000. Ihr ergebener Dr. Langer".

Unnötig, zu sagen, wie über den unsere Börsenverhältnisse grell beleuchtenden Vorfall zu urteilen ist! Erpe.

Signale.

Die „Bereitschaft" in Not!

Die Fürsorgeeinrichtungen der „Bereitschaft", des bekannten und einzig nützlichen Vereins, sind vom Zusammenbruch bedroht! Dieser Verein erhält eine Reihe ungemein wichtiger und mustergültiger Anstalten: 3 Tagesheimstätten für Kinder, 1 Abendheim für Jugendliche, 1 Erziehungsberatungsstelle für abnorme Kinder, 1 Zentraldepot mit Warenabgabe an Bedürftige, 11 Pflegschaftsstellen in verschiedenen Bezirken Wiens (für Familienfürsorge und zur Aufrichtung gefährdeter Existenzen).

Der Betrieb dieser Wohlfahrtseinrichtungen erfordert bedeutende Mittel, die trotz der begeisterten Mitarbeit vieler opferwilliger Mitglieder aus allen Kreisen der Bevölkerung nicht mehr aufzubringen sind. Seit Beginn des Vereinsjahres 1922/23 (1. September 1922) wurden für die Fürsorgeeinrichtungen des Vereines rund 300 Millionen Kronen aufgewendet! Zuschüsse und gelegentliche Spenden sind versiegt. Da das Hilfswerk der „Bereitschaft" dem Gedanken reinster Humanität und allgemein-menschlicher Hilfsbereitschaft entspringt, ihre Fürsorgearbeit unterschiedslos Bedürftigen jedes Standes, jeder Konfession, jeder Nation und jeder Gesinnung zugutekommt, so würde ihr Zusammenbruch über viele Notleidende verschärftes Elend bringen.

Wer hilft dies verhindern?

Spenden und Anmeldungen zur Mitarbeit an das Sekretariat der „Bereitschaft", Wien, 1. Bez., Annagasse 18 (Postsparkassen-Scheckkonto Nr. 149.351) oder an die Verwaltung „Neuer Wiener Kurier".

Reis aus Habsburgs Stamm.

Aus den Erinnerungen einer unehelichen Tochter des Kaisers Franz Josef I.

(Fortsetzung.)

Das Geschenk machte mir große Freude und gerührt dankte ich meiner Mutter. Auf meine Frage, von wem sie die kostbaren Dinge erhalten habe, teilte sie mir mit, daß die Perlenschnur von ihrer Mutter stamme, die eine schöne Tirolerin gewesen sei, während sie das Medaillon von einem „hohen" Herrn, der auf der Jagd gewesen sei, erhalten habe.

Meine Mutter war verstimmt und wortkarg und es gelang mir nicht noch irgend etwas aus ihr herauszubringen. Sie ging fort und auch ich packte meine sieben Zwetschken zusammen und machte mich reisefertig. Die Tochter meines angeblichen Vaters war sehr böse und schimpfte in einem fort. Auf ihr Geheiß ging ich noch in den Stall. Als ich zurückkam, war die Tochter Eva nicht mehr da.

Eine weitere fürchterliche Enttäuschung sollte mir nicht erspart werden. Als ich nämlich unterwegs, von Neugierde geplagt, das Bündel durchstöberte, war das Halsband samt Medaillon verschwunden. Ich ging wohl zurück, mußte aber fliehen, da man mich sonst geschlagen hätte. Der angebliche Vater samt den Kindern behauptete, von nichts zu wissen. Von dieser Gegend nahm ich Abschied voll Schmerz über den Verlust, ohne Heimat, ohne Eltern in die Fremde.

IV. Fürsorge des Kaisers Franz Josef für seine uneheliche Familie.

Mein Weg ging nach Bad-Aussee und Ischl, wo ich mir gut verdiente. Nach Verlauf von fünf Jahren wollte ich meine Heimat, wenn man sie so nennen kann, wieder sehen. Doch da setzte mir das Schicksal die Krone auf.

Das Unglück schreitet schnell. Ich heiratete. Mein Mann wurde ein Trunkenbold, und was ich da zu dulden und zu leiden hatte, kann ich nicht beschreiben. Es ist genug, wenn ich sage: Meine Tränen sind versiegt, mein Herz ist versteinert und ich selbst bin zur Menschenhasserin geworden, geworden durch Menschen, die sich Verkünder der Nächstenliebe, Diener der alleinseligmachenden Kirche nennen.

Meine Kinder, deren ich fünf hatte, starben alle. Das letzte, ein hübscher Knabe von zwölf Jahren, stürzte in Moos im Passeier in Tirol in seinem Beruf als Ziegenhirt vom Felsen. Was hatte ich da noch auszustehen, was hatte ich zu leiden und was leide ich heute noch! Furchtbar! Ein zertrümmertes Frauenherz, das einst voll Liebe zur Natur, voll Liebe zur Wissenschaft, voll Mitleid mit noch ärmeren Menschen war, bewegt sich wie ein Wrack noch unter den Gestalten, die sich freuen, einst wieder so mächtig zu werden wie bis zum Jahre 1918.

Am liebsten möchte ich wohl an all das Erlebte nicht mehr denken, habe ich doch keinen Menschen, der mich tröstet, der versuchen würde, die klaffenden Wunden meiner Seele und meines Herzens zu heilen, den Schmerz mit mir zu teilen. Doch die Zeit heilt alle Wunden, sagt ein altes Sprichwort. Ein Herr gab mir den Rat, mich direkt an die Kabinettskanzlei in Wien zu wenden wegen des im Stift Admont erliegenden Geldes von fl. 200.

Bei meinem persönlichen Erscheinen in Wien wurde ich nicht vorgelassen. Se. Majestät hatte angeblich keine unversorgten Kinder. Da fragte mich zufällig ein Herr, was ich suche. Ich klagte ihm meine Not und er hieß mich mitgehen. Nach langer Wanderung kamen wir vor ein Haus mit der Aufschrift: „Deutsches Volksblatt". Da wurde ich zu einem Herrn geführt, der mich setzen und erzählen hieß. Als ich zu Ende war, sagte er: „Bei Gott, das wäre etwas für uns! Aber Sie sind nicht in unserem Wahlkreise."

Vom „Deutschen Volksblatt" wurde ich zum Herrn Abgeordneten Schoiswohl geschickt. Dieser ging, nachdem er mir zu Quartier und Essen verholfen hatte, am anderen Tag in die Hofburg und ließ sich die Spendenbücher vom Jahre 1864 aufschlagen, jedoch ohne Ergebnis. Doch hätte ich damals das gewußt, was ich heute weiß, wäre die Sache wahrscheinlich anders ausgefallen. Herr Schoiswohl als christlichsozialer Abgeordneter erreichte soviel, daß man mir 50 Kronen als Spende sandte.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Materna, Schuhmachermeister, Wien, 5., Siebenbrunnengasse 5A.
Spezialist in Schuhwarenerzeugung. Billigste Preise.

Internationaler Speditions- und Gepäcksdienst.
Fahrkartenverkauf der Donauschiffahrtsgesellschaften Expositur **THOTH & ETTINGER,**
WIEN, I., FLEISCHMARKT 20.

Empfehlenswerte Bankfirmen.

Aufnahme in dieses Verzeichnis nur in Auswahl durch die Verwaltung.

In Wien:

Allgemeine Depositenbank, 1. Bez., Schottengasse 1.

Allgemeine Industriebank, 1. Bez., Wipplingerstraße 2.

Allgemeine Verkehrsbank, 1. Bez., Wipplingerstraße 28.

Austro-Polnische Bank, 1. Bez., Singerstraße 27.

Burgenländische Zentralbank, 1. Bez., Minoritenplatz 3.

Centralbank der deutschen Sparkassen, 1. Bez., Am Hof 3—4.

Italo-Wiener Creditbank, 1. Bez., Schottenring 9.

Mercurbank, 1. Bez., Wollzeile 1—3.

Oesterreichisches Credit-Institut, 1. Bez., Seitzergasse 1—3.

Oesterreichische Vereinsbank, 1. Bez., Marc Aurel-Straße 5—7.

Schelhammer & Schattera, 1. Bez., Stephansplatz 11.

Wiener Kaufmannsbank, 1. Bez., Schwarzenbergplatz 1.

An unsere Leser!

Dieses Blatt will **die Zeitung der Leser** sein. Sie vertritt **die Wahrheit und das Recht.**

Sie vertritt auch Sie!

Unerschrocken wird sie jederzeit gegen Unrecht, Unterdrückung und Korruption kämpfen. Es liegt im Interesse eines jeden, dieses Blatt zu fördern. Sei es durch rege Mitarbeit, sei es durch Werben von Abnehmern. Da wir für alle Menschen kämpfen, ist es wohl nur recht und billig, daß wir uns auch an alle mit der Bitte wenden, uns in diesem Kampf zur Seite zu stehen!

Aber nicht nur Kampfblatt für Recht, wir wollen auch unseren Lesern gut Freund sein.

Kommen Sie zu uns, wenn Sie irgendein Anliegen, eine Klage, eine Beschwerde haben! Wir werden Ihnen helfen, wie es möglich ist. Unser juristischer und unser ärztlicher Berater stehen kostenlos allen zur Verfügung. Wir wollen die Zeitung sein, die jedem Befriedigung gibt.

Unseren ständigen Abnehmern haben wir zugestanden, Anzeigen kostenlos aufzugeben. Inserate haben, wie die Erfahrung zeigt, infolge der starken Verbreitung im „Neuen Wiener Kurier" die besten Erfolge.

Gewiß, Sie sind oft schon durch ähnliche Programme enttäuscht worden. Um Ihnen zu zeigen, daß wir unser Wort halten, bieten wir Ihnen ein ermäßigtes Probeabonnement zum Preise von noch immer **8000 K.** für ein Vierteljahr an: um Sie davon zu überzeugen, daß wir wirklich

die unabhängige, unparteiische Zeitung für alle

sein werden.

Das Abonnement kann mit jeder Nummer beginnen. Senden Sie den Betrag mittels Posterlagscheins (auf Wunsch senden wir Erlagscheine zu) oder im Brief ein! Sie nützen der guten Sache und sich selbst, wenn Sie unser Blatt fördern.

Es scheint, als ob wir einer besseren Zeit entgegengehen würden. Wir wollen das Organ dieser kommenden Tage sein; das Organ der Menschlichkeit, das Organ der Vernunft — **Ihr Organ!**

Und da Sie wohl den Wert einer starken, in sich selbst gefestigten Presse erkennen werden, sind wir sicher — **daß Sie unseren „Neuen Wiener Kurier" so fördern werden, wie er es dadurch verdient, daß er für Sie eintritt.**

Hier abtrennen.

Schriftleitung und Verwaltung „Neuer Wiener Kurier", Wien, 2. Bez., Praterstraße 50.

Ich bestelle hiemit ein vierteljährliches Probe-Abonnement Ihres „Neuen Wiener Kuriers" zum ermäßigten Preise von Kö. 8000 und habe den Betrag (mittels Postanweisung; im rekomm. Briefe) abgesendet, bzw. ersuche ich um Zusendung eines Posterlagscheines.*)

Name: _____ Adresse: _____

Beruf: _____ *) Nichtzutreffendes bitte zu streichen

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Rudolf Horak und Gustav Leitner. Verantwortl. Schriftleiter: Gustav Leitner, Druck: Erste Wiener Vereinsbuchdruckerei. Alle in Wien.

? Kauen Sie schon ?

»Mac Danol« Kaugummi (Chewing Gum)

gesetzl. geschützt und von der Staatlichen Untersuchungs-Anstalt in Wien laut Zertifikat Nr. 2464, Analyse Nr. 56, geprüft und für gut befunden.

„**Mac Danol**" behebt durch seine erfrischende eigenartige Substanz jedwede Abspannung.

Ermüdung auf dem Sportplatz ausgeschlossen.

Unentbehrlich für **Fußballer, Athletiker, Rad- und Rennfahrer, Boxer, Ringer, Touristen** und sonstige Sportsleute, sowie für jede **geistige und körperliche Arbeit.**

Erhältlich in Original-Packung (das sind 5 Kautabletten) Preis **K 5000.—** bei nachstehenden Firmen in Wien und Provinz:

I. BEZIRK.

Alte Feldapotheke, Stephansplatz.
Apotheke „zum schwarzen Bären", Graben 7.
„ „zum goldenen Adler", Kärntnerstraße 17.
„ „zum heilig. Leopold", Plankengasse 6.
Drogerie M. Wallace, Tegetthoffstraße 3.
„Opern-Drogerie", Kärntnerstraße 55.
Drogerie „zum schwarzen Adler", Wipplingerstraße 25.
„ Kargl, Köllnerhofgasse 3.
„Ha-Drogerie", Wipplingerstraße 15.
Drogerie „Zwettlhof", Wollzeile 4.
Sporthaus Stone & Blyth, Kärntnerstraße 41.
„ August Sirk, Kärntnerstraße 53.
„ Max Seemann, Annagasse 18.
„ M. Neumann, Kärntnerstraße 19.
„ „Ever-fit", Stephansplatz.
„ „Mühlhausen", Kärntnerstraße 28.
„ Wilhelm Pohl, Kärntnerstraße 39.
„ „zum Sportvater", Wipplingerstraße 20.
„ „Marfa", Wipplingerstraße 17.
„ J. Kober, Graben 14.
„ J. Springers Erben, Graben 10.
„ für Radfahrer, Schwarzkopf S., Pariserg. 2.
„ „zum Husaren", Tuchlauben 6.
Sportabteilung J. N. Reithoffer, Kärntnerstraße 42.
„ Gummi-Schwarzmantel, Rotenturmstr. 16.
Fahrzeugindustrie Skutezky, Stubenring 6.

II. BEZIRK.

Apotheke „zum guten Hirten", Praterstraße 32.
Jubiläums-Apotheke, Wittelsbachstraße 4.
Drogerie „zum Tiger", Praterstraße 40.
„ A. Goldstein, Franzensbrückenstraße 12.
„ Pollatschek, Ausstellungsstraße 29.
Sporthaus „Stadion", Franzensbrückenstraße 24.
„ Häusler & Co., Taborstraße 59.
„ M. Pollak, Taborstraße 9.
Sportmodewaren R. Lehner, Praterstraße 42.

III. BEZIRK.

Apotheke „zum St. Markus", Hauptstraße 130.
Drogerie Leiwolf & Tölk, Hauptstraße 78.
„ Ott, Ungargasse 53.
Sporthaus J. Spitzauer, Hauptstraße 4.
„ „Wienerwald", Fasangasse 32.
„ A. Berger, Marxergasse 5.
„ für Waffen, Agular, Hauptstraße 7.
„ Koczanderle & Potuznik, Hauptstraße 66.

IV. BEZIRK.

Drogerie Krenn & Gaumannmüller, Suttner-Platz.
„ „Atlantis", Margaretenstraße 22.
„ M. Sorš, Favoritenstraße 27.
Sporthaus „Favorit", Favoritenstraße 10.
„ „Semmering", Favoritenstraße 72.
„ „zum Hochtourist", Favoritenstraße 39.
„ J. Rosenzweig, Margaretenstraße 15.
Gummiwaren Peter Rogan, Margaretenstraße 44.

V. BEZIRK.

Drogerie „Siebenbrunn", Reinprechtsdorferstraße 43.
Sporthaus „zur Touristin", Reinprechtsdorferstraße 57.
„ Heinrich Ott, Kettenbrückengasse 5.

VI. BEZIRK.

Apotheke „zur Kaiserkrone", Mariahilferstraße 110.
„ „zum gold. Kreuz", Mariahilferstraße 72.
Drogerie M. Wallace, Westbahnstraße 63.
Sporthaus Wilhelm Pohl, Mariahilferstraße 5.
Sportabteilung A. Gerngroß A. G., Mariahilferstr. 38.
Gummiwerke Reithofer's Söhne, Dreihufeisengasse 7—9.
Sporthaus „Berco", Mariahilferstraße 1 a.
„ Ernst Dörfler, Gumpendorferstraße 51.
Warenvertrieb „Wohlfahrt", Liniengasse 33.

VII. BEZIRK.

Drogerie M. Wallace, Westbahnstraße 26.
„ „zur Palme", Kaiserstraße 65.
Burg-Drogerie, Burggasse 10.
Drogerie Mladinov, Mariahilferstraße 115.
„ „zum Krokodil", Westbahnstraße 23.

VII. BEZIRK.

Sporthaus A. C. Nießner, Kirchengasse 9 a.
„ Moldau, Westbahnstraße 26.
„ Alexander, Neubaugasse 15.
„ „Fortschritt", Neubaugasse 12.
„ „Westend", Mariahilferstraße 128.
„ M. Spazierer, Westbahnstraße 43.
„ Haydn, Burggasse 115.
„ Spazierer, Kaiserstraße 57.
„ Langer Mitzi, Kaiserstraße 15.
Gummihaus J. N. Schmeidler, Stiftgasse 19.
„ Büchler, Kaiserstraße 109.
Warenhaus J. Wagner, Mariahilferstraße 102.
„ Lumpe Viktor, Kirchengasse 28.
Fahrradhaus Wutte, Zieglergasse 7.
Waffen-Forgatsch, Mariahilferstraße 119.

VIII. BEZIRK.

Apotheke „zum Kaiser Josef", Alserstraße 51.
Lerchen-Drogerie, Lerchenfelderstraße 96.
Warenvertrieb, Albertgasse 19.

IX. BEZIRK.

Drogerie „zum Tiger", Alserstraße 12.
Sporthaus Lazar, Kolingasse 13.
„ „Sportdoktor", Alserstraße 19.
„ Ehrlich Paul, Kinderspitalgasse 32.
„ Prean Alois, Nordbergstraße 6.
„ Schlögl Franz, Liechtensteinstraße 81.
Gummihaus „Lefra", Währingerstraße 63.

X. BEZIRK.

Quellen-Drogerie, Quellenplatz 8.
Sporthaus Singer & Co., Favoritenstraße 79.
„ Köpf & Raffay, Favoritenstraße 90.
„ Fischmann, Quellenstraße 107.

XI. BEZIRK.

Drogerie Hasenöhrl, Simmeringer Hauptstraße 73.
„ Heinrich Eichler, Simmeringer Hauptstraße 69.

XII. BEZIRK.

Drogerie „zum roten Stern", Schönbrunnerstraße 230.
Sporthaus Wilhelm Herp, Hauptstraße 7.
„ Alois Zecha, Grünberggasse 7.
„ Friedr. Breitling, Wilhelmstraße 26.
Sportartikel Friedrich Trestr, Aichholzgasse 27.
„ Neinzling Josef, Bahnzeile 41.

XIII. BEZIRK.

Hauptdepot Löbl Berthold, Hütteldorferstraße 86.
Drogerie „St. Veit", St. Veitgasse 53.
Sporthaus Marth Fz., Linzerstraße 10.
„ Haldenwang Herm., Lainzerstraße 3—5.
„ Petz Viktor, Hauptstraße 22.

XIV. BEZIRK.

Apotheke „zur Dreifaltigkeit", Mariahilferstraße 195.
Drogerie „Sechshaus", Sechshauserstraße 4.
„ Adler, Sechshauserstraße 34.
Sporthaus J. Fellner, Felberstraße 40.
„ F. Sandgruber, Märzstraße 60.
„ Heilpern Max, Märzstraße 52.

XV. BEZIRK.

Apotheke „zur Maria v. Siege", Mariahilferstraße 154.
„ „zum Heilborn", Mariahilferstraße 133.
Sporthaus Powondra, Mariahilferstraße 174.
„ „Nimm mich mit", Neubaugürtel 1.
„ Czapek Ludwig, Pösingerstraße 33.
„ Carle Georg, Sturm XIV-Platz.
„ Heinrich Gartner, Schweglerstraße 35.
Waffen-Forgatsch, Mariahilferstraße 119.

XVI. BEZIRK.

Apotheke Dr. E. Kolda, Joh. Nep. Berger-Platz 2.
Sporthaus R. Peka, Neumayergasse 10.
„ Elich Karl, Lerchenfeldergürtel 21.
„ Gartner Georg, Hasnerstraße 6.
„ Wacha Alois, Thaliastraße 70.
„ Kutschera Karl, Wurlitzergasse 66.
„ J. C. Wagner, Ottakringerstraße 130.
„ Reiter Franz, Enenkelstraße 19.
„ Hafner Karl, Ottakringerstraße 148.
„ Goldschmied Johann, Stefanie-Platz 4.

XVII. BEZIRK.

Sporthaus J. Kallert, Blumengasse 70.
„ Ant. Scherzer, Hauptstraße 45.
„ Franz Heinrich, Kirchstettengasse 1.

XVIII. BEZIRK.

Drogerie „zum Dürrkräutler", Währingerstraße 63.
Sporthaus „zum Steirer", Währingerstraße 108.

XIX. BEZIRK.

Sporthaus Joh. Hawelka, Heiligenstädterstraße 142.
„ Leop. Gmeiner, Hauptstraße 79.
„ M. Mannsberger, Billrothstraße 20.
„ M. Grosser, Hauptstraße 65.
Büfett Hohe Warte.
„ Amateurplatz.

XX. BEZIRK.

Sporthaus Franz Zigall, Wallensteinstraße 29.
„ Schmidt Ludwig, Marchfeldstraße 7.
„ Fradinger Carl, Wallensteinstraße 58.

XXI. BEZIRK.

Apotheke „zur Mariahilf", Brünnerstraße 128.
Sporthaus Andreas Fink, Hauptstraße 38.
„ Robert Schenz, Pragerstraße 59.
„ Ch. Kutschera, Am Spitz 5.
„ Franz Mayer, Am Spitz 8.

BADEN BEI WIEN.

Drogerie M. Wallace, Pfarrgasse.
„ Sig. Ratz, Pergergasse.
Sporthaus Stary, Wassergasse 23.
„ Müller, Wassergasse 10.
„ Schick, Beethovengasse 2.

BRUCK AN DER MUR.

Hauptdepot: Drogerie Leop. A. Roesch.

GRAZ.

Hauptdepot: Rich. Schön, Storchgasse.

JUDENBURG.

Sporthaus Julius Fasching.

KLAGENFURT.

Hauptdepot: Chemisch-pharmaz. Ind.
Engel-Apotheke, Bahnhofstraße 3.

KNITTELFELD.

Drogerie Fritz Kohl.

LEOBEN.

Warenhaus Ahorner & Fischer, Krottendorferstraße 9.

LINZ A. D. DONAU.

Hauptdepot: Dom-Drogerie, Herrenstraße 24.

MÖDLING.

Sportausrüstung H. Vlach, Brühlerstraße 4.
„ J. Kaufmann, Hauptstraße 51.

MÜRZZUSCHLAG.

Sporthaus Alois Illmaier.

ST. PÖLTEN.

Warenhaus Heinrich Singer, Wienerstraße 6.

WR.-NEUSTADT.

Drogerie Mg. Ph. Sterlich, Herzog Leopoldstraße 6.
Warenhaus Perlasca & Forster, Pfarrplatz 19.
Waffenfabrik Franz Neuber & Sohn, Neunkirchenstr. 26.
Linoleum-Company, Hauptplatz 31.
Sportartikel Felix Chikocki, Hauptplatz 35.
„ A. Gutscher, Neunkirchnerstraße 2.
Warenhaus Franz Slouf, Wienerstraße 19.

TSCHECHO-SLOWAKEI.

Bratislawa: Rote-Krebs-Apotheke.
Karlsbad: Sporthaus Keitsch & Co.
Marienbad: Sporthaus Truxa.
Teplitz: Sporthaus Hesse.
Reichenberg: Sporthaus Sieber.

Wiederverkäufer erhalten wirksame Reklame und hohen Rabatt. **Muster auf Verlangen.**

In allen Städten und Orten am Kontinent werden Verkaufsstellen errichtet, welche demnächst bekanntgegeben werden.

Wo nicht erhältlich, wende man sich an die Zentrale:

»Mac Danol« Kaugummi-Vertriebs-Gesellschaft

Wien, II., Praterstraße 50. **Genau auf Adresse achten!** **Abt. VI, Telephon 45-5-34.**

V. b. b.

Neuer Wiener Kurier

1000 österr. Kronen für Wien u. Provinz

Schriftleitung und Verwaltung:
Wien, II. Praterstraße 50. — Fernruf 46.428.
Drahtanschrift: Newikur, Wien, Praterstraße 50.
Postsparkassenkonto Nr. 75.191.
Sprechstunden wochentags 17 bis 18 Uhr.

Unabhängige und unparteiische Zeitung

Anzeigen nehmen die Verwaltung und alle größeren Anzeigenbüros entgegen.

Unfrankierte Zusendungen werden nicht angenommen, unverlangt ohne Rückporto einlangende Beiträge nicht bewahrt.

Bezugspreise:

13	26	52 Nummern
12.000	24.500	50.000 österr. Kronen

Einzelnummer 1000 öst. Kr., 1500 Mk., 40 ung. Kr., 0·80 c. Kr., 1 Schweizer Frank.

II. Jahrgang. Wien, Juni 1923. Nr. 48. Seite 2

Der Kampf um Menschenrechte
Uns täglich wieder lehrt:
Wer keinen Feind besitzet,
Ist keines Freundes wert!

Felix Richter.

Ein Auswanderungsgesetz in Vorbereitung.

Bereits im März 1923 hat der „Neue Wiener Kurier" von einer Denkschrift Mitteilung gemacht, die im Namen einer Gruppe abgebauter Beamten dem Generalkommissär Dr. Zimmermann überreicht wurde, in der darauf verwiesen wurde, daß für einen großen Teil der im Zusammenhang mit den Sanierungsmaßnahmen Abgebauten nichts anderes übrig bleiben würde als auszuwandern. Einige Zeit danach erfolgten die bekannten Äußerungen des Generalkommissärs über die Notwendigkeit von Abwanderung aus Österreich in größerem, organisiertem Umfang, die vielseitig sehr ungünstige Aufnahme fanden, aber auch bewirkten, daß sich die Regierung, was längst notwendig gewesen wäre, ernster und eingehender mit dem Auswanderungsproblem zu beschäftigen begann. Ein Entwurf eines Auswanderungsgesetzes ist bereits ausgearbeitet; er wird gegenwärtig einer Neuredaktion unterzogen, wobei verschiedene, der Regierung zur Sache zugekommene Vorschläge berücksichtigt werden sollen. Unter ihnen nimmt ein vollständig ausgearbeiteter Gesetzentwurf von privater an der Auswanderung interessierter Seite die erste Stelle ein, für den seinem Verfasser vom Kanzleramt belobende Anerkennung ausgesprochen wurde. Dieser Entwurf ist kürzlich veröffentlicht worden, anscheinend im Einverständnis mit der Regierung, um die Bevölkerung gemach auf den offenbar unliebsamen Gedanken einer gesetzlich in die Wege zu leitenden Abwanderung vorzubereiten.

Der Verfasser, Rechnungsrat August Piritsch in Feldkirch, gibt nun, in der Hoffnung, daß ihm bei der Verwirklichung der großzügigeren Auswanderung die Gelegenheit nicht versagt bleibt, seine Gedanken zu betätigen, die aufklärende Vorgeschichte seines Entwurfs und eine Erläuterung hiezu.

Schon während seiner Kriegsdienstleistung in Albanien beschäftigte er sich, zuerst in Verbindung mit einem Prager Finanzkonsortium, dann im Auftrag der Heeresleitung, mit weitgreifenden Kolonisationsplänen, deren Verwirklichung im Oktober 1918 eintreten sollte, aber durch den Umsturz verhindert wurde. Nach einer ganzen Odyssee infolge der geistigen und körperlichen Überanstrengung krank heimgekehrt, drängten sich diese Pläne auf Grund der neuen Verhältnisse mit neuer Macht in den Vordergrund. Piritsch war schon anfangs 1919 der Überzeugung, der er in einem Vortrag Ausdruck verlieh, daß vielleicht nur zu bald die Abwanderung der überzähligen Volksgenossen als zwar schmerzliches, aber einziges Heilmittel erkannt werden müßte, dann aber nur im Rahmen einer großzügigen Organisation durchgeführt werden könnte.

Als durch allzu eifrige Freunde Veröffentlichungen über seine Pläne in die Presse übergingen, wurde Piritsch mit Schmäh und Schimpf überschüttet. Dennoch meldeten sich für seine Organisation, die „Ansiedlungsgesellschaft m. b. H. Montfort", Mitglieder in erfreulicher Menge. Aber schon die ersten Versammlungen zeigten die Undurchführbarkeit der Absichten. Disziplinlosigkeit, kleinliche Eifersucht und die unglaublichste Unkenntnis fremder Länder und ihrer Verhältnisse, kindisches Mißtrauen, kurz, die ganze Litanei der Fehler, die den Österreicher von jeher zum Kolonisator untauglich gemacht haben, tauchte auf und ließ erkennen, daß im Wege einer Privatorganisation eine erfolgreiche Aktion nicht möglich sei. Piritsch zog sich zurück, indem er die Schulden der Gesellschaft zahlen durfte und sich trotzdem den Vorwurf machen lassen mußte, er hätte sich auf Kosten der Mitglieder bereichert. Er gab aber deshalb seine Absichten nicht auf. „Wer da bauet an der Straßen, muß die Leute reden lassen!"

Daß an die Stelle der freiwilligen Vereinigung die staatliche Organisation, an die der selbstgewählten Führer ernannte und darum von allen Rücksichten befreite treten müßten und daß deshalb nur ein Gesetz die richtige Lösung sein konnte, war nach allen bisherigen Erfahrungen klar. Schwieriger war, die richtige Rechtsform zu finden. Ein ausgesprochen staatliches Unternehmen durfte es nicht werden, weil die Gefahr bestand, daß das Verbot der Koloniegründung, das die Friedensverträge enthalten, in den Weg geworfen würde. Darum mußte wieder auf die Selbsthilfevereinigung der zur Auswanderung Gezwungenen zurückgegriffen, aber ein Mittel gefunden werden, die Störung der Organisation unmöglich zu machen. Aus diesen Erwägungen entstand das Institut des „Emigrationsfonds", der aus dem Vermögen der Auswanderer gebildet und in ihrer Verwaltung stehend, dennoch ganz unter staatlicher Kontrolle, den Gläubigern gegenüber auch unter staatlicher Garantie, ein selbständiges Rechtssubjekt bildet, der, seinem Charakter als geschäftliches Unternehmen entsprechend, vielleicht sogar als protokollierte Firma erscheinen kann.

Die zweite Schwierigkeit lag in der Finanzierung. Wohl mußte die obligatorische Zusammenlegung des gesamten Vermögens der Emigranten eine stattliche Summe ergeben, aber die Kosten werden sich auch, in österreichischen Kronen ausgedrückt, in astronomischen Zahlen bewegen. Hier bot sich in dem in Argentinien üblichen Halbpachtverhältnis eine Lösung.

Der argentinische Halbpächter erhält von seinem „Padrone" Land, Vieh, Geräte, Saatgut, eine kleine Hütte, Rancho genannt, und Lebensmittel bis zur ersten Ernte, zahlt aber Pachtzins nicht in Geld, sondern indem er einen bestimmten Teil (32 bis 50 Prozent) der Ernte abliefert. Ein Vorkaufsrecht erlaubt ihm, bei einer richtigen Vollernte das Pachtgut ganz zu erwerben. Diese Besiedlungsmethode wird nicht bloß von privaten Gutsbesitzern, sondern auch von den zahlreichen Kolonisationsgesellschaften und der Regierung der Provinzen und des Bundes von Argentinien angewendet, weil sie die Niederlassung wenig oder gar nicht bemittelter Ansiedler ermöglicht und die Einwanderungspolitik Argentiniens auf die Verhütung von Bodenspekulation und Latifundienbildung gerichtet ist.

Warum sollte diese Methode nicht auch in größerem Maßstabe Anwendung finden? Hier mengte sich ein neuer Gedanke ein. Was die Kolonisationsgesellschaften vermochten, nämlich aus der Besiedlung ein rentables Geschäft machen, sollte das der österreichische Staat, der es viel notwendiger brauchte, nicht können? Dieses Problem machte viel Kopfzerbrechen, aber seine Lösung scheint gefunden zu sein, wenn der „Emigrationsfonds" zum Rechtssubjekt aller privatrechtlichen Verhältnisse gemacht wird, die sich aus der ganzen Aktion ergeben. Dann sind die Auswanderer nicht mehr Objekte einer großkapitalistischen Spekulation, sondern die Unternehmer einer solchen, sie spekulieren mit sich selbst.

Mit der Gründung solcher Niederlassungen darf sich das Unternehmen aber nicht zufriedengeben, es muß auf die Ausbeutung aller wirtschaftlichen Möglichkeiten bedacht sein. Dazu langen die Mittel des Fonds nicht, es muß an Erweiterung desselben gedacht werden. Das ist nicht mehr so schwer. Denn auf den großen Grundbesitz des Fonds und die wirtschaftlichen Aussichten ließe sich unschwer eine großzügige Kreditaktion aufbauen, welcher der Name „Emigrationsanleihe" gegeben werden könnte.

Die Vorteile derartiger Organisation sind darin zu sehen, daß sämtliche an der Sache interessierten Kräfte in ihren Dienst gestellt und auch finanziell daran beteiligt sind und daß alles, was sie zu behindern oder zu schädigen droht, vermieden ist; nämlich daß

1. die Aktion bei den Siegern als eine Übertretung des Verbots der Koloniegründung Anstoß erregen könnte,
2. eine weitere Belastung des Staatssäckels und
3. Ausbeutung der Auswanderer eintritt,
4. die Abgewanderten für die Heimat verlorengehen.

Dagegen wird erreicht, daß

1. die unproduktiven Ausgaben, die der Abbau in Form von Abfertigungen, Pensionen, Arbeitslosenunterstützungen erfordert, in produktive verwandelt werden,
2. die ganzen Aufwendungen bis auf minimale Beträge samt (ganz anständigen) Zinsen in die Staatskasse zurückfließen,
3. die Auswanderer nicht ungewissem Schicksal entgegengehen, sondern gleich auf vorbestimmte Örtlichkeiten und einem bestimmten Berufe zugeführt werden können, und endlich
4. die Emigranten an dem weiteren Verlaufe der Aktion stark finanziell interessiert sind, somit sich störende Bestrebungen als Schnitt ins eigene Fleisch weislich ersparen würden.

Die Rentabilität ist zweifellos. Denn die zur Rückzahlung der erhaltenen Vorschüsse eingeführte Ernteabgabe (50%) liefert bei ihrem Verkauf im Großhandel einen weit größeren Ertrag, als aus ihr in baren Summen zu zahlen ist, ganz abgesehen davon, daß die verschiedenen Unternehmungen, die der Fonds ins Leben rufen kann, bei den eigenartigen Verhältnissen der in Betracht kommenden Länder Riesengewinne abwerfen müssen, sofern — das wäre die einzige Klippe! — sie auch richtig kaufmännisch geleitet werden und nicht ein Krebsschaden der Heimat mitgeschleppt wird, der auch hier den Erfolg aller staatlichen Unternehmungen ausschließt: die Parteiwirtschaft. Drüben darf es nicht sein, daß für gut erklärt wird, was von der eigenen Partei kommt, und für schlecht, was von politischen Gegnern stammt. Drüben darf nur das angenommen werden, was objektiv gut ist, ohne Rücksicht auf die Gesinnung des Urhebers.

Außer diesen Hauptpunkten kamen noch mehr oder minder wichtige Details zur Erwägung, die, so unscheinbar sie sein mochten, doch die Vorgänger in der Auswanderungsorganisation zum Scheitern gebracht hatten. In erster Linie durfte der Plan nicht auf ein bestimmtes Ziel zugeschnitten werden, denn jede Bevorzugung eines überseeischen Staates schon vor den unerläßlichen Vorverhandlungen konnte die Eifersucht der anderen und damit ein Veto der Siegerstaaten hervorrufen. In zweiter Linie aber durfte nicht in von den eigenartigen Verhältnissen eines bestimmten Landes beeinflußte Einzelheiten eingegangen werden, wenn nicht der knappe Rahmen eines Gesetzes weit überschritten werden sollte. Österreich darf in seinem Vorschlag über die Hauptpunkte, die es allen Überseestaaten bieten könnte, nicht hinausgehen: erst wenn sich ein oder der andere dieser Staaten mit unseren Vorschlägen einverstanden erklärt, dürfte an die Eigentümlichkeiten dieses Ziels gedacht werden. Daß dies nicht beachtet wurde, ist einer der Fehler, der die bisherigen Auswanderungsaktionen zum Scheitern brachte.

Ein anderer war der Mangel an genügender Vorbereitung durch genaues Studium der agrikulturellen, industriellen, klimatischen, landschaftlichen und Verkehrsverhältnisse des zu besiedelnden Landes. Ihm ist nur durch entsprechend ausgewählte Studienkommissionen zu begegnen, weshalb dieselben in den Gesetzestext aufzunehmen waren, obwohl sie der Sache nach eigentlich in die Vollzugsvorschrift gehören.

Die erforderlichen Schutzmaßnahmen gegen Bedrängung durch feindselige Beamte, gegen Bewucherung durch fremdes Kapital, gegen Bodenspekulanten drängen sich von selber auf und fänden am besten Platz in dem Rahmen des ohnehin unvermeidlichen Staatsvertrages.

Die innere Organisation des ganzen Auswanderungsdienstes dagegen ist der Vollzugsvorschrift und den zu verfassenden Instruktionen zu überlassen, weil sie von den Eigenheiten des sich aus den Verhandlungen mit den Vertretern des Auslandes erst ergebenden Zieles abhängig sind.

Auf solchen Grundsätzen fußte der Auswanderungsgesetzentwurf, der dem Bundeskanzleramt vorgelegt und nicht gleich abgelehnt, aber auch nicht in dem noch tödlicheren Schweigen begraben wurde. Vielmehr wurde dem Verfasser in einem sehr liebenswürdigen Schreiben unter Anerkennung seiner Bemühungen mitgeteilt, daß

die Regierung nicht abgeneigt sei, die Gedanken des Entwurfs bei der endgültigen Festlegung ihres Standpunktes gegenüber der Frage zu benützen. Das heißt so viel, daß die Regierung ihre bisher zweifellos feindselige Haltung gegenüber dem Auswanderungsproblem aufgegeben und somit endlich Hoffnung besteht, daß die von den Ersparungs- und Abbaumaßnahmen Betroffenen mit ihrem letzten, schwersten Opfer, dem Verlassen der Heimat eine neue, bessere Zukunft auf eigenem Grund und Boden, in leichteren Verhältnissen mit eigenen Händen erarbeiten können und wenigstens die Zukunft ihrer Nachkommen gesichert wissen, wenn schon sie selbst nicht mehr in den Genuß der Früchte ihres Fleißes kommen.

Sollte die Regierung aus dem Ergebnis der Völkerbundanleihe 5 bis 10 Millionen Dollar zur Anlage der Niederlassungen verwenden können, was eine der besten Investitionen wäre, die man sich denken kann, so könnte schon im nächsten Frühling an die Besiedlung der ersten Dörfer geschritten werden und der Abbau verlöre viele Schrecken. Aber noch sind zu fürchten die österreichische Langsamkeit in der Ausführung eines einmal als notwendig erkannten Entschlusses, das ewige Schwanken, das Paktieren mit den Parteien und dann, wenn die beste Zeit versäumt ist, die überstürzende Hast, das unüberlegte Handeln, durch welche die besten Absichten in der Durchführung wieder in das gerade Gegenteil verkehrt werden. Trotzdem ist zu hoffen, daß nun endlich die Auswanderungsbewegung in gesunde Bahnen lenken und zur Gesundung Österreichs beitragen wird.

Wirtschaft.

Von Berthold Hönig.

Preise und Löhne erhalten die volkswirtschaftliche Bedeutung durch ihr Verhältnis zueinander; für beide ist die Valuta eine Voraussetzung. Absolut gut ist die Valuta jenes Staates, welcher keine unproduktiven Ausgaben macht und nicht mehr ausgibt, als er einnimmt.

Eine gute Valuta, ein richtiges Verhältnis zwischen den Preisen und dem Einkommen und eine „gute Konjunktur," welche rasch wieder vorübergeht. Zur Stabilisierung ist die Verbilligung der Warengüter durch Ersparnis an Kraft und Stoff erforderlich und nicht durch Verringerung der Arbeitslöhne. Die Steigerung der Gütererzeugung dokumentiert eine gute Geschäftskonjunktur, sie ist jedoch nicht Entstehungsursache derselben.

Weiters ist der Aufschwung der geistigen Kultur erforderlich Die geistige Kultur erfordert zu ihrem Aufstig die Erziehung zu Ausdauer und Fleiß und zur Gerechtigkeit und Güte; sie erfordert geistig ideelle Warheitsideen und ihre Verbreitung. Der Mensch muß wissen, daß es höhere Wesen als er nicht gibt; daß er nur auf sich selbst, auf seine Fähigkeit nnd Kräfte im Universum angewiesen ist und daß er für alle Folgen aus seinem Tun und Lassen selbst die Verantwortung tragen muß. Die Kultur des Geistes bewirkt geistige Freiheit, Selbständigkeit und Unabhängigkeit; sie schließt die gedankenlose Anlehnung an fremdes Urteil und die ungeprüfte Anerkennung falscher Autoritäten aus.

Mrnschen von diesem geistigen Aussehen werden politisch reif sein. Sie werden auch nicht Kinder in die Welt setzen, wenn die Voraussetzangen für deren körperliches und geistiges Gedeihen nicht gegeben sind. Die Höhe der Löhne wird dann von der Bevölkerungszunahme unabhängig sein. Die Stabilisierung des guten politischen und wirtschaftlichen Zustandes wird Wirklichkeit werden. —

Der satisfaktionsunfähige Duellant.

Durch eine Mitteilung in dem Schwindel- und Erpresserblatt „Die Stunde" erfuhr eine staunende Mitwelt, daß sich einem Gerücht zufolge der Herausgeber des Blattes Emmerich

Bekessy — duelliert

haben soll. Die Mitteilung war in die Form einer Bestreitung gekleidet, was gerade den Verdacht nahelegte, daß es sich nur darum handelte, den berüchtigten journalistischen Freibeuter, nachdem ihm der Glanz erpreßter und erschwindelter Milliarden bereits den Schein der Gesellschaftsfähigkeit verliehen hat, mit dem Strahlenkranz des Heldenmuts als unadeligen Ehrenmann zu bekräftigen. Ein so überflüssiges wie vergebliches Bemühen!

Angeblich soll das Gerücht, der Zeitungsherausgeber habe sich „ritterlich geschlagen", von seinen Gegnern verbreitet worden sein. Entbehrt die Behauptung jeden Sinns, daß „Gegner" auf solche Art gerade zu Ruf und Ruhm des Abgelehnten beitragen, so erscheint umso unwahrscheinlicher und überflüssiger, daß sich der so wider Wissen und Willen Erhöhte dagegen wehre. Nach allem, was man von diesem Bekessy — und es ist mehr als genug — weiß, hat die Annahme viel für sich, daß er selbst das Duellmärchen aufgebracht hat, um diese Nachricht sodann in seinem Blatte als böswillige Erfindung seiner Feinde hinzustellen, bei denen der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen wäre.

Völlig lächerlich erscheint diese Zweikampfgeschichte schon durch eine einfache Überlegung. Wollte man nämlich selbst davon absehen, die Fähigkeit dieses Menschen, der offenbar die

Idealfigur eines Hochstaplers

nachzuahmen versucht, „ritterliche Genugtuung" geben zu können (um im Sinne und in der Tonart derjenigen zu sprechen, welche noch notwendig finden, solche veraltete Präservative über das zarte Instrument ihrer „Ehre" zu ziehen), anzuzweifeln, so klingt doch gänzlich unglaubwürdig, daß er, der unsere die Ehre, die mehr ist als die eingebildete eingebildeter Lassen, nämlich die Berufsehre eines in der Öffentlichkeit Tätigen gewiß nicht unberührt lassenden Angriffe auf seine Person, die Nachweise seiner unsauberen Betriebsführung ruhig eingesteckt hat, nach einer pikanten Vorgeschichte und einem lustigen Nachspiel

mit einem ehemaligen Angestellten in Steinamanger

einen Zweikampf gehabt habe.

Eingeweihte unterhielten sich also königlich über dieses Dementi und ganz gut Unterrichtete wollen schon wissen, daß die „Stunde" demnächst ihren Lesern weitere ähnliche Enthüllungen aus dem Privatleben ihres Herausgebers in der so neckischen Form von Berichtigungen vorsetzen werde, etwa folgendermaßen: „Es ist unrichtig, daß Herr Bekessy ein Automobil besitzt. Richtig ist vielmehr, daß er zwei Automobile sein eigen nennt."

In der Verbrecherzunft gibt es nur eine Beleidigung, die Blut zur Sühne fordert: wenn ein Genosse den anderen bestiehlt. Das böte vielleicht Anlaß, die Duellaffäre von einem neuen Gesichtspunkt aus zu betrachten. Denn auch bei Bekessy wird sein — man weiß, wie — erraffles Geld der einzige wunde Punkt sein, wo er in der Ehre zu treffen wäre. Hat vielleicht jener sagenhafte Angestellte in den Jagdgründen seines Chefs gewildert und ihn dadurch so schwer gekränkt, daß er sich ihm vor die Waffe stellen mußte?

Aber auch in einem solchen Falle wäre schwer zu glauben, Bekessy brächte dazu genug Mut auf. Nicht etwa deswegen, weil zu mutmaßen wäre, er vermöchte nicht zu vergessen, daß so ein Revolver auch einmal nach rückwärts losgehen kann; wer wie er mit Revolvern zu hantieren versteht, weiß sich auch mit unverhofften unangenehmen Zwischenfällen abzufinden. Aber durchaus glaublich und verständlich ist, daß ein sogenannter „ritterlicher Zweikampf", bei dem Bekessy eine tätige Rolle spielt, ob nun tatsächlich stattgehabt, ob nur durch die geschwätzige Fama erfunden, ihm selber als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen mag, und wenn die Berichtigung Ausdruck seines Erstaunens darüber, daß er als Mann von Ehre, bereit und fähig, diese sogar mit der Waffe zu verteidigen, gelten könnte, so ist ihr Berechtigung nicht abzusprechen. Denn

Emmerich (Imre) Bekessy ist tatsächlich satisfaktionsunfähig.

Wenn wir uns schon in der antiquierten Sprache des Ehrenkoder der alten Offizierskaste ausdrücken und, worauf Bekessy, der vergangene Kommunist, der sich in seinem täglichen Schwindelblatt nicht nur als fortschrittlich denkender Zeitungsherausgeber, sondern als sozialistischen Gedankengängen keineswegs abholder, als „sozialistelnder" Journalist drapiert, neuerdings Wert zu legen scheint, in den lächerlichen Formen des Komments, der das Merkmal der Ehrenhaftigkeit nicht nach sittlichen Grundsätzen, sondern nach völlig unwesentlichen, kindischen Äußerlichkeiten zuerkennt, bewegen sollen, müssen wir alle, die darauf Wert legen, nur in einer Gesellschaft zu verkehren, deren Mitglieder fähig sind, für ihre Sonderehre regelrecht einzutreten, und die in Betätigung solcher Fähigkeiten den Beweis des Ehrenmannes erblicken, ernstlich vor dem Umgang mit Emmerich Bekessy warnen. Besagte Fähigkeit ist ihm nämlich in aller Form Rechtens aberkannt.

1917 war Emmerich (Imre) Bekessy Freiwilliger des Budapester Feldhaubitzregiments Nr. 4 und besuchte dessen Offiziersschule. Er lieh von Kameraden unterschiedlich Geld und begegnete Rückforderungen mit Ableugnung des Schuldverhältnisses und der verleumderischen Behauptung, man wolle von ihm Geld erpressen. Eine Offiziersversammlung unter Vorsitz des Majors Simon beschäftigte sich schließlich mit den Vorfällen und kam zu dem Schluß, Bekessy die Fähigkeit zur

Erlangung der Offizierscharge abzuerkennen,

womit gleichzeitig im Disziplinarweg Verlust der Berechtigung, das sogenannte Intelligenzabzeichen zu tragen, verbunden wurde. Vor drohenden noch schlimmeren Folgen seiner nicht nur nach den Ehrenregeln einer grundlos, aber tatsächlich bevorrechtet gewesenen Kaste verwerflichen Handlungsweise suchte sich Bekessy durch Vortäuschung von Geistesgestörtheit zu bewahren, indem er in Budapest auf offenem Korso in Uniform, aber mit Zivilkopfbedeckung einherspazierte. In Budapest, besonders in den dortigen Militärkreisen war diese Geschichte von Bekessy bis zum Umsturz allgemein geläufig und in den hiefür überhaupt in Betracht kommenden Kreisen Ungarns, wo der Ehrenfirlefanz noch ernster genommen wird als sonst in der Welt, wird es auch heute noch kaum jemanden geben, der es mit den geltenden Anschauungen von Ehrenhaftigkeit für vereinbarlich halten würde, mit einem Bekessy zum Duell anzutreten und nicht vielmehr zur Austragung von etwaigen Ehrenhändeln mit seinesgleichen statt Säbel oder Pistole

die Hundspeitsche ausreichend und geeignet

zu halten. Wie man überhaupt in seiner Heimat die Beschaffenheit dieses Zeitungsherausgebers viel treffender einschätzt als hier in Wien, so daß er dort, auch wenn ihm nicht der noch immer gültige Steckbrief nach ihm öffentliches Auftreten verwehrte, niemals auch nur zu der Beachtung, von Achtung natürlich nicht zu reden, hätte gelangen können, die ihm hier zuteil

England
Frankreich
Italien
die
Tschecho-Slowakische
Republik
Belgien
Dänemark
Schweden

garantieren

die

Völkerbund-Anleihe

und haben zur Bedeckung dieser Garantie Schuldscheine bei der Schweizer Nationalbank hinterlegt.

201

wird, weil er es zufällig verstanden hat, ein paar Millionen zu erräubern und sie mit Taschendiebsgeschicklichkeit im Handumdrehen zu vervielfältigen. Aber hier findet ja alles Abenteurerpack goldenen Boden und es ist die Schande Wiens, vor dem Götzen Erfolg auf dem Bauch zu liegen, wenn er sich auch in noch so widerlicher Gestalt offenbart.

Schonung der Schieber — heute wie je!

Im Sommer 1921 wurde die Öffentlichkeit durch einige Fälle unerhörter Milde der Behörden gegen erwischte Schieber erregt. Man hatte sie nicht nur mit geringfügigen Strafen davonkommen lassen, sondern ihnen auch noch die Werte, bei deren Schleichhandel oder Schmuggel sie betreten und die beschlagnahmt worden waren, zum Teil rückerstattet. Das Finanzministerium wurde damals in der Presse und durch Anfragen im Nationalrat zur Rede gestellt. Es verantwortete aber das auffällige Vorgehen dahin, daß alle beanstandeten Fälle bei eingehender Untersuchung vollkommen einwandfreie Gesetzmäßigkeit ergeben hätten und es im übrigen vermute, „daß es sich hiebei nicht um den Hilferuf eines für die Wahrung öffentlicher Interessen eintretenden Patrioten, sondern um die Verfolgung materieller Interessen von Persönlichkeiten handelt, welche Belohnungsansprüche auf die einfließenden Gefällsstrafgelder haben und durch eine Herabsetzung der Strafbeträge eine Verkürzung ihrer prozentuellen Anteile befürchten."

Die Bekanntgabe der Namen der erwischten Schieber, die verlangt wurde, wies das Ministerium ab, weil „nach dem geltenden Gefällsstrafrecht die Bekanntgabe des Namens eines Beschuldigten nur im Fall einer Verurteilung und auch da nur unter bestimmten Voraussetzungen zulässig ist" und aus diesem Grunde die Finanzverwaltung auf Einzelheiten von Gefällsstrafverhandlungen nicht eingehen könne.

Dazu schrieb damals die „Arbeiter-Zeitung":

„Das ist leeres Gerede. Da das Gesetz die Höhe der Beschlagnahme dem Ermessen der Verwaltung überweist, so wäre schließlich auch eine ganze Rückgabe „gesetzmäßig". Gesetzmäßig ist auch die Ablassung vom gerichtlichen Verfahren; aber daß sie das Finanzministerium genehmigt hat, begründet noch lange nicht, daß sie „einwandfrei" war; eben gegen diese Milde wird Einwand erhoben."

„Weil die Behörde nicht das Recht habe, den Namen eines Beschuldigten zu „veröffentlichen", müsse sie es sich versagen, „auf die Einzelheiten der Fälle einzugehen"! Eine wahrhaft alberne Ausrede!

„Im übrigen wird uns das Finanzministerium nicht täuschen: es „vermutet" nicht etwa bloß, daß die Enthüllungen auch von Leuten ausgehen, die Ergreiferprämien beanspruchen, sondern scheint es zu wissen; es vergißt aber dann, daß dadurch die mitgeteilten Tatsachen als authentische erscheinen, denen gegenüber sein Ableugnen eben versagt."

Da das Gesetz Ergreiferprämien zuläßt, so ist nicht einzusehen, warum sich das Finanzministerium über die Belohnungsansprüche lustig macht.

Endlich wird die Schonung der Valutaschieber in den Erklärungen des Finanzministeriums geradezu grundsätzlich verfochten. „Schonung für die Lumpen, die den Staat betrügen und an dem Tiefstand der Krone ihren „redlichen" Anteil haben. Ganz gewiß, die Milde, die ihnen das Finanzministerium entgegenbringt, wird sie rühren und es herbeiführen, daß sie in sich gehen und ihre Praktiken aufgeben!"

Zwei Jahre sind seitdem vergangen, aber ganz genau dieselben Erscheinungen machen sich auch heute wieder bemerklich. Waren es damals unangemessene Verfügungen der Beamtenschaft, auf welche die öffentliche Meinung die Unwillen erregende Schonung von Verbrechern am Gemeinwohl zurückzuführen zu müssen glaubte, so ist es heute die geradezu verbrecherische Stellungnahme eines gewissen Teils der öffentlichen Meinung selbst und sind es gewisse unzukömmliche außeramtliche Einflüsse, so korrupt wie stark, welche der Schieberei, dem Betrug am Staat von oben her Schutz und Schonung zu verschaffen wissen. Damals war der für die staatsgefährliche und volksfeindliche Patronanz verantwortliche Minister Grimm, der vorherige und nachherige Sektionschef der Großbanken, dem seine engen Beziehungen zur Hochfinanz, heute ist es Kienböck, der christlichsoziale Rechtsanwalt, dem die Bedürfnisse seiner Partei wie seiner Kanzlei das wünschenswerte Auftreten gegen die Einflüsse der Korruption versagen. Geändert hat sich im Haus Österreich noch immer nichts.

Empfehlenswerte Bankfirmen.

Aufnahme in dieses Verzeichnis nur in Auswahl durch die Verwaltung.

In Wien:

Allgemeine Depositenbank, 1. Bez., Schottengasse 1.

Allgemeine Industriebank, 1. Bez., Wipplingerstraße 2.

Allgemeine Verkehrsbank, 1. Bez., Wipplingerstraße 28.

Centralbank der deutschen Sparkassen, 1. Bez., Am Hof 3—4.

Mercurbank, 1. Bez., Wollzeile 1—3.

Nationale Bank- u. Wechselstuben-A.-G., 9. Bez. Kolingasse 19.

Aus der Werkstatt eines Schiebers.

Ablieferungspflichtige Munition verkauft. — Der ewig Gepfändete. — Die berühmte Liste. — Die treue Sekretärin.

Nach den bisher*) geschilderten Waffenlieferungsgeschäften Julius Brücks verbleibt nun nur noch das nach

Jugoslawien.

Nachdem die polnische Regierung auf das dringende Offert der Brückschen Verlassenschaft, die 75.000 Schuß 7·5-cm-Geschosse betreffend, von dem letzthin berichtet wurde, nicht mit der ersehnten Eilfertigkeit einging, weil die Verlassenschaftsverwalter diese noch vorhandene Munition möglichst rasch verkaufen und den Erlös dem Zugriff der Steuerbehörde entziehen wollten, wurde dieselbe Munition:

*) Siehe Nummern 39, 43, 45, 46 „Neuer Wiener Kurier"!

Familien-Café **Dänemark** II. Praterstraße 48
Kapellmeister
Max Geisler
ehem. Inf.-Reg. 4 als
Meister auf der Harfe
Künstlertrio Skutezky 208

75.000	Stück	7·5 cm	Granaten und Schrapnells
2.500	„	15 „	Kartuschenhülsen
1.200	„	15 „	Autohaubitzgranaten samt Kartuschen
2.750	„	15 „	Granaten
200	„	30·5 „	„

durch Vermittlung der Firma Julius Vignati, IV. Mayerhofgasse 2a, an die jugoslawische Regierung verkauft zum Preise von 700.000 Dinaren. Man beachte hiebei den Preisunterschied zwischen dem ersten und zweiten Anbot!

Wie die Verlassenschaft Brück behauptet, hat der Oberste Rat in Paris über Intervention der Tschechen, welche erklärt haben sollen, daß sie ein Pfandrecht auf diese Munition besäßen, was jedoch nie der Fall war, indem diese Munition Eigentum des Brück war und er der Generaldirektion der staatlichen Industriewerke darauf noch einen Betrag von etwa K. 25,000.000 schuldete, die Erlaubnis zur Ausfuhr nach Jugoslawien erteilt. Das ist aber offenbar ein Schwindel.

Merkwürdig dabei bleibt nämlich, daß die Italiener, die doch bekanntlich auch im Obersten Rat vertreten sind, ihre Einwilligung dazu gegeben haben sollten, daß ablieferungspflichtige Munition aus Österreich nach Jugoslawien exportiert wurde, notabene zu einer Zeit, wo die Streitigkeiten wegen Fiume noch sehr aktuell waren.

Die 700.000 Dinare sind natürlich dank der Gefälligkeit der Freunde der Verlassenschaft Brück nicht dem bankrotten österreichischen Staat, sondern der Firma Brück zugute gekommen. Man sieht, die Verlassenschaftsvertreter haben es mit anerkennenswerter Anpassungsfähigkeit an die Grundsätze des verstorbenen Großschiebers, der bekanntlich stets sein ganzes Besitztum bis auf das letzte Bildchen seiner 800 Stücke umfassenden Kunstgalerie „verpfändet" hatte, um es der Besteuerung zu entziehen, verstanden, sich gleichfalls „Steuerfreiheit" zu verschaffen.

Ehe wir nun auf das Salvarsangeschäft Brücks eingehen, dem wir noch eine Betrachtung schuldig sind, wollen wir noch einige Worte der berühmten Bestechungsliste widmen, welche aus den Monats-Notizbücheln zusammengestellt wurde und sowohl im hiesigen Prozeß Dr. Hornik—Dr. Oppenheim als auch in dem kürzlich stattgehabten Prozeß vor dem Prager Divisionsgericht gegen die tschechischen Offiziere Major Neander und Hauptmann Beran eine Rolle spielte, denn sie bezieht sich ausschließlich auf die Waffenlieferungen, die eben ohne umfangreiche Bestechungen nicht möglich gewesen wären.

Dieser Liste gegenüber scheinen sich die Gerichts- und Steuerbehörden in einem bewußten Irrtum zu gefallen. Die Eintragungen in diese Büchel, so wurde behauptet, seien alle von Brück selbst vorgenommen worden. Da man nun einen Verstorbenen nicht vor Gericht zitieren und befragen könne, wen er mit den bewußten Abkürzungen, wie M. N. Herr Beer, Inspektor Gold, Sekretär B., Frau v. S., gemeint habe, so sei eben die ganze sogenannte Bestechungsliste „hinfällig".

Ungemein praktisch! Leider sind aber diese Eintragungen zum größten Teil gar nicht von Brück selbst vorgenommen worden, wie sich bei einem Vergleich mit noch vorhandenen Schriftstücken von ihm und den Eintragungen in den Monatsbücheln leicht feststellen ließe. Brück hat wohl hie und da selbst Notizen darin gemacht, doch stammen die meisten dieser Aufzeichnungen von seiner treuen Sekretärin Marianne M., wenn diese auch seinerzeit zu Protokoll gab, daß Brück die Aufzeichnungen in den Bücheln geführt habe und nicht sie. Merkwürdigerweise haben sowohl die hiesigen Gerichtsbehörden als auch das Prager Divisionsgericht dieser Aussage unbedingten Glauben geschenkt, ohne auch nur einen Versuch zu machen, dieselbe durch Schriftenvergleich auf ihre Wahrhaftigkeit zu prüfen. Es scheint fast, als ob diese Aussage beiden Behörden sehr willkommen gewesen wäre . . .

(Ein Schlußaufsatz folgt.)

Nationale Bank- und Wechselstuben-A.-G. In der am 13. Juni l. J. unter Vorsitz des Präsidenten Josef Thun und Hohenstein abgehaltenen Generalversammlung wurde der Geschäftsbericht für das abgelaufene Geschäftsjahr (1. Jänner bis 31. Dezember 1922) einstimmig genehmigt. Es wurde beschlossen, eine Dividende von 50 Prozent zu verteilen. Der Coupon per 200 K. gelangt an der Kasse des Instituts, 9. Bez., Kolingasse 19, zur Auszahlung. (Entgeltlich.)

Wiener Lombard- und Escompte-Bank. Der Verwaltungsrat hat die Bilanz pro 1922, die einen Reingewinn inklusive Vortrag von 2.447,754.479 K. gegen 224,272.254 K. im Vorjahr ergibt, genehmigt. Es wurde beschlossen, der für den 27. Juni 1923 einberufenen Generalversammlung den Antrag zu stellen, einen Betrag von 1½ Milliarden Kronen zur Verteilung einer 375prozentigen Dividende auf Nom. 200 K. gleich 750 K. (gegenüber einer Dividende von 75 K. gleich 37·5 Prozent im Vorjahre) zu verwenden, ferner einem Reservefonds zur Gründung eines Pensionsfonds, bezw. eines Fonds zur Gewährung von Ruhegenußbeträgen an Angestellte des Instituts 400 Millionen Kronen tantiemenfrei zuzuwenden, den allgemeinen Reservefonds durch Zuweisung von 337,135.000 K. auf die statutenmäßige Maximalhöhe von 50 Prozent des Aktienkapitals zu bringen und den nach Bestreitung der statutenmäßigen Tantiemen im Betrage von 188,349.877 K. verbleibenden Rest von 22,269.601 K. auf neue Rechnung vorzutragen, Auf die Tagesordnung der Generalversammlung wird auch ein Antrag auf Erhöhung des Aktienkapitals von 800 auf 1200 Millionen Kronen gestellt werden. (Entgeltlich.)

Brücks „Dicker".

In der letzten Fortsetzung unserer fortlaufenden Veröffentlichung über die Geschäfte des Schiebers Julius Brück, die wir als typisch für die Nachkriegsbeutemacherei so genau geben, war auch des Herrn Bösbauer, des Kommerzialrats, Herausgebers der „Neuen Zeitung" und Präsidenten der Vereinigung der Wiener Tageszeitungen, Erwähnung getan. („N. W. K." Nr. 46) Mehrmals war schon auf ihn als einen Helfer Brücks bei seinen dunklen Schiebungen hingewiesen worden.

Im jüngst stattgehabten Prozeß Dr. Hornik—Dr. Oppenheim wurden viele geheimniswolle Provisionennehmer erörtert, welche in Aufzeichnungen Brücks mit an sie erflossenen Beträgen erscheinen. Auch in dem Prager Prozeß gegen die Offiziere der tschechischen Armee, die sich als ehemalige Mitglieder der tschechischen Militäreinkaufskommission in Wien unlauterer Handlungen verdächtig machten, spielten diese Aufzeichnungen eine Rolle. Unter den darin verewigten Personen fand die eines nur mit „der Dicke" bezeichneten, offenbar sehr guten Bekannten Brücks in erhöhtem Maß Aufmerksamkeit. Denn die Mitwelt, bös, wie sie ist, glaubte Grund zur Annahme zu haben, daß Bezeichnung wie Verewigung eben auf den Herrn Präsidenten Bösbauer prächtig passe. Er hat sich dagegen sogleich nachdrücklich gewehrt und der Öffentlichkeit selbst sehr eifrig eine Erklärung seiner — nicht zu leugnenden, aber nach dieser Darstellung äußerst harmlosen — Beziehungen zu Julius Brück vorgesetzt. Wo? In der „Stunde"! Das ist schon kennzeichnend, daß sich der Herr Bösbauer, der weder bestreitet dick zu sein noch Brück gekannt zu haben, just das Schwindelblatt für seine harmlosen Erklärungen ausgesucht hat. Sie hätten gar nirgends besser hingepaßt.

An der Bösbauerschen Selbstverteidigung war schon verdächtig, daß sie auch Angaben über Entwicklung Brückscher Geschäfte, sogar bis in die allerletzte Zeit hinein, enthielt, die nur intim Eingeweihten zugänglich sein konnten, so daß die Frage nicht unberechtigt, woher denn der Herr Kommerzialrat solche von allen beteiligten Seiten stets als streng vertraulich gehüteten Einzelheiten weiß, wenn er Vertrautheit mit Brückscher Schieberei ablehnt. Aber sie ist noch viel merkwürdiger.

Bösbauer will Brück ausschließlich und allein durch ein Anbot des letzteren kennen, die von ihm erworbene Welser Papierfabrik dem Mürztaler Papierkonzern, dessen Geschäftsführer Bösbauer ist, anzugliedern, ein Anbot, das auf Vorschlag Bösbauers abgelehnt wurde. „Das war das Ganze", behauptet der Kommerzialrat Bösbauer, „was ich mit Herrn Brück zu besprechen hatte, denn schon kurze Zeit nach der Ablehnung seines Papierfabriksangebots erlag der Mann plötzlich einem Herzschlag."

Nun wissen wir aber zufällig nicht bloß, daß kurze Zeit vor dem plötzlichen Tod Brücks Bösbauer sehr häufig bei ihm zu Besuch war und zwar nicht während der Stunde, zu welcher Brück allgemein und offiziell zu empfangen, sondern in der Zeit, die er ausschließlich für gute Freunde vorzubehalten pflegte; daran müßte noch nichts auffallen, sie könnten miteinander auch tarokiert haben und Herr Bösbauer bestreitet auch gar nicht, den Schieber des öfteren gesehen, gesprochen, aufgesucht zu haben, obwohl dazu wenig Anlaß scheint, wenn es sich nur um das „Papierfabriksangebot" gehandelt hat, das obendrein von vornherein abgelehnt werden sollte. Allein es ist uns außerdem auch noch so zuverlässig bekannt, daß wir es unter Beweis stellen können, daß kurz vor seinem plötzlichen Tod Brück einmal während einer stundenlangen Unterredung mit Bösbauer in seinem Privatzimmer seinem Bureaupersonal Auftrag gab,

telephonisch den Minister Heinl aufzurufen, und zwar an dessen Geheimnummer.

Die Telephonzentrale wollte mit dieser Nummer, weil sie geheimzuhalten war, die Verbindung vorerst gar nicht herstellen, was man Brück meldete, der sich, darüber ärgerlich, selbst an den Apparat begab und die Verbindung bewirkte, nachdem er Bösbauer gefragt hatte:

„Kommt der Minister selbst ans Telephon?"

Und nun taucht die Frage auf, deren Beantwortung sich der Herr Präsident schon angelegen sein lassen sollte,

was denn der Minister Heinl bei der Angliederung einer kleinen Papierfabrik an einen Konzern zu tun gehabt hat, um die es sich bei den Besprechungen Bösbauers mit Brück angeblich allein handelte — „Das war das Ganze" — und die sogleich abgelehnt wurde.

Dahingegen war der damalige Minister Heinl, der Parteigenosse und auch persönliche gute Freund des Herausgebers der „Neuen Zeitung", Herr über das Ressort, das Handelsamt, das die, wie die Leser aus unseren Veröffentlichungen darüber bereits wissen, für die Waffenschiebungen Brücks so wichtigen Ausfuhrbewilligungen zu erteilen hatte.

Oesterreichische Kommerz- und Diskonto-Bank Zentrale: Wien, I. Wipplingerstraße 24—26
Telephone Nr. 12358, 12367, 13300, 17408, 18216 Telegrammadresse: Kommerzdiskont
Wechselstuben: II. Lilienbrunng. 2 gegenüber Dianabad Tel. 48448, 49388
I. Kärntnerring 15 Telephone Nr. 8856, 1163
Expositur Inzersdorf Triesterstraße
Filiale Graz Ecke Schmidgasse-Radetzkystraße

Vielleicht ist das Urteil der Vereinigung der Tageszeitungen über ihren Präsidenten — Herr Bösbauer hat gegen sich selbst eine Untersuchung „angestrebt" — das schon als feststehend angekündigt wurde, ehe es noch gefällt war, doch noch nicht so ganz abgeschlossen . . .

Reis aus Habsburgs Stamm.

Aus den Erinnerungen einer unehelichen Tochter des Kaisers Franz Josef I.

(Fortsetzung.)

Doch gab ich den Kampf um das natürliche Menschenrecht nicht auf. Noch lebe ich und mein Geist ist klar.

Am 22. Mai 1917 sprach ich in der Kabinettskanzlei beim Grafen Hofrat v. Lewicky in Wien vor. Dieser schien meinen Angaben keinen Glauben schenken zu wollen, hielt mich wahrscheinlich für eine Betrügerin oder für eine Verrückte. Dann aber sagte er, daß er wohl wisse, daß weiland Se. Majestät unlegitime Kinder habe, welche aber fürstlich versorgt seien.

Gewiß! Für eine Hofschauspielerin Schratt war immer Geld genug vorhanden; auch für andere Komödiantinnen. Aber meine Mutter war ein armes Mädchen, einfältig und verzagt. —

Man versprach mir, etwas für mich zu tun. Nach drei Monaten sandte man mir sage und schreibe: vierzig Kronen.

VII. Die erlauchte Familie.

Hofrat Lewicky sagte, es müßten die am Leben befindlichen Mitglieder des Kaiserhauses für mich sorgen, ganz besonders die Erzherzogin Marie Valerie. Auf eine Bitte an die Gräfin von Meran und an den Majoratsherrn von Wallsee erhielt ich je 100 Kronen.

Da ich wiederholt nach Wallsee schrieb, kam im August 1918 zu mir ein Geheimpolizist. Der sah, wie elend und krank ich war. Nachdem er mich um verschiedene Dinge gefragt, ging er fort und alles blieb beim Alten.

Wieder schien die Sache ins Rollen zu kommen, als Abgeordneter Michael Schoiswohl versprach, sich der Sache anzunehmen und alles der Erzherzogin Valerie vorzulegen. Aber bis heute ist auch diese Hoffnung trügerisch geblieben.

Mit Schoiswohl hatte ich wegen der Sache durch Jahre Verbindung und war mit ihm in Korrespondenz. Er hat sich zeitweise ernstlich bemüht, zum Schluß verlief aber doch alles wieder im Sand. Darüber geben am besten die Briefe des Abgeordneten Auskunft, aus denen ich einige bezeichnende Stellen, die auch in anderer Hinsicht vielfach interessant erscheinen werden, hersetzen will.

VII. Briefe des Abgeordneten Michael Schoiswohl an die arme Kaisertochter.

Gußwerk, am 3. Juli 1918.

Geehrte Frau Wadsak!

Anbei sende ich Ihnen Ihre mir persönlich übergebene Lebensgeschichte mit dem Bemerken retour, daß Sie selbe noch einmal schreiben müssen, wo Sie das, was ich geändert habe, einfügen und das durchgestrichene auszulassen haben, denn die jetzige solche ist zum Vorlegen nicht geeignet.

Sie müssen in Ihrer Geschichte den Namen des alten Jägers, der Ihre Zeugung beinahe gesehen hat, anführen!

Ich habe für Sie bereits Schritte eingeleitet, aber es wird einige Zeit vergehen, bis ich etwas Ernstliches werde berichten können.

Mit der Gräfin v. M. wird es nicht gehen, weil die Verbindungen mit „oben" zufällig nicht die allerbesten sein sollen.

Die Denkschrift bitte mir ziemlich bald zu senden.

Ihr hilfsbereiter

Schoiswohl.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Förderung der Jüngsten.

Mehr als je ist es nach den Zerrüttungen des Krieges, welcher die unter den Anzeichen des nahenden Sturms mühsam genug behauptete Kultur der älteren Generation zertrampelte, der mittleren das Unterpfand bewußten Menschentums stahl, notwendig, den über die Öde und Enge des Erwerbslebens hinausgehenden Bestrebungen der Jüngsten des Zeitalters Beachtung zu widmen. Der „Neue Wiener Kurier", der sich für gewöhnlich von dem üblichen Getue Beckmesserschen Kunstrichtertums fernhält, öffnet seine Spalten gern der Besprechung jugendlicher Begabungen, die sonst keine Heimstätte findet, besonders dann, wenn er, getreu seinem stets hochgehaltenen Programm, aus dem Leserkreis hiezu Anregung empfängt.

*

Einiges über den jungen Komponisten Jenö Takács. Jenö Tallács, erst 21 Jahre alt, in dem westungarischen Cziufalva, im jetzigen Burgenland geboren, absolvierte die Mittelschule in Sopron, wo er den ersten Klavierunterricht bekam. Das rege Musikleben wirkte auf ihn sehr ein. Er zeichnete sich bald als Pianist aus, seine Leistungen vor der Öffentlichkeit erregten allgemeines Interesse. In diese Zeit fallen auch seine ersten Versuche auf dem Gebiet der Komposition. Starken Antrieb zum Schaffen gab ihm die Freundschaft des bekannten ungarischen Pianisten Jenö Mohr, der das frühzeitig gereifte Talent des jungen Musikers erkannte und seine ersten Klavierstücke („Humoreske I", „Sommerabend am Froschteich", „Winternacht") in seinen Konzerten erfolgreich zur Aufführung brachte. Auch trat er damals schon mit einer Sammlung seiner ersten Lieder vor die Öffentlichkeit.

Die Klavierabende, welche er im Jahre 1921 unternahm, brachten ihm solche Erfolge, daß er eine Einladung bekam, einige seiner Werke bei den ungarischen Dante-Feierlichkeiten zu spielen. Seine ein halbes Jahr später entstandene Suite für Klavier und Violine, eines seiner bedeutendsten Werke, trug ihm in Salzburg großen Erfolg ein, seine 2. und 3. Humoreske erlebten bald darauf in Hamburg die Uraufführung und wurden später nebst anderen Klavierstücken auch in London, Wien, Weimar aufgeführt.

Seine Studien an der Wiener Staatsakademie bei Marx (Theorie) und Weingarten (Klavier), brachten die Klärung der Form und die vollkommene Beherrschung des Technischen in sein Schaffen. Unter dem Eindruck von Reger, Debussy, Marx, Bartók wandte sich Takács immer mehr den Bestrebungen seiner Zeit zu, die dahinzielen, die Kunstmusik mit nationalen Stimmungs-Elementen zu vereinigen („Improvisation über ein ungarisches Volkslied", „Sonatine" u. a. m.).

Seine Lieder, Kammermusikwerke, doch besonders seine Klavierstücke beschäftigen heute schon eine große Anzahl ausübender Künstler, die sie in Europa und Amerika mit den schönsten Erfolgen zu Gehör bringen. Es seien nur die bekannten Künstlernamen Reynolds (London), Mohr (Budapest), Leopold Münzer und Pimpel (Lemberg), J. Buresch (Buenos-Aires), Joseph Lilly (New York) genannt. O. H.

*

Ein ganz junger polnischer Pianist, Leopold Münzer, stellte sich jüngst einem erfreulich zahlreich erschienenen Publikum mit der Waldstein-Sonate von Beethoven und Sonaten von Chopin (H-moll) und Liszt im Mittleren Konzerthausaal vor. Er vermochte es, sein schwieriges Programm so zu vermitteln, daß die Zuhörer mit stets wachsendem Interesse seinen Vorträgen lauschten und den Künstler nach Beendigung des Konzerts feierten. Geradezu genial wurde die Chopinsche Sonate gegeben, der unglaublich gesteigerte letzte Satz, aber auch das Scherzo erweckten in Leopold Münzers Vortrag Gefühle der Unheimlichkeit, der Zauberhaftigkeit. Seine Auffassung, Musikalität, Technik und sein Ton stellen ihn in die Reihe unserer besten Pianisten. Wir werden noch viel von ihm hören. O. H.

Vom Sport.

Die Notwendigkeit, angesichts der Wunden, die der Krieg in den Volkskörper geschlagen hat, vor allem, noch vor der Behebung der geistigen Schäden, die körperliche Ertüchtigung zu pflegen, veranlaßt den „Neuen Wiener Kurier", künftig auch den Erscheinungen des Sportlebens Beachtung zu schenken und von ihnen den Lesern Mitteilung zu machen. Allerdings nicht in der Art der landläufigen Sportbetrachtung, welche in unsäglich öder Weise von der Presse im allgemeinen rein handwerksmäßig betrieben und verzapft wird, sondern von unserem Standpunkt aus, den die Leser kennen und billigen. Er wurde bereits in Nummer 35 des „Neuen Wiener Kuriers" („Verbrechen des Sports") umschrieben und soll nächstens noch bündiger dargelegt werden.

Spezialhaus für Sport- und Reisekappen
Eigene Erzeugung - - - Sportverbände haben Vorzugspreise.
Alois Wacha, Wien, XVI. Thaliastraße 70 209

Schnelligkeitsrennen oder Zuverlässigkeitsfahrt.

Die Österreichisch-ungarische Wertungsfahrt.

Die vom 11. bis 16. Juni ausgetragene Österreichisch-ungarische Wertungsfahrt für Automobile war seit langem wieder die erste bedeutende automobilistische Veranstaltung auf österreichischem Gebiet. Zumindest spielte sich ihr weitaus größter und schwierigster Teil auf österreichischen Straßen ab, und zwar im klassischen Alpengelände, der bedeutenden Prüfungsstrecke unserer großen Alpenfahrten der Vorkriegsjahre. Wir hatten demnach heuer das erstemal so recht Gelegenheit, die Leistungsfähigkeit unserer modernen Kraftwagen im eigenen Lande aus eigener Anschauung zu werten. Und wir können mit dem Ergebnis wohl zufrieden sein. Von den beteiligten österreichischen Wagen erreichten alle, mit Ausnahme von zweien, die durch Mißgeschick ausschieden, glatt das Ziel in Budapest.

Den Großteil der Erfolge heimste die Marke Steyr ein. Der ungarische Herrenfahrer Walter Delmar erreichte das Ziel mit der weitaus höchsten Gutpunktezahl und gewann, da er auch in der bei Nyergesujfalu eingeschobenen Geschwindigkeitskonkurrenz die beste Zeit gefahren hatte, die drei Hauptpreise, den Preis des Österreichischen Automobilklubs, der österreichischen Automobilindustrie und des ungarischen Innenministers. Drei weitere Steyr-Fahrer vermochten die Fahrt strafpunktelos zu absolvieren, während zwei Fahrer unter den Placierten waren. Der Klubteampreis des ungarischen Automobilklubs, sechs weitere Ehrenpreise, vier goldene und zwei bronzene Plaketten waren die Ausbeute an Preisen.

Eine recht gute Fahrt absolvierte unter den österreichischen Konkurrenten auch Lanner auf Austro-Fiat, welcher in der Gesamtplacierung mit 42·8 Gutpunkten an dritter Stelle rangiert. Sein Wagen gehört der neuen Type AF 1 an. Gräf und Stift errangen drei Preise, und zwar eine goldene, eine silberne und eine bronzene Medaille.

Man hat in Fachkreisen oft erwogen, welche Art von Konkurrenzen für die technische Entwicklung des Kraftwagens von größerer Bedeutung ist, Schnelligkeitsrennen oder Zuverlässigkeitsfahrten. Vom Standpunkt des Technikers sprechen für jede der beiden wichtige Momente. Wenn man aber als Maßstab die Ansprüche des Laien anwendet, so muß man jedenfalls den Zuverlässigkeitsfahrten den Vorzug geben. Der Privatmann, welcher seinen Wagen im täglichen Gebrauch fährt, wird auf alle Fälle einer Langstreckenfahrt auf einige tausend Kilometer unter Verhältnissen, wie sie eben der tägliche Gebrauch mit sich bringt, wo die Wagen, vollkommen tourenmäßig ausgerüstet, auf normaler Straße eine Probe ihrer Zuverlässigkeit abgeben, den größeren Wert beimessen. Vom Standpunkt des Laien hat demnach diese Wertungsfahrt einen schönen Beweis für die Erzeugnisse unserer Automobilindustrie abgegeben, was wir hiemit mit Genugtuung betonen wollen. M. G.

Die Ausländerfrage im Meisterschaftsbetrieb.

Nach der empfindlichen Niederlage des Sportklubs „Rapid" durch die „Amateure" spukte die Frage der Beteiligung von Ausländern an den Meisterschaftskämpfen natürlich wieder in allen Köpfen, die an Erwerbung der Meisterschaft durch die Hütteldorfer interessiert scheinen. Aber diese plötzliche, auffallende Teilnahme weiter Kreise an einer Angelegenheit, deren Betreiben eigentlich nur gegen zwei Vereine, die „Amateure" und die „Hakoah", gerichtet ist, entpuppte sich ebenso rasch als Strohfeuer, als die St. Veiter infolge ihrer unglücklichen Kämpfe gegen die Abstiegskandidaten im Meisterschaftsbewerb endgültig geschlagen schienen und der Sieg „Rapids" gesichert war.

Wir sind der Ansicht, daß diese ganze Sache von einer verkehrten Seite angepackt wurde und eine „Ausländerfrage" überhaupt nicht zur Diskussion stehen dürfte. Wohl aber wäre es gewiß an der Zeit, sich mit einem anderen Übel zu beschäftigen, das nicht nur bei zwei Vereinen eingerissen, sondern bei nahezu allen erstklassigen Klubs gang und gäbe ist: mit dem versteckten Professionalismus.

Den Zusammenhang zwischen Professionsspiel und Ausländerkaperei näher zu beleuchten, erübrigt sich selbstverständlich. Unbegreiflich bleibt es, warum der Verband nicht durch Einführung einer Karenzfrist beide Übel mit einem Schlag abzuschaffen geneigt ist. Ausländer werden es sich sicher recht gut überlegen, sechs Monate oder vielleicht noch länger auf ihre Spielbewilligung warten zu müssen, wenn ein solcher Mindestaufenthalt in Österreich vor Teilnahme an den Meisterschaftskämpfen von ihnen verlangt werden wird. Auch die einzelnen Vereine werden davor zurückschrecken, Spieler eine längere Zeit hindurch bezahlen zu müssen, ohne sie verwenden zu können. Wirkliche Amateure aber, die nicht um des Fußballs willen, sondern aus Gründen persönlicher Art zu uns kommen, werden sicher geduldig ihre Karrenzzeit abwarten. Ode.

Internationaler Speditions- und Gepäcksdienst
Fahrkartenverkauf der Donauschiffahrtsgesellschaften. Expositur **TOTH & ETTINGER,** WIEN, I. FLEISCHMARKT 20. 199

Spezialist in Wildlederhosen
Eigene Erzeugung 206
Johann Dunkl, Wien, XX. Treustraße 10

Atelier für feine Herren- und Damenkleider
Sämtl. Sportkleider nach Maß Reichhaltiges Stofflager
ANTON VACEK 205
Wien, V. Wiedner Hauptstraße 127

Musikinstrumente
gut und billigst beim Streich-Instrumenten-Erzeuger 204
Karl Fromm, Wien, 3. Bezirk, Löwengasse 15
En gros. Lager sämtlicher Saiten. En detail.

Zahlungserleichterung! Anzüge nach Maß
bis zur feinsten Ausführung. **Billigste Tagespreise** bei
Schneidermeister **Jakoubek & Co.,** Wien, 5. Bezirk, Obere Amtshausgasse 30.
Auskünfte bis 8 Uhr abends, Sonntag bis 2 Uhr nachm. 223

Johann Pospichal
Meister in Anfertigung von erstklassigen Maßschuhen
Wien, 18. Martinsstr. 54 210

Suche Betätigung als
Kapellmeister oder Pianist
gegen Übungsgelegenheit oder geringe Entschädigung. — Auch privat als Gesangsbegleiter oder in Musikverein. Unter „Passion" an die Verwaltung „N. W. K."

Erstklassige
Herrengarderobe
nach Maß
Franz Hrad, Wien
16. Grundsteingasse 9

Zwei große künstlerische Ölgemälde
von anerkanntem Kirchenmaler, in prachtvollen Goldrahmen, u. kleine relig. Bibliothek zu verkaufen. Wien, 12. Bezirk, Aichholzgasse 50, 23.

Schuhwarenerzeugung
Ludwig Maska
Wien, V. Reinprechtsdorferstraße 9. 218
Großes Lager sämtl. Schuhwaren eigener Erzeugung aus bestem Leder-Material. !!! Maßbestellungen !!!

Spezialist in
Schuhwarenerzeugung
Franz Schafrata, Wien
7. Lerchenfelderstr. 121
Uebernahme sämtlicher Reparaturen.
Billigste Tagespreise. 220

Johann Materna,
Schuhmachermeister
V. Siebenbrunneng. 5a
Spezialist in Schuhwarenerzeugung.
Billigste Preise. 202

Schneidermeister
Josef Broschek
Spezialist in erstklassigen Herrengarderoben zu den billigsten Preisen 211
Wien, 18. Martinsstr. 68

Werkstätte für feine
Herren- u. Damenkleider
sämtl. Sportkleider n. Maß
Karl Antosch, Wien
V. Vogelsangg. 34 224

Beachten Sie unsere neue Telephonnummer:
46.428
Neuer Wiener Kurier

Werkstätte
für
feine Herrengarderoben
nach Maß. 217
Anzug-Façon m. kompl. Zugehör K 600.000
Leopold Huber, Wien
XVII. Lacknergasse 22

Ahnphotos,
nur ganz originelle, künstlerische Sachen, nur gesammelt und geordnet, kauft „Skarrabäus", Verwaltung „N. W. K."

Notgeld
in Einzelstücken und ganzen Sammlungen, aber nur bessere Sachen, besonders österreichisches Privatgeld, zu kaufen gesucht. Anbote mit genauer Angabe der Besichtigungsmöglichkeit unter „Sammler" an d. Verw. N. W. K.

In Betrieb stehende
Mechanikerwerkstätte
mit anschl. Geschäftslokal samt Inventar krankheitshalber um 25 Mill. Kr. zu verkaufen. 219
Wien, V. Stollberggasse 37

Internationale Handelsbank
Wien, I. Schottenring 21

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Rudolf Horak und Gustav Leitner. — Verantwortl. Schriftleiter: Gustav Leitner. — Druck von F. Köstlbauer & Co. — Alle in Wien.

V. b. b.

K 1000

Neuer Wiener Kurier

Der Kampf um Menschenrechte
Uns täglich wieder lehrt:

Wer keinen Feind besitzet,
Ist keines Freundes wer!!

Schriftleitung und Verwaltung:
Wien, II. Praterstraße 50. — Fernruf 46.428.
Drahtanschrift: Newikur, Wien, Praterstraße 50.
Postsparkassenkonto Nr. 75.191.
Sprechstunden wochentags 17 bis 18 Uhr.

Unabhängige und unparteiische Zeitung

Anzeigen nehmen die Verwaltung und alle größeren Anzeigenbüros entgegen.

Unfrankierte Zusendungen werden nicht angenommen, unverlangt ohne Rückporto einlangende Beiträge nicht bewahrt.

Bezugspreise:

13	26	52 Nummern
12.500	25.000	50.000 österr. Kronen

Einzelnummer 1000 öst. Kr., 4000 Mk., 150 ung. Kr., 0·80 c. Kr., 1 Schweizer Frank.

II. Jahrgang — Wien, Juli 1923 — Nr. 51

Vasallenstaat Österreich.

Die Völkerbundanleihe, die unser armes Österreich „sanieren" soll, hat alle Machthaber hier verblendet. Es wurde uns so viel Hoffnung eingeimpft und unsere Lage war so verzweifelt, daß wir uns auch an einen Strohhalm mit größter Freude klammerten, um wenigstens den Schein zu wahren, daß wir nicht versinken.

Nun ist unser ungekrönter Herrscher Dr. Zimmermann, der Anwalt unserer Gläubiger, über uns, „Kontrolle" wird geübt. Dagegen gibt es keinen Widerspruch. Erbarmungsloser Beamtenabbau, immer neue riesige Tariferhöhungen sind die Wege, auf denen wir angeblich sicher zu geordneten Verhältnissen gelangen sollen; keinerlei Einwendungen dagegen werden beachtet. Die „Kontrolle" ist zum Diktat geworden, trotz allen Verschönerungen sind wir der Willkür unserer Gläubiger schrankenlos preisgegeben.

Ganz abgesehen von der schon oft mit Recht aufgeworfenen Frage, ob denn nicht die Gesundung unserer Volkswirtschaft auch auf einem anderen Weg als dem der widerstandslosen Hingabe an alle Gelüste des internationalen Kapitals zu erreichen gewesen wäre, soll einmal untersucht werden, ob die rettende Anleihe ohne die Kontrolle nicht in Aussicht genommen werden konnte. Die Ungarn, die vor einem Monat erst ihren Canossagang, um zu einer Anleihe zu gelangen, taten, haben sich gleich von vornherein gegen Kontrolle entschieden ausgesprochen. Ihr Finanzminister Kallay hat sowohl im Pariser „Temps" wie in den Londoner „Times" erklärt, daß sich Ungarn niemals dazu verstehen werde, gegen die Gewährung von Kredit die Aufsicht fremder Staaten oder Interessenkreise auf sich zu nehmen. Doch ist das Scheitern der von Ungarn angestrebten Anleihe — nur ein vorläufiger, erstmaliger Mißerfolg — nicht dem Umstand zuzuschreiben, daß die in Betracht kommenden Großmächte etwa eine Kontrolle als unerläßliche Bedingung aufgestellt hätten, sondern es wurde durch einen Streich der kleinen Entente herbeigeführt, die noch immer danach strebt, die stolzen Magyaren endgültig auf die Knie zu zwingen. Und Österreich befand sich in einer ganz anderen, man darf behaupten: viel günstigeren Lage als Ungarn.

Seine nördlichen und südlichen Nachbarn haben nicht von vornherein danach gestrebt, es gänzlich zu unterjochen, sondern haben miteinander gewetteifert, es in ihre Interessenkreise zu ziehen. Tschechen und Jugoslawen wollten sich durch unser Gebiet die Hände reichen, planten den verbindenden und verbündenden „Korridor". Auch der lebhafteste Protest des völlige feindliche Einkreisung fürchtenden Ungarn hätte die Verwirklichung der so gerichteten Absichten nicht verhindert, wenn nicht schließlich Italien sein Veto eingelegt hätte. Nur die dadurch entstandenen Gegensätzlichkeiten haben die Voraussetzungen für das lang vergeblich aufgerufene Interesse der Großmächte an dem ferneren Schicksal des österreichischen Staates geschaffen. Sie fürchteten nämlich Zusammenstöße der gegensätzlichen Mächtegruppen und dadurch Gefährdung der Friedensverträge, so daß sie sich entschlossen, Österreich politisch und wirtschaftlich zu neutralisieren. Nicht der Wittgang oder gar die Tüchtigkeit unserer Staatsmänner und nicht das Mitleid der Großmächte haben die Anleihe gebracht, sondern neben der Aussicht selbstverständlich der Geldgeber, ein gutes Geschäft zu machen, das natürliche Interesse der Schöpfer der Friedensverträge an Erhalt ihres Werkes.

Dies hätten unsere Staatsmänner voraussehen und erkennen müssen, um unzähl- und unschätzbare Vorteile für uns zu erzielen. Es darf als feststehend gelten, daß wir auch ohne Kontrolle und Einschränkung der Unabhängigkeit unseres Staates die Anleihe bekommen hätten.

Nachdem das Bestreben Tschechiens und Serbiens, Österreich zu ihrem in Form von Verträgen gebundenen Vasallenstaat zu machen, fehlgeschlagen ist, geht es jetzt um seine wirtschaftliche Eroberung. Die Tschechen haben bereits Fühler und Krallen ausgestreckt und es ist von Tag zu Tag mehr zu erkennen, wie sehr unsere Wirtschaft Prager Finanzkräften zu Füßen liegt. Herr Vosel okkupiert im Auftrag des tschechischen Außenministers Dr. Benesch Österreich; fast alle größeren Unternehmungen stehen schon irgendwie unter Vosels Einfluß und damit im Weg des Prager Bankhauses Vosels, V. Fuchs & Co., zur Disposition des tschechischen Außenministeriums. Die Stimmung, um diesen Einfluß noch immer zu verstärken, günstig zu gestalten, besorgen die willfährigen Zeitungen, Vosels journalistische Handlanger vom Schlag Bekessy („Die Stunde", „Die Börse"), Schreyer („Der Morgen"), Koller („Der Tag").

Es ist nur zu begreiflich, daß die Tschechen die wirtschaftliche Eroberung unseres Staates mit allen Mitteln anstreben. Sie können und wollen nicht auf die unmittelbare Verbindung mit ihren südlichen Stammesverwandten und nächsten Bundesgenossen, auf den „Korridor" verzichten; läßt er sich vorderhand nicht politisch festlegen, so soll doch nicht versäumt werden, rechtzeitig die wirtschaftliche Brücke zu schlagen, auf der vielleicht einmal — wer weiß heute, was die politische Zukunft bringen wird — auch der Vormarsch zu politischen Neugestaltungen anzutreten sein wird. Außerdem ist, wie die letzten statistischen Berichte zeigen und die tschechische Presse auch ungeschminkt zugibt, Österreich das alleinige Absatzgebiet für die Tschechei. Für uns aber bedeuten diese an sich einzusehenden Umstände Verlust des letzten Rests von Unabhängigkeit. Wir werden heute von Prag aus gelenkt und geleitet. Benesch ist unser Herrscher, Vosel sein Statthalter; Zimmermann heißt das Exekutionsorgan.

Von allen politischen Parteien hat nur die sozialdemokratische die Gefahren dieser Entwicklung erkannt und davor gewarnt. Alle anderen haben die Folgen der Völkerbundanleihe entweder leichtfertig nicht genügend überdacht oder bewußt und gewissenlos mit in Kauf genommen, daß sie für Geld, das bald verbraucht und immer auch irgend anders als durch Begeben in Sklaverei zu beschaffen ist, den köstlichsten Besitz eines Staates hingeben müssen: Unabhängigkeit und Freiheit.

B.

Der Erzschwindler.

Ehe man ihm, was unausbleiblich, endgültig das Genick bricht, muß man ihm, da er sonst zu frech wird, wieder einmal eine aufs Dach geben. Von wem sprechen wir? Natürlich von dem Herrn Emmerich Bekessy, der mit seinen Blättern „Die Börse" und „Die Stunde" in Wien eine Richtung journalistischen Freibeutertums eingeführt hat, die vorher hier, fern dem Bakonyerwald, unbekannt war, angesichts der sich einem wirklich der Magen umdreht. Die wiederholten Veröffentlichungen des „Neuen Wiener Kuriers" über dieses Schwindel- und Erpresserireiben hatten seinem Patron für eine Weile die Rede verschlagen. Unsere beiläufige Bemerkung einmal, daß ein Mensch wie er am besten täte, ganz fein still zu sein und möglichst wenig Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, ließ er sich hinter die Ohren geschrieben sein; er meinte, wenn er seine mutwillig vom Zaun gebrochene Fehde mit dem „Neuen Wiener Kurier" seinerseits einstelle, würden auch wir es bei der bereits entsprechend geschehenen Sündenbuchung seiner Unternehmen und deren Mitarbeiterschaft bewenden lassen und nicht weiter auf die bereits angekündigte Untersuchung der Frage:

„Wer ist eigentlich Emmerich Bekessy?"

eingehen. Während uns ausschließlich bisher nur der Ekel, sich mit einem so dreckigen Gegenstand befassen, das Bedauern, unseren schmalen Raum mit allem Schmutz, der da zu jäten wäre, ausfüllen zu sollen, zögern ließ, an die schließlich nicht zu umgehende Aufgabe zu schreiten. Nun ist dem Bekessy aber, da er sich unserer besonderen Aufsicht ledig glaubte, das lose Maul wieder tüchtig durchgegangen, so daß es Zeit wird, ihm es gründlich zu stopfen. Für heute zunächst den Hergang:

Die bekannte Schiebung des Castiglioni mit den Aktien der Kattowitzer Bismarckhütte, zu deren Kauf der Schieber die von ihm beherrschte Alpine Montangesellschaft zwang, um eine Erhöhung von deren Aktienkapital durch Ausgabe neuer Aktien durchführen zu können, an welchen er im Bündnis mit seinem Hintermann Stinnes, dem deutschen Mammutschieber, nicht weniger als 225 Milliarden Kronen verdient, hat zuerst Bekessy in seinem Börsenblatt „Die Börse" enthüllt. Das Verdienst bleibt ihm ungeschmälert, wobei sich allerdings fragt, ob die Veröffentlichung nicht einen anderen Zweck hatte als die gemeinnützige Aufdeckung der Schieberei. Für jeden, der die wiederholten Versuche des Bekessy, sich mit seinen Börsenblättern an Großschieber entweder heranzubiedern oder sonst Geld abzuknöpfen, beobachtet, war die Frage nicht zweifelhaft, die „Arbeiter-Zeitung" hat sofort, als sie die Enthüllungen der „Börse" vermerkte, darauf hingewiesen und „Der österreichische Volkswirt", das älteste und mit Recht angesehenste volkswirtschaftliche Fachblatt Wiens, zerpflückte die eigennützigen Absichten, die Bekessy mit der angeführten Veröffentlichung zweifellos verfolgte, mit löblicher Genauigkeit. Darauf fiel „Die Börse" über den Herausgeber des „Österreichen Volkswirts" Walter Federn (in dem sie offenbar den Verfasser des die geplante Erpressung andeutenden Aufsatzes vermutete) in unerhörter Weise her. Das weitere erfährt man aus dem nachfolgenden Aufsatz des großdeutschen Parteiblatts „Deutschösterreichische Tageszeitung", das sich auch schon wiederholt mit dem ungarischen Ehrenmann beschäftigen mußte:

„Bekessy ist zu kaufen.

Der anrüchige Herausgeber der „Börse" und der „Stunde".

Die „Deutschösterreichische Tageszeitung" hat sich mit den schamlosen Presselügen der von dem ehemaligen ungarischen Kommunisten, Schwindler und käuflichen Juden schlimmster Sorte Imre Bekessy (wie der saubere Herr vor der Magyarisierung seines Namens hieß, ist uns leider nicht bekannt) schon mehrmals beschäftigt und hiebei wiederholt die Behauptung ausgesprochen, daß seine Blätter

von der tschechischen Regierung bezahlt

werden. Herr Bekessy und sein Busenfreund Tschuppik haben diese Behauptungen bisher immer unwidersprochen gelassen und haben sich gegen den Vorwurf, daß sie in ihrer journalistischen Tätigkeit eigentlich bezahlte Agenten der tschechischen Regierung sind, gar nicht einmal gewehrt. Auch anderen Blättern ist die schamlose Tätigkeit der „Börse", namentlich aber der „Stunde", nicht verborgen geblieben. Das Parteiblatt der Nationalsozialisten, die „Deutsche Arbeiterpresse", veröffentlicht in seiner letzten Folge einen Aufsatz, der mitteilt, daß Dr. Walter Riehl „Die Stunde" gerichtlich geklagt hat. Auch der „Neue Wiener Kurier" hat schon wiederholt umfangreiche Veröffentlichungen über die geradezu verbrecherischen Machenschaften des Herrn Bekessy, beziehungsweise seiner Blätter, berichtet und „Die Stunde" öffentlich als **ein Schwindler- und Verbrecherblatt** bezeichnet.

Es ist höchste Zeit, daß diesem Journalisten schlimmster Sorte endlich einmal das Handwerk gelegt wird. Der Augenblick für diese im Interesse unseres öffentlichen Lebens und im Interesse der Standesehre des österreichischen Journalismus gleich wichtige Maßnahme scheint nun gekommen zu sein. Das Material gegen die unsauberen Machenschaften des Herrn Bekessy und seiner Spießgesellen ist so weit zusammengetragen, daß endlich daran geschritten werden kann, den Schwindler Bekessy vor den Richter zu zwingen. Diese dankenswerte Aufgabe haben die Herausgeber des „Österreichischen Volkswirts" Dr. Gustav Stolper und Walter Federn übernommen, die von Herrn Bekessy ebenfalls in der unflätigsten Weise beschimpft wurden. Sie veröffentlichen in der letzten Folge ihrer Zeitschrift mit ihren Namen gezeichnet folgende Erklärung:

„1. Imre Bekessy ist seit jeher ein politisch schamloses, charakterloses Subjekt.

2. Imre Bekessy ist ein Lügner und Schwindler, der erfundene falsche Nachrichten verbreitet, die nur der Befriedigung persönlicher Rachsucht oder der persönlichen Bereicherung dienen können,

3. Imre Bekessy ist ein käuflicher Journalist, der Bezahlung

ordert und nimmt für die Verbreitung von redaktionellen Nachrichten und Artikeln, die Wertpapiere anpreisen oder sonst geschäftliche und persönliche Interessen seiner Auftraggeber fördern sollen.

Wir sind bereit, für all dies den Wahrheitsbeweis vor Gericht anzutreten. Bis dahin erklären wir jedermann in öffentlicher Stellung, der sich dem Schandblatt für redaktionelle Zwecke künftig zur Verfügung stellt, an dem verbrecherischen Treiben dieses Menschen für mitschuldig."

Herr Bekessy wird ja nun wohl oder übel

den Weg in den Gerichtssaal

beschreiten müssen, denn wenn er nun auch auf die geradezu herausfordernden Erklärungen des „Österreichischen Volkswirts" nicht klagt, dann bliebe nichts anderes übrig, als die gesamte österreichische Bevölkerung aufzufordern, Imre Bekessy bei jeder Gelegenheit, wo er sich öffentlich zeigt, anzuspucken. Das Unkraut, das Herr Bekessy im österreichischen Journalismus gesät hat, wird nicht länger weiterwuchern können."

Was tat Bekessy auf diese kaum mehr zu überbietende Ohrfeigung? Er rührte sich zunächst überhaupt nicht, sondern ließ in der „Stunde" wüste Beschimpfungen über die Herausgeber des „Österreichischen Volkswirts" einerseits, die „Deutschösterreichische Tageszeitung" anderseits ausstoßen, die nur die kindische Wut eines erwischten Spitzbuben verraten. Einzig die Erklärung war dabei von Belang und muß man sich merken, daß die „Redaktionen von ‚Börse' und ‚Stunde' mit dem Herausgeber der Blätter zusammen arbeiten und keine Zeile in Druck geht, ohne daß die Redaktionen Quelle und Ursprung der Informationen und die Motive der Betrachtung kennen". Es ist das nicht nur für alle diejenigen prozeßtechnisch wichtig, die — es sind, wie wir wissen, an die 30 Fälle — sich bisher bemüssigt gefühlt haben, eines der sauberen Blätter des Bekessy wegen irgendeiner Schimpferei, Verdächtigung oder Verleumdung gerichtlich zu belangen, weil sich jetzt keiner der in diesen berüchtigten Redaktionen beisammensitzenden Schnapphähne auf das Nichtwissen des verantwortlichen Schriftleiters zurückziehen wird können, sondern auch deshalb, weil sie sich damit alle mit jeglicher Schmutzerei und Freibeuterei ihres Herrn und Meisters einverstanden erklärt haben. Die Ehly und Brody werden sich, das sei vor allem, was noch kommen wird, festgehalten, nicht darauf ausreden können, sie hätten das alles nicht geahnt, und die zur Wahrung der „Standesehre des österreichischen Journalismus", welche die „Deutschösterreichische Tageszeitung" fordert, berufenen Organisationen werden ihren Vertrauensmännern solche Ausflüchte nicht durchgehen lassen können; dafür werden zur Zeit schon wir sorgen.

Endlich, nachdem man ihm klargemacht hatte, daß es doch nicht angehe, daß sich der rein persönlich angegriffene Herr Herausgeber hinter die Redaktion zurückziehe, fand sich Bekessy zu

„Erklärungen"

bereit, die man, trotzdem das kindische Geschimpfe bloß Raum wegzunehmen scheint, im Wortlaut hersetzen muß, um einerseits ihren ganzen Schwindel zu erkennen, andererseits die weitere Entwicklung der in mehr als einer Hinsicht geradezu prickelnden Angelegenheit mit Genuß verfolgen zu können. Zunächst schrieb am 11. Juli „Die Stunde":

„Wir erhalten von unserem im Ausland weilenden Herausgeber folgende Erklärung: „Die Herren Gustav Stolper und Walter Federn haben gegen mich in ihrer Zeitung schamlose und niederträchtige Verleumdungen erhoben, ohne auch nur den Versuch zu unternehmen, ihre Anschuldigungen zu konkretisieren. Ich werde auf diese Angriffe antworten. Bis dahin möchte ich folgendes bemerken: Walter Federn und Gustav Stolper und die sich ihnen zugesellenden Verleumder sind gedungene und ausgehaltene Bravos von Kapitalisten, die sich durch meine journalistische Tätigkeit in ihren Geschäften gestört fühlen. Ich erkläre Walter Federn und Gustav Stolper sowie alle Zeitungsschreiber, die sich durch sie in der gegen mich entfesselten Pressekampagne mißbrauchen lassen, als ehrlose und niederträchtige Schurken, die aus Rache und Brotneid oder gegen Bezahlung lügen und verleumden. Wenn es den Herrschaften paßt, werde ich für diese Behauptungen auch vor Gericht den Beweis antreten. Ich werde mich nicht davon abhalten lassen, ungeachtet des Gekläffes meinen bisherigen Weg weiterzugehen. Karlsbad*), 10. Juli. Emmerich Bekessy."

Sodann veröffentlichte der ungarische Winkelzieher, der sich rechts kratzt, wenn es ihn links juckt, und meist gar nicht, noch folgenden Dreh:

„In eigener Sache.

Walter Federn und Dr. Gustav Stolper sind sowohl von mir als von den Redaktionsverbänden der „Stunde" und der „Börse" aufgefordert worden, an Stelle der gegen mich erhobenen Pauschalverdächtigungen konkrete Tatsachen zu setzen. Ich war der Anschauung, daß jemand, der eine Person aus dem öffentlichen Leben beseitigen will, hiebei nicht die Ergebnisse eines binnen Jahresfrist vielleicht noch nicht beendigten Gerichtsverfahrens abzuwarten, sondern sein Tatsachenmaterial sofort der Öffentlichkeit mitzuteilen hat. Weder Walter Federn noch Dr. Gustav Stolper noch das übrige Schimpfgefolge haben jedoch ihre Meinungen und Ansichten durch Tatsachen ersetzt. Sie hoffen, einen Wahrheitsbeweis, zu dem ihnen alles Wirkliche fehlt, erst konstruieren zu können. Da mir das Auskneifen der Verleumder es unmöglich macht, gegen konkrete Beschuldigungen, deren vollständige Haltlosigkeit sich sofort hätte herausstellen müssen, vorzugehen, bleibt mir nichts anderes übrig, als meinen Anwalt zu beauftragen, sämtliche bisher in der Preßkampagne erschienenen Angriffe zum Substrat einer gerichtlichen Klage zu machen. In gleicher Weise werde ich in jedem Falle vorgehen, so oft jemand den Versuch unternehmen sollte, vor gerichtlicher Austragung dieser Angelegenheit die erhobenen Pauschalverdächtigungen sei es zu wiederholen, sei es zur Grundlage irgendwelcher Betrachtungen zu machen. Emmerich Bekessy."

Alle diese scheinbar fürchterlichen Drohungen und Drehungen sind nicht ernst zu nehmen, sondern einfach abgeschmackt. Zunächst muß man nämlich wissen, wer Gustav Stolper und Walter Federn sind. Es sind über den Rahmen des Wirtschaftsgebietes, dem die Betrachtung ihres Blattes gilt, weit hinaus anerkannte Fachschriftsteller, deren Unbeeinflußbarkeit und Unbestechlichkeit jedes Zweifels überhoben ist. Wenn auch Federn persönlich kein sehr angenehmer Herr, mit dem sehr schwer zu verkehren, so ist der Umstand, daß er, trotzdem natürlich die Herausgabe eines derart beherrschenden Wirtschaftsblattes wie des seinen alle Möglichkeiten müheloser Bereicherung eröffnet, in bescheidenen Verhältnissen geblieben ist, keineswegs nur auf diesen Mangel seiner Art zurückzuführen; denn auf ihren Vorteil bedachte Bestechung scheut sich ja nicht bloß nicht, eine unangenehme, sondern sogar eine so schmutzige Hand zu drücken wie die des Bekessy. Und Dr. Stolper wieder konnten gerade günstige Vermögensumstände — anders als bei Bekessy — von jeher vor Notwendigkeit und Versuchung bewahren, aus seiner Stellung der Öffentlichkeit gegenüber persönlichen Vorteil zu gewinnen. Diese beiden Männer nennt ein Bekessy — das Zuchthaus erklärt dem Justizpalast Krieg — „gedungene und ausgehaltene Bravos", „ehrlose und niederträchtige Schurken"!

Der Hauptwitz der „Erklärungen" liegt in dem Vorwurf, daß die Beschuldigungen nicht „konkret" genug seien. Was immer man einem solchen Bekessy ins Gesicht sagt, es sind bloß „Meinungen und Ansichten". Daß er ein „politisch schamloses, charakterloses Subjekt, Lügner und Schwindler", ein „käuflicher Journalist" sei, ist, trotzdem dafür klipp und klar Wahrheitsbeweis angeboten wird, bloß Privatmeinung der Herren Stolper und Federn, die ihnen unbenommen bleibt, ohne daß sie den Bezichtigten just veranlassen braucht, sogleich und ohne Zögern den einzig möglichen Weg zur Rettung seiner Ehre, nämlich zu Gericht zu gehen. Er will vorerst auch wissen, warum man ihm eigentlich solche Unliebenswürdigkeiten an den Kopf wirft, um sich zu entscheiden, ob er, juristisch betrachtet, klagen gehen „kann". Würde man ihn auf das verweisen, was bisher schon, ungeklagt und unwidersprochen, über ihn gesagt und zu Tage gebracht worden ist — und es ist wahrlich nicht wenig, was seit Feber in den Folgen des „Neuen Wiener Kuriers" über den Bekessy berichtet war — so wird er auch darin keine „Tatsachen" finden oder aber sind sie „schon verjährt". Wenn eben einer, dem Charakterlosigkeit, Lüge, Käuflichkeit vorgeworfen werden, erst mit dem „Konkretisieren" und juristischen Spintisieren anfängt, dann weiß man schon, wieviel es geschlagen hat. Man sieht förmlich den Bekessy mit seinem Anwalt, dem Dr. Rode-Rosenstock oder sonst einer ähnlichen Zierde des Barreaus — man wird sich schon auch einmal die Rechtsanwälte näher anschauen müssen, die sich nicht scheuen, womöglich noch eine Ehre daraus machen, selbst den charakterlosesten Subjekten

das juristische Rüst- und Verteidigungszeug

für ihre Hochstapeleien, Beutezüge und Lügen beizustellen, versteht sich, sofern es sich ihnen irgendwie, an Ehre oder Reklame, lohnt! — man sieht sie förmlich beisammensitzen, um so eine gewundene „Erklärung" zusammenzubrauen und, wenn es schon gar nicht mehr anders geht, ein „Substrat einer gerichtlichen Klage" zusammenzustoppeln, bei der man sich schließlich immer mit der Juristerei behelfen kann.

Die Sache ist einfach die, daß Bekessy gern hören möchte, auf welche Tatsachen die Beschuldigungen sich stützen, um sich danach seine Verteidigung einrichten, beziehungsweise seine Klage, wenn sie schon nicht mehr zu umgehen ist, vorsichtig so fassen zu können, daß sie nicht eine Sache betrifft, für die der Gegner den Beweis in Händen hat. Auch haben wir es ja schon erlebt, wie sich der Bekessy auf das Vertuschen, das Präparieren von Zeugen, auf Fälschen und Verdrehen versteht, um zu wissen, was geschähe, wenn jemand die „Tatsachen", auf die er die „Annahme", Bekessy sei ein Schwindler usw., stützt, voreilig preisgeben wollte. Da ihrer so sehr viele sind und jede Nummer von „Stunde" und „Börse" neue liefert — „der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären"! — ist es für den armen Kerl freilich schwer, ohne Scheu zu klagen.

Aber wir wollen ihm die Sache leicht machen, indem wir ihm frank und bündig nicht nur wiederholen, was wir ihm, bisher ungeklagt, schon oft genug mit gar nicht mißzuverstehender Deutlichkeit gesagt haben, daß wir nämlich die „Meinung" der Herren Stolper und Federn über ihn völlig teilen, sondern ihm sofort auch gleich auseinandersetzen,

warum wir ihn für einen Erzschwindler halten.

Seine „Erklärung", „alle Zeitungsschreiber", die ihn angreifen, „das Schimpfgefolge", seien „ehrlose und niederträchtige Schurken", geht ja natürlich auch auf uns und wir würden uns den Spaß schon nicht entgehen lassen, uns den unterfertigten Emmerich Bekessy, den Meister allen Schwindels statt des unschuldsvollen Opferlamms, „verantwortlicher Redakteur" genannt, einmal im hellen Licht des Gerichtssaals anzuschauen, wenn nicht — ja eben, wenn er nicht ein Schwindler wär'.

Nicht das würde uns abhalten, daß er ja ohnedies, wird er schon einmal gepackt, heulend und zähneklefschend allemal auf einen „Ausgleich" lossteuert. In der Angelegenheit des Oberfinanzrates Schmid beispielsweise, über dessen Antrag bekanntlich der Staatsanwalt das amtliche Verfahren gegen „Die Stunde" wegen Ehrenbeleidigung eingeleitet hat, läßt Bekessy alle seine Beziehungen spielen, um auf den Beamten einzuwirken, daß er seinen Antrag zurückziehe; der ist allerdings, weil vom alten pflicht- und selbstbewußten Schlag, nackensteif genug, allen Versuchen dahingehender Nötigung, zu welchen sich, Schande ohnegleichen, sogar gewisse offenbar dem Bekessy irgendwie verpflichtete oder aber seinen Terror fürchtende Amtsstellen bereit finden, Widerstand zu leisten.

Aber da ist zunächst die Einschränkung der Zeitungsschreiber, denen der mutige Bekessy, „wenn es ihnen paßt", vor Gericht Rede stehen will, auf solche, „die sich (durch Federn und Stolper nämlich) in der Preßkampagne mißbrauchen lassen" — zu denen gehören wir ja nicht und wo würde denn überhaupt ein Zeitungsschreiber je zugeben können, daß er nicht aus eigener Überzeugung, sondern von andern „mißbraucht" gegen den Bekessy auftrete! Die ganze von Entrüstung und Kampfgier nur so klirrende „Erklärung" ist in die Luft gesprochen; so viel Worte, so viel leere Phrasen. Ist das ein Schwindler? Und dann ist da

„Karlsbad"!

Gesperrt gedruckt auch noch dazu. Fällt ihm nun einer ja hinein, ihn zu klagen, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß er sich auf eine juristische Hakelzieherei zurückzieht, wo die Klage anzubringen ist, in Wien, wo die beleidigende „Erklärung" im Druck erschienen ist, ohne daß der Verfasser Bekessy, der ja „im Auslande geweilt" hat, an ihrer Drucklegung mitgewirkt hat, oder in Karlsbad — klag' einer von hier aus in Karlsbad! — wo sie der Verfasser niedergeschrieben haben will! Ist das ein geriebener Schwindler?

Denn was für einen anderen Sinn hätte die Datierung von „Karlsbad" sonst? Nachdem nämlich — und nun kommt, wenn schon alles bisherige wieder nur unmaßgebliche „Ansichten und Meinungen" von uns, daß er halt doch ein Schwindler, die niet- und nagelfest begründende Tatsache — nachdem der Emmerich Bekessy, der hinter diese „Erklärung" geschrieben ist und einzig nur gemeint sein kann, am 10. Juli überhaupt nicht in Karlsbad war, sondern im Juli Wien noch gar nicht verlassen hat, weil er an einer schweren Nierenerkrankung im Cottage-Sanatorium daniederliegt! Außer es ist

der andere Imre Bekessy,

der da gemeint ist, in Karlsbad war und von dort geschrieben hat, der andere, von dem der leider gleichnamige Herausgeber der Schwindel- und Erpresserblätter „Die Stunde" und „Die Börse" immer behauptet, der sei es gewesen, wenn man ihm irgendeine Lumperei vorhält, von der Affäre der „Commerzia" in Budapest angefangen bis zu der jüngst berichteten militärischen Entehrung. Dieser Bekessy ist aber dann schon ein geriebener Erzschwindler!

So. Das ist vorläufig unsere Antwort auf die heimtückischen Aufforderungen und „Erklärungen"; wir kennen unsere — „Pappenheimer" wird man nicht mehr sagen dürfen, sondern: — „Karlsbader"! Was anderes ist es mit den Herren Stolper und Federn. Sie hat ein sicherer Emmerich Bekessy unterm 10. Juli 1923 „gedungene und ausgehaltene Bravos" und „ehrlose und niederträchtige Schurken" genannt. Es ist ganz selbstverständlich von ihnen anderes zu erwarten als von dem Herausgeber von Schwindel- und Erpresserblättern, der seit seiner Ankündigung, daß er seinen „Anwalt beauftragen" werde, bereits wieder die zweite Woche ins Land gehen ließ, ohne daß von einer „gerichtlichen Klage" weit und breit etwas zu sehen. Es ist auch nicht anzunehmen, daß die Organisation der Wiener Presse den latenten Skandal dieser Journalistik, dessen Beseitigung die „Deutschösterreichische Tageszeitung" mit Recht so dringlich begehrt, nachdem er einmal in die Entscheidung zu treten scheint, auch nur noch die sechs Wochen Frist, welche den genannten Herren zur Klagsanbringung gelassen ist — sie läuft am 21. August ab — wird andauern lassen können. Daß sein endliches für alle Welt sichtbares und dann unsere ganze öffentliche Meinung bloßstellendes Losbrechen nicht mehr zu umgehen sein wird, droht auch schon grollend ein Cato in der „Arbeiter-Zeitung", der einiges Gewicht hat, an: „Es wird über jenes Blatt, das ebenso eine Frucht der Börsenseuche ist, wie es zu ihrem Überhandnehmen beiträgt, noch das Nötige gesagt werden."

*) Die Ortsbezeichnung war, was, wie man gleich sehen wird, festzuhalten wichtig ist, auch im Text der „Stunde" gesperrt gedruckt.

DIE FÜHRENDE VOLLMILCH-MARGARINE
LIGA
DOEMOL A.G., Wien, I. Singerstr. 12

DOROTHEUM - WIEN

Schaustellungen täglich ab 1 Uhr. **Versteigerungen** täglich ab 3 Uhr.

Uebernahme zur Versteigerung, Schätzung oder Belehnung.

Juwelen, Gold, Silber, Kunst- und Gebrauchsgegenstände, Möbel, Briefmarken, Bücher. 198

Endgültig beseitigen aber werden diese im Fieberdunst der Schieberzeit und aller Nachkriegsverderbtheit gereifte Stinkfrucht im Blätterwald nicht Angriffe, nicht Nachweise ihrer Gifthältigkeit, nicht Pressefehden und Prozesse, sondern nur die eigene Fäule. Lebhafte Auftritte im Allerheiligsten des Großmoguls der Pressekorruption lassen den Augenblick mit Sicherheit voraussehen, in dem die Genossen seiner Schmach übereinander herfallen werden, sei es wegen der Verteilung der Beute, sei es, um der Verantwortung für das angerichtete Unheil, dem Zusammenbruch, dem Skandal zu entgehen. Die Reptilien werden sich selber auffressen.

Empfehlenswerte Bankfirmen.

Aufnahme in dieses Verzeichnis nur in Auswahl durch die Verwaltung. Fernruf 46.428.

In Wien:

Allgemeine Depositenbank, 1. Bez., Schottengasse 1.

Centralbank der deutschen Sparkassen, 1. Bez., Am Hof 3—4.

Nationale Bank- u. Wechselstuben-A.-G., 9. Bez., Kolingasse 19.

Österreichische Central-Boden-Kredit-Bank, I. Hohenstaufengasse 12.

*

Folgende Firmen mußten aus dem Verzeichnis gestrichen werden:

Allgemeine Industriebank, 1. Bez., Wipplingerstraße 2.

„Kompaß", Allgemeine Garantiebank, 1. Bez., Wipplingerstr. 30.

Mercurbank, 1. Bez., Wollzeile 1—3.

Tierquälereien in St. Marx.

Ein Erfolg des „Neuen Wiener Kuriers".

Die in unserer Nummer 47 gebrachte Aufdeckung unglaublicher Tierquälereien in St. Marx verhallen nicht ungehört und es scheint auch den maßgebenden Kreisen nicht mehr gut angänglich, daß Einrichtungen, die schon vor 20 Jahren öffentlich gebrandmarkt wurden und die das Mitleid jedes Kulturmenschen herausfordern müssen, noch immer bestehen. Wir haben wahrlich in unserem letzten Artikel nicht zu viel gesagt, vielleicht in der Beziehung eher zu wenig, daß die furchtbaren Martern zum Schlachten bestimmter Tiere sogar durch Verordnungen gewissermaßen gewährleistet erscheinen, wovon wir uns persönlich überzeugten.

Wir leisteten nämlich einer Einladung des Wiener Tierschutzvereines zwecks endlicher Feststellung, in wie weit besagte Quälereien zu vermeiden wären, gerne Folge und besichtigten unter Führung des Präsidenten des Tierschutzvereines, Herrn Hofrates Führer, St. Marx, wo auch Herr Nationalrat Forstner eintraf. Das Ergebnis dieser Gesamtbesichtigung brachte insoferne kein vollständiges Bild, als vor und selbstverständlich mit den Tieren schonungsvoller umgegangen wurde. Nationalrat Forstner bemerkte in seiner volkstümlichen Art hiezu: „Viel werden wir ohnedies net seh'n, da lauft längst a Zund."

Aber was wir gesehen haben, was also seitens der Leitung von St. Marx vor jedermann vertreten werden will, war grausam genug und bietet genügende Veranlassung, dagegen einzuschreiten. Das umsomehr, als es sich hier um die bekanntermaßen harmlosesten Tiere, nämlich um Kälber handelt, die aber — will man den Markthelfern glauben — gefährlicher als Tiger sind. Durch angeblich langjährige Erfahrung will man in St. Marx wissen, daß Kälber bloß deshalb nicht wie das andere Vieh in Hürden auf dem Markt stehen können, weil sie so zuviel Lärm machen. Aus diesem einzigen recht wenig einleuchtenden Grunde müssen sie also während der ganzen Verkaufszeit, das ist von 8 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags, mit einem breiten Band — so verlangt die Verordnung, gestattet aber andererseits diesen Vorgang — gefesselt und aufeinandergeschichtet auf dem Boden liegen. Wie wenig sanft diese armen Tiere, die in diesem Zustand natürlich ruhig ihre Abschlachtung erwarten, auf die Wage gebracht werden, wurde uns natürlich nicht gezeigt, läßt sich aber leicht denken. Bloß also damit sich der Kauf in Ruhe abwickeln kann, wird an unzähligen wehrlosen Geschöpfen die grausamste Quälerei verübt.

Wir erwarten, daß unser neuerlicher Appell an die Öffentlichkeit nicht taube Ohren finden wird, daß der „Wiener Tierschutzverein" in seinem Wirkungskreise und Herr Nationalrat Forstner im Parlament gegen diese Kulturschande auftreten werden. Wir wenigstens werden nicht eher rasten, bis wir an unseren jetzigen kleinen Erfolg, der darin besteht, daß wir die maßgebenden Kreise für die Vorkommnisse in St. Marx wenigstens interessiert haben, den großen zu reihen imstande sind, der eine Fortsetzung der Tierquälereien ausschließt.

Ode.

Signale.

Preisausschreibungen von Margarinefabriken.

Zu dem Urteil, das in letzter Nummer des „N. W. K." über die noch immer an allen Anschlagmauern marktschreierisch kundgemachte Preisausschreibung der Kunerolwerke gefällt erschien, schreibt man uns:

„Sie haben sehr recht, dem Preisausschreiben eines Kunstfettunternehmens das allergrößte Mißtrauen entgegenzubringen. Wenn es sogar die angesehenste Firma dieses Geschäftszweigs hiebei an Redlichkeit hat fehlen lassen, ist die Annahme naheliegend, daß sich solche mit Erzeugung von Kunstfett und dessen Vertrieb überhaupt nicht vereinbaren läßt. Es werden nicht allzuviele sein, die sich noch an die Menge Preisausschreiben erinnern, welche seinerzeit die Firma Schicht in Aussig, die als weltberühmt gilt und es selbst gern von sich behauptet, veranstaltet hat, bis ihr eines so übel anschlug, daß sie es aufgab und seither nie mehr diese Art, Reklame zu machen, übte.

Sie hatte einmal einen hohen Preis für den ausgesetzt, der ihr nachweisen kann, daß bei der Bereitung des bekanntlich von ihr erzeugten „Ceres"-Speisefetts nicht ausschließlich reine Pflanzenstoffe verwendet werden, und der ihr nachweisen kann, daß bei der Fertigstellung des so genannten Produkts dieses mit den Händen der Arbeiter in Berührung kommt. Es macht sich natürlich ganz gut, wenn man sagen kann, daß man allerechteste Ware mit der größtmöglichen Sauberkeit herstellt. Das dient zweifellos der Reklame. Lange konnte man mit diesem Preisausschreiben erfolgreich krebsen gehen, es meldete sich niemand, der sich um den hohen Preis beworben hätte, zumal, da man bei der Bereitung des „Ceres" niemand zusehen läßt und man im Preisausschreiben wohlweislich die Bedingung stellte, daß sich die, die es wissen könnten, die Arbeiter der Firma Schicht, nicht bewerben dürfen. Das nennt man freilich vorsichtig Preise ausschreiben!

Schließlich ließ aber doch der hohe Preis einen Arbeiter der Firma Schicht nicht schlafen. Er nahm sich aus dem Betrieb drei Gläser, füllte sie mit „Ceresfett" und fuhr nach Wien, um sie hier untersuchen zu lassen. Vorher ging er sogar zu einem Rechtsanwalt, um sein Vorhaben protokollarisch festlegen zu lassen.

Inzwischen aber hatte die Firma Schicht eigens einen Advokaten von Aussig nach Wien gesendet, damit er den Arbeiter wegen — des Verdachtes des Verbrechens der Erpressung verhaften lasse! Das geschah auch und in fünfwöchiger Untersuchungshaft konnte der Verhaftete über die sonderbaren Preisausschreiben der Firma Schicht nachdenken. Schließlich wurde er in Aussig verurteilt, da er — die Gläser und das „Ceres" gestohlen habe.

Da man daraufhin der weltberühmten Firma öffentlich zu bedenken gab, daß es doch gut wäre, wenn sie in Zukunft zu ihren Preisausschreiben bemerken wollte, daß die, die sich darum bewerben, Gefahr laufen, wegen Erpressung eingesperrt zu werden, verzichtete sie seitdem darauf, sich durch Preisausschreiben patzig zu machen."

Ähnlich wird es wohl auch mit dem Preisausschreiben der Kunerolwerke sein und ausgehen. Und sogar mit ihrem neuen noch namenlosen Produkt."

Der Zuschrift haben wir nichts zuzufügen, als daß die Erinnerung sehr dankenswert, die daran geknüpften Folgerungen sehr zutreffend sind.

Reis aus Habsburgs Stamm.

Aus den Erinnerungen einer unehelichen Tochter des Kaisers Franz Josef I.

(Fortsetzung.)

Wien, am 27. Jänner 1921.

Geehrte Frau Wadsak!

Sie irren sich sehr, wenn Sie meinen, Ihr Brief an die Kaiserin Zita hätte Ihnen die 2000 Kronen verschafft. Dieser Brief liegt hier bei einem Hofadvokaten, der den Auftrag hat, nachzuforschen, ob Ihre gemachten Angaben auf Wahrheit beruhen.

Familien-Café Dänemark II. Praterstraße 48

Kapellmeister

MAX GEISLER

ehem. Inf.-Reg. 4 als

Meister auf der Harfe

Künstlertrio Skutezky

208

Meine Schritte leitete ich beim Sektionschef Schager ein, der weitere Weg führt nach Wallsee und weniger in die Schweiz. Von den Ihnen gesandten 2000 Kronen weiß man dort noch nichts.

Ohne mein Eingreifen — das kann ich ruhig sagen — hätten Sie noch nichts erhalten. Verraten kann ich, daß der Text Ihres Schreibens als ein guter bezeichnet wurde und daß Ihr Dankschreiben an Sektionschef Schager diesen freute. Ich lat heute bei diesem für Sie weitere Schritte, die bestimmt von Erfolg sein werden. Sie erhalten eine Gnadenpension von mehr als 100 Kronen monatlich, die Ihnen bis Ende Februar zugehen wird.

Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß Sie früher noch einmal 1000 bis 2000 Kronen Aushilfe bekommen. Sobald Sie das Angekündigte erhalten haben, wollen Sie sich bei dem Genannten recht herzlich bedanken, denn nur selbem verdanken Sie alles!

Anderswohin bitte nicht zu schreiben, außer ich würde Ihnen hiezu raten. Sie können mit dem Erreichten vollauf zufrieden sein!

Es freut mich, Ihnen dies Angenehme mitteilen zu können, und setze ich voraus, daß Sie sich dieser Wohltat auch würdig zeigen werden.

Sie bestens grüßend, zeichne ich mit Hochachtung

als Ihr

Schoiswohl.

NB. Der Öffentlichkeit nichts davon mitteilen, bis Sie nicht alles in Ordnung haben, es könnte Ihnen sonst leicht jemand schaden!

*

Mariazell, am 21. Februar 1921.

An Frau Maria Wadsak

in Trofaiach.

Habe Ihren Brief vom 14. d. M. vorgestern im Allgem. Krankenhause in Mariazell, wo ich abermals krank liege, erhalten, ich bin mit selbem sehr unzufrieden. Sie haben zu Ihrem eigenen Schaden eine große Taktlosigkeit begangen, indem Sie dem überaus wohlwollenden Herrn auf meine Ihnen gemachten vertraulichen Mitteilungen hin so förmlich Ihre Rechnungen sandten.

Sie scheinen nicht bedenkt zu haben, daß solche Herren ein feines Taktgefühl haben.

Sie haben dabei aber auch mich blamiert, weil Sie die Ihnen von mir vertraulich mitgeteilten Dinge sofort auszunützen versuchten, ohne mich vorher zu fragen.

Die Sachlage schien für Sie sehr günstig zu stehen, ich rechnete für Sie noch einmal auf 1—2000 K. und zirka 500 Kronen Pension monatlich. Von nur 200 Kronen auf zwei Jahre war nicht die Rede. Sie sollten angenehm überrascht werden und nun diese Frechheit Ihrerseits. Nun tragen Sie auch die Folgen davon.

Ich habe für Sie genug getan, ich unternehme für Sie nichts mehr.

Sobald Sie Ihre erste Dauerunterstützung haben, wollen Sie mich verständigen, damit ich mich bei dem genannten Herrn bedanken kann.

Ihnen aber rate ich dringend, nun einmal ruhig zu sein und mit dem Erreichten sich zufrieden zu geben.

Hochachtungsvoll

Schoiswohl.

(Fortsetzung folgt.)

Wandel und Handel.

Das wahre Gesicht der Sommerhausse.

Die Bewegung an der Börse ist etwas ruhiger geworden. Die durch zwei Wochen anhaltenden Steigerungen haben sich teils durch Realisationen, teils wegen Geldmangel abgeschwächt; viele Effekten brachten bei der letzten Versorgung Verlust.

Im Privatbörsenverkehr

besserten sich alsdann die meisten Papiere allerdings wieder, es wurde sogar auf einige vergebens Geld geboten, ohne daß es Ware hergelockt hätte.

Nach der Überzeugung aller maßgebenden Börsenleute wird die Nachfrage nach einigen gewissen Papieren auch weiterhin noch stark bleiben, da die bedeutenden Kurserhöhungen viele Bankinstitute zum Verkaufe der Aktien von ihnen finanzierter Unternehmungen veranlaßten, wodurch sie aber die Aktienmehrheit verloren haben, so daß sie jetzt, um ihren Einfluß auf Leitung und Gestaltung der Unternehmungen zu erhalten, gezwungen sind, die abgegebenen Effekten auch zu höheren Kursen rückzukaufen. Das treibt sie natürlich noch mehr in die Höhe.

Wenn Rückkäufe nur mit schweren Opfern, also mit Verlust möglich, versuchen die bedrohten Bankleitungen, sich mit Kapitalserhöhungen und Ausgabe neuer Aktien zu helfen. Daher kommt diese nie erlebte Fülle von

Generalversammlungen in der toten Saison.

Dabei leitet die Großbanken noch eine besonders schlaue Überlegung bei diesen Veranstaltungen gerade jetzt. Viele maßgebende Aktionäre sind gegenwärtig in Ferien abwesend. Dieser Umstand soll ausgenützt werden, um rasch und sicher, ohne Einsprüche und Aufsehen, sozusagen

hinter den Kulissen

die neuen Aktien der von ihnen bislang beherrschten Unternehmen in Verkehr zu bringen und hiedurch die verlorene oder mindestens gefährdete Majoritätsstellung zurückzuerlangen. —

Im Mittelpunkt des spekulativen Börseninteresses stehen gegenwärtig die Aktien der zu Bosels Konzern gehörenden Union-Bank. Sämtliche Tageszeitungen wußten zu berichten, daß die Aktien der Union-Bank deshalb um vieles wertvoller werden müßten, weil es der Bank gelungen sei, in ihren Interessenkreis Petroleumindustrien einzubeziehen und weil weiter Verhandlungen im Gang seien, die der Bank auch Einfluß auf die Kohlenindustrie eröffnen sollen. Das wäre also die Ursache der außerordentlichen Hauptversammlung der Union-Bank, in der auch so nebenbei rasch eine Kapitalserhöhung durchgesetzt werden soll. Was an diesen Ausstreuungen verläßliche Grundlage hat, was nur auf Mache zurückzuführen ist, läßt sich im Augenblick nicht endgültig entscheiden; jedenfalls mengt sich in ihnen beides, ohne daß das dem Zweck geschadet hätte, das Interesse für Union-Bank-Aktien fieberhaft zu steigern. —

Nicht minder gesucht werden zur Zeit Siemens-Aktien und — recht überraschender Weise österreichische Kreditpapiere. Die Nachfrage nach ihnen vermag an der Börse nicht völlig befriedigt zu werden.

Wenn wir aber von den — entgeltlichen und unentgeltlichen oder vielmehr: mit einem Kreuzel versehenen oder als bezahlt nicht erkennbaren — Zeitungsartikeln, welche diese stürmische Hausse auf diese ihre Art erklären wollen, absehen, so erkennen wir bald, daß die Nachfrage nach allen diesen Papieren ganz andere Gründe als die vorgegebenen hat. Das Geheimnis ist nicht schwer zu entdecken.

Der ungeheuerliche Sturz der Reichsmark

hat verständlicherweise auch beträchtliche Preissteigerungen an der Berliner Effektenbörse ausgelöst und diese haben eine ständige Hausse allenthalben bewirkt, wo die Arbitrage*) hinzulangen vermag. Der Marksturz gab dem Arbitragegeschäft neuen Schwung. Die Banken und Börsenleute, die es pflegen, nur sie tragen so stark zum Aufkauf dazu jeweils geeigneter Papiere auch an unserer Börse bei, indem sie diese Papiere nach Deutschland ausführen und unter den dortigen günstigen Bedingungen mit außerordentlichem Nutzen losschlagen. Die gelösten Milliardenwerte in Mark fluten zu

*) Über „Arbitrage" und die sonstige Geheimsprache der Börse siehe die Bemerkungen am Schluß obigen Aufsatzes! Die Schriftleitung.

Spezialist in Wildlederhosen
Eigene Erzeugung 206
Johann Dunkl, Wien, XX. Treustraße 10

Atelier für feine **Herren-u. Damenkleider**
Sämtliche Sportkleider nach Maß
Reichhaltiges Stofflager
ANTON VACEK 205
Wien, V. Wiedner Hauptstraße 127

uns zurück. In der Tat waren noch niemals soviel Mark am Wiener Platz in Verkehr als jetzt. Die so erzielten Gewinne sind ganz ungeheuer. Wie wir erfahren, zieht die Siemens-Aktiengesellschaft aus ihren Arbitragegeschäften mit den eigenen Aktien 40 bis 50 Prozent, die Union-Bank 60 Prozent Nutzen, den Vogel aber hat die Credit-Anstalt abgeschossen, der die Arbitragespekulationen 80prozentige Gewinne brachten. Selbstverständlich: Um genau soviel Prozente wird

Österreich ärmer!

Das schmerzt aber die Brandschatzer der Volkswirtschaft wenig.

Die aus angeführten Ursachen nicht endende Neigung zur immer höheren und ungeheureren Aufwertung aller Effekten hat dem Börsenverkehr zugunsten der Spekulanten bereits solche alles ergreifende Ausdehnung gegeben, daß er sich heute oder morgen selbst aufgezehrt haben wird, denn die Anzahl der verfügbaren Papiere wird bald nicht mehr ausreichen, um die Geschäfte reibungslos durchführen zu können. Die Großbanken helfen sich gegen den Stückemangel, indem sie das Grundkapital ihrer Konzernunternehmungen erhöhen und

Hunderttausende neuer Aktien

auf den Markt werfen. Solche Zustände können sich aber keinesfalls lang halten. Hat sich die Spekulation einmal satt gegessen, dann ist, schon wegen der hohen Preise, der Markt außerstande, die immer noch vermehrte Ware aufzunehmen. Dann aber ist der Tag der Baisse gekommen und nicht fern der Wendepunkt des Börsenglücks. Seinem Zusammenbruch werden aber wieder nur die Kleinen zum Opfer fallen; Tausende werden Vermögen, Hab und Gut verlieren, den Nutzen werden allein die Großbanken einstreifen. Was ihre Unersättlichkeit übrig läßt, schluckt der Kontremineur . . . Noch dauert der

Fasching an der Börse,

aber einmal wird doch Aschermittwoch, er wirft schon seine Schatten voraus. Es wird ein doppelt grauer Katzenjammer werden, da er nach dem ganz zeitwidrigen sommerlichen Fastnachtstreiben mit den Herbstnebeln zusammen einfallen dürfte. Ende September werden menschlicher Voraussicht nach die Börsenmakler wieder genügend Zeit haben, ihre Rückstände aus der stürmischen Hausse aufzuarbeiten.

*

Was ist Arbitrage?

Aufklärung über Börsenvorgänge zu gewinnen und zu verbreiten, versuchen wir redlich nicht für die Schieber und Spekulanten, sondern für die Menge kleiner Effektenbesitzer, die aus den Zeitumständen heraus am Wertpapiermarkt Interesse nehmen müssen. Wir haben das in letzter Nummer dargelegt. Deswegen vermeiden wir auch die Anwendung des Börsenkauderwelsch, jener Geheimsprache, die eigens erfunden scheint, damit in ihr gemachte Mitteilungen nur den Eingeweihten, den mitverschworenen Leuten vom Bau verständlich seien und dem Börsenbetrug störende Neugier und unliebsame Fragen fernbleiben. Wir befleißen uns, auch über Börse, Wertpapiermarkt und Wirtschaft Bericht und notwendige Beurteilung in vernünftigem Deutsch zu geben, so uns auch in dieser Hinsicht von der landläufigen lügnerischen und jedem Schwindel Vorschub leistenden Börsenpresse unterscheidend und der Wahrheit Rechnung tragend. Da das Gebiet, das unter den heutigen Verhältnissen leider nicht unbeachtet gelassen werden darf, aber nun einmal auch Tummelplatz von ausgepichten Galgenvögeln aller Art, kann man von ihrem Rotwelsch nicht völlig absehen. Es hat manche Ausdrücke, die, ebenbürtig den Gaunereien, die sie bezeichnen, unentbehrlich sind, weil die gewöhnliche Sprache der Kulturmenschheit nicht ausreicht, um die Vielfältigkeit des Börsenbetrugs angemessen zu kennzeichnen und zu unterscheiden. Das in vorstehendem Aufsatz vorkommende Wort „Arbitrage" gehört dazu.

Was ist Arbitrage? Für jene unserer Leser, die noch nicht völlig der Börsenseuche verfallen sind — wir hoffen, es ist die Mehrzahl — wollen wir eine faßliche, äußerst gemeinverständliche Erklärung geben und das um so lieber, als Arbitrage eine sehr feine, sehr lustige Sache ist.

Arbitrage ist nämlich so: Herr Mayer sitzt im Kaffeehaus, am Tisch rechts von ihm sein Freund Müller, links sein Bekannter Herr Weber, die sich nicht ausstehen können und miteinander nicht verkehren. „Du, Mayer," sagt plötzlich Müller, „ich hab' mein Geld zu Haus vergessen, leih mir eins!" Mayer, der seinen Freund kennt, brummt etwas, was Müller richtig versteht, worauf er sagt: „Na also, tu dir nichts an! Weißt was? Ich hab' noch zehn Agyptische. Kauf' mir's ab! Ich geb' sie dir billiger." Ehe noch Mayer erwidern kann, daß er als Nichtraucher die „Agyptischen" auch billiger nicht brauche, bricht sein Nachbar Weber los: „So ein Viechkerl, der Jean! Hat er nur ‚Sport' und ‚Memphis'! Ich rauch' doch nur ‚Agyptische'! Und heut', am Sonntag, hat nicht einmal die Tabaktrafik offen!" Die Sache entwickelt sich nun natürlich von selbst und Herr Mayer streift mühelos einen Arbitragegewinn ein.

Oder Arbitrage ist so: Der Vermittler Kohn in Wien weiß — Arbitrageure wissen immer alles — daß der Kaufmann Langer in St. Pölten, weil er sein frisch zu tünchendes Lager ausräumt, gern einen Posten Ladenhüter losschlagen möchte und daß in Maria-Enzersdorf eben ein neuer Kaufmannsladen eröffnet hat. Er schickt dem Langer in St. Pölten eine Depesche etwa so: „Rückdrahtet Preis eures alten Posels! Antwort bezahlt." Als er nach Verlauf weniger Stunden die Antwortdepesche, die kurz lautet: „500.000", in Händen hält, telephoniert er dem Maria-Enzersdorfer: „Habe von Ihnen gesuchte, sonst nicht erhältliche vorzügliche Ware zu außerordentlich niedrigem Preis abzugeben, nur 1,500.000." Alles übrige ist die reine Spielerei. Kohn empfängt den Kaufauftrag, telegraphiert nach St. Pölten: „Gekauft" und beordert gleich die Übersendung der Ware nach Maria-Enzersdorf.

„Außerordentlich lustig wird die Sache, wenn es sich um Börsenware handelt. Nämlich: Um 11 Uhr 15 Minuten ruft der Wiener Börsenkonforinhaber Maneles seinen Geschäftsfreund in Berlin — Arbitrageure haben überall Geschäftsfreunde — telephonisch auf und erfährt, daß bei eben eröffneter Börse Schnuckes-Aktien um 30.000 Mark zu haben sind. Um 11 Uhr 25 ist er bereits in telephonischer Verbindung mit seinem Vertreter an der Frankfurter Börse — Arbitrageure haben überall Vertreter — um zu hören, daß dort keine Schnuckes-Aktien vorhanden sind und jemand gern solche auch um 50.000 Mark kaufen würde. Der gewünschte Erfolg, der keiner Erläuterung mehr bedarf, ist nur mehr eine Frage gelungener Telephonanschlüsse. Aber auch die haben Arbitrageure immer. Um 11 Uhr 45, längstens aber um 12 hat Herr Maneles sein weitausgreifendes Arbitragegeschäft gemacht und kann beruhigt zu Tisch gehen. Und das alles von seinem bequemen Stuhl vor dem amerikanischen Schreibtisch in seinem gemütlichen Wiener Privatkontor aus; kaum, daß er zwei Zigarren dazwischen rauchte. Man sieht: Ein Kinderspiel. O, Arbitrage ist lustig und fein! Nur nicht für die, welche die Kosten des ganzen Jures, die „arbitrierten" Preise, die Telephonanschlüsse und die Zigarren zahlen müssen. Das sind die, für welche die ganze Wirtschaft, die Arbitrage bedingt — sie ist nämlich ein „notwendiges Erfordernis der Volkswirtschaft" — angeblich gemacht wird; das ist das Volk.

*

Die Vergewaltigung der Aktionäre.

Gemäß unseren Darlegungen in voriger Nummer über „Kleinaktionäre und Hauptversammlungen" müssen wir heute wieder über einen derartigen Versuch von Vergewaltigung der Aktionäre berichten wie letztens von Suchywerke und Boden-Credit-Anstalt. Es betrifft die bevorstehende Satzungsänderung und beabsichtigte Erhöhung des Aktienkapitals beim Wiener Bankverein. Beides soll dienen, die unangenehm werdende Minderheit der Aktionäre unschädlich zu machen. Schon ist das Syndikat gebildet und bereit, die Mehrzahl der neu auszugebenden Aktien vornweg zu übernehmen, damit sie nicht in die Hände der Minderheit gelangen und so erst recht die gegenwärtige Leitung des Unternehmens gefährden. Ob deren Pläne voll gelingen, bleibt allerdings zweifelhaft; denn der Bankverein kommt mit den bei anderen Unternehmungen bewährten Winkelzügen ein wenig spät, er wird fürchten müssen: zu spät.

Im Finanzministerium ist man an der Fertigstellung von Bestimmungen, welche verhindern sollen, daß Ausgabe neuer Akt en auch weiterhin nur zur Stärkung und Erhaltung der Macht der in dem betreffenden Unternehmen gerade herrschenden Gruppe durchgeführt wird. Neue Aktien sollen von nun an gleichmäßig auf die Besitzer der alten aufgeteilt werden müssen. Die bezügliche Verordnung erwartet man noch vor dem 2. August, dem Tag der Hauptversammlung des Bankvereins, so daß es mit der Anwendung des technischen Manövers, wenn es sich auch gerade dem Bankverein schon bewährt hat, diesmal vielleicht Essig werden dürfte.

Es war bei Rima-Muranyer, bei welcher der Bankverein führenden Einfluß hat, daß der Kniff glückte, noch skandalöser dadurch, daß in den Zwist zwischen Mehrheits- und Minderheitsgruppe die Nationalitätenfrage hineingezogen wurde, was allerdings dem Bankvereinssyndikat damals schlecht bekam. Es wäre wünschenswert, daß es sich auch bei der jetzigen Gelegenheit wieder eine Schlappe holt, damit der ärgerniserregende Unfug, sich statt durch pflichttreue Führung der Geschäfte im Interesse der gesamten Aktionärschaft durch rein technische Vorkehrungen an der Herrschaft zu erhalten, den leitenden Cliquen selbst einmal über wird.

*

Nächste beachtenswerte Hauptversammlungen von Banken, Aktiengesellschaften u. dgl., die für Kleinaktionäre von Bedeutung.

(Die Beifügungen in Klammern betreffen Ort und wichtigsten Verhandlungsgegenstand der Versammlung.)

21. Juli: N. Heid, Maschinenfabriks-A.-G. (Credit-Anstalt, Wien I, Am Hof 6.)

23. Juli: Gesellschaft für graphische Industrie (Wien VI. Gumpendorferstraße 87.)

27. Juli: Österreichisch-ungarische Bank (Wien I. Herrengasse 17.)

Die Ankündigungen

bedeuten im „Neuen Wiener Kurier" nicht wie in anderen Zeitungen eine wahllose Sammlung von Geschäftsunternehmungen, die zahlungskräftig genug sind, die hohen Kosten heutiger Zeitungsanzeigen tragen zu können. Unsere Verwaltung übernimmt für jede im Blatt enthaltene Anzeige Verantwortung, auch in inhaltlicher Beziehung, sodaß jedes angekündigte Unternehmen den Lesern als wirklich empfehlenswert gewährleistet werden kann.

Allfällige gegenseitige Erfahrungen mit in unserem Blatt anempfohlenen Unternehmungen und Geschäftsleuten mögen die Leser ungesäumt bekanntgeben. Anzeigen von solchen wie von allen Inserenten, von denen wir Nachteiliges erfahren, das ihre Anempfehlung bedenklich erscheinen läßt, schalten wir unbedingt aus.

Die Gepflogenheit gibt den Lesern erhöhte Sicherheit, bei den im „Neuen Wiener Kurier" Empfohlenen Verläßlichkeit und Redlichkeit zu finden.

Österreichische Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe. Donnerstag den 9. August 1923, ½12 Uhr vormittags, findet im großen Festsaale des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines eine außerordentliche Generalversammlung der Aktionäre der Oesterreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe statt. Gegenstand der Verhandlung ist die Beschlußfassung über Abänderung des § 68 der Statuten. Die stimmberechtigten Herren Aktionäre, welche an der Generalversammlung teilzunehmen wünschen, werden hiemit eingeladen, ihre Aktien samt Coupons oder die deren Stelle vertretenden Depotscheine der Anstalt spätestens am 26. Juli 1923 als den statutenmäßigen Endtermin bei einer der in den Kundmachungen genannten Banken zu deponieren. Je 25 Aktien geben das Recht auf eine Stimme. (Entgeltlich.)

Unionbank. Der Verwaltungsrat der Unionbank beruft die Aktionäre für den 26. d. M. zu einer außerordentlichen Generalversammlung ein, welcher der Antrag gestellt wird, das dermalige Aktienkapital von 8000 Millionen Kronen bis auf 16.000 Millionen Kronen zu erhöhen und die dadurch bedingten Statutenänderungen vorzunehmen. Gleichzeitig soll die Generalversammlung über die Änderung einiger durch die Verhältnisse überholter Statutenbestimmungen beschließen. (Entgeltlich.)

M. L. Biedermann & Co. Bankaktiengesellschaft. Der Verwaltungsrat hat die Bilanz pro 1922 festgestellt. Es ergibt sich ein Bruttogewinn von K. 8.791,119.388 und ein Reingewinn von K. 3.525,194.136. Der für den 4. August einberufenen Generalversammlung wird die Verteilung einer 150%igen Dividende, d. i. K. 600 per Aktie vorgeschlagen werden. Nach Dotierung der verschiedenen Fonds mit insgesamt K. 1.800,000.000 wird ein Betrag von K. 675,174.723 auf neue Rechnung vorgetragen. (Entgeltlich.)

---

226 **Steyr-Automobile**
12/40 PS 6-Zylinder
7/23 PS Kleinauto
34 PS Schnellastwagen
für 2·5 Ton. Nutzlast
Österreichische Waffenfabriksgesellschaft
Verkaufsbureau für Wien und Nied.-Oest.:
Wien, I. Kärntnerring Nr. 7

Wieviel verdient man an der Börse?

Hiefür das Beispiel eines Herrn, der als skrupelloser journalistischer Freibeuter nur zu bekannt ist und auch in unserm Blatt schon gebührend gewürdigt wurde.

Seit Beginn voriger Woche erhöhten sich Schöller-Zucker- und Berg- und Hütte-Aktien von drei auf fünfeinhalb Millionen. Dies dadurch, daß sie ein Verleger einer Wiener Börsen- und einer Tageszeitung zusammenkaufte. Sofort nach vollzogenem Ankauf begann er in seinen Blättern großen Lärm über die Zukunft dieser Papiere und tischte das bekannte abgedroschene und durchsichtige Märchen von „Interessement" ausländischen Kapitals auf. Außerdem hat er durch Angestellte und Vertreter die genannten Papiere als „sichere Tips" ausposaunen lassen, wie es überhaupt die bemerkenswerte, aber zu journalistischer Tätigkeit so wenig wie zu Ansehen eines Zeitungsherausgebers passende Eigenheit dieses Jobbers ist, alle seine Beziehungen und Bekanntschaften zum Anbringen von — hauptsächlich für ihn allein — nützlichen Winken für Börsenspiel auszunützen. Auf geschilderte Art gelang es ihm, den Kurs der rasch zusammengerafften Stücke emporzutreiben, wonach er sich natürlich beeilte, sie mit hohem Nutzen wieder loszuschlagen.

Der Mann hat dabei fast 1 Milliarde Kronen sozusagen über Nacht eingestrichen. Dieser „Gewinn" reichte für kostspieligen Sommeraufenthalt in vornehmem Sanatorium.

!! Erstklassige Herrengarderobe !!
nach Maß 232
Anton Kratochwil, Wien
3. Bezirk, Untere Weißgärberstraße Nr. 16

Schneidermeister
Josef Broschek
Spezialist in erstklassigen Herrengarderoben zu den billigsten Preisen 211
Wien, 18. Martinsstr. 68

Leopold Fijala
Erzeugung feiner Ledergalanteriewaren 234
Wien, XV.
Neubaugürtel Nr. 37

Schneidermeister Franz Pichler
empfiehlt sich zur Anfertigung von Herren- und Knabenkleidern in billigster und bester Ausführung. Auch aus mitgebrachten Stoffen. Ausführung von Stoff- und Kleideraktionen. Karte genügt. Komme mit Muster. 233
Wien, XVI. Habicherg. 5, Tür 7 (Straßenbahn 48)

Musikinstrumente 204
gut u. billigst beim Streich-Instrumenten-Erzeuger
Karl Fromm, Wien, III. Löwengasse 15
En gros. Lager sämtlicher Saiten. En detail.

Zahlungserleichterung! **Anzüge nach Maß**
bis zur feinsten Ausführung.
Billigste Tagespreise bei 223
Schneidermeister Jakoubek & Co.,
Wien, V. Obere Amtshausgasse 30.
Auskünfte bis 8 Uhr ab., Sonnt. bis 2 Uhr nachm.
Karte genügt, komme ins Haus.

Erstklassige
Herrengarderobe
nach Maß 221
Franz Hrad, Wien
16. Grundsteingasse 9

Werkstätte für
feine Herrengarderoben
nach Maß. 217
Anzug-Façon m. kompl. Zugehör K 600.000
Leopold Huber, Wien
XVII. Lacknergasse 22

Schreibmaschinen
neu und gebraucht, billigst, mit Garantie 227
Edmund Igel,
II. Praterstr. 41. Tel. 43342
Beste Reparaturwerkstätte.

Johann Pospichal
Meister in Anfertigung von erstklassigen Maßschuhen
Wien, 18. Martinsstr. 54 210

Spezialist in
Schuhwarenerzeugung
Franz Schafrata, Wien
7. Lerchenfelderstr. 121
Uebernahme sämtlicher Reparaturen.
Billigste Tagespreise. 220

Sessel 235
Fauteuils
Tische
anerkannt solid, billig
Werkstätte Adler
VII. Apollogasse 18
Hartholzsessel
Lederimit. K. 40.000

Silberschutz
für Damen, sicherer Erfolg sowie Herren-Gummispezialitäten
billigst bei Hebamme
Johanna Böck,
XVI. Grundsteing. 43
I. St., Tür 10 237

Schuhwarenerzeugung
Ludwig Maska
Wien, V. Reinprechtsdorferstraße 9. 218
Großes Lager sämtl. Schuhwaren eigener Erzeugung aus bestem Leder-Material.
!!! Maßbestellungen !!!

Werkstätte für feine
Herren- u. Damenkleider
sämtl. Sportkleider n. Maß
Karl Antosch, Wien
V. Vogelsangg. 34 224

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Rudolf Horak und Gustav Leitner. — Verantwortl. Schriftleiter: Gustav Leitner. — Druck von F. Köstlbauer & Co. — Alle in Wien.

V. b. b. K 1000

Neuer Wiener Kurier

Der Kampf um Menschenrechte
Uns täglich wieder lehrt:

Wer keinen Feind besitzt,
Ist keines Freundes wert!

Schriftleitung und Verwaltung:
Wien, II. Praterstraße 50. — Fernruf 46.428.
Drahtanschrift: Newikur, Wien, Praterstraße 50.
Postsparkassenkonto Nr. 75.191.
Sprechstunden wochentags 17 bis 18 Uhr.

Unabhängige und unparteiische Zeitung

Anzeigen nehmen die Verwaltung und alle größeren Anzeigenbüros entgegen.

Unfrankierte Zusendungen werden nicht angenommen, unverlangt ohne Rückporto einlangende Beiträge nicht bewahrt.

Bezugspreise:

13	26	52 Nummern
12.500	25.000	50.000 österr. Kronen

Einzelnummer 1000 öst. K., 2,200.000 Mk., 400 ung. Kr., 0·50 c. Kr., 1 Schweizer Frank.

II. Jahrgang — Wien, September 1923 — Nr. 54

Aus dem Inhalt:

Vorsorge für Auswanderer.

Die Unterbrechung der Schwangerschaft.

Auswege aus dem Mutterschaftszwang. — Das „Fliegenspital“ und andere inhumane Humanitätseinrichtungen. Ausbau der Wiener Eheberatungsstelle notwendig!

Redakteure der „Stunde“ mit den Zollbetrügern, Schmugglern und Taschendieben am Spieltisch im „Heimklub“.

Chronik einer seltsamen Aktiengesellschaft. — Wirkung in die Ferne.

Wie der angeklagte Schriftleiter der „Stunde“ auf den Operationstisch kam.

Schwurgerichtsverhandlung „N. W. K.“ gegen „Die Stunde“.

Die Spielbanken und die Presse.

Warum der Spielbankdirektor Goldberger daraufzahlte.

Der Riesenschmuggel.

Ungarische Abenteurer die Hauptschuldigen. — Wie die Beamten verführt wurden. — Die Organisation des Schmuggels. — Schmuggelbörsen. — Der „Heimklub“. — Die Schuld der Behörden.

„Das Asiatische in Österreich“.

Die Aufdeckung des Riesenzollbetrugs, die mit immer neuen Verhaftungen von Tag zu Tag erschreckender erkennen läßt, wie tief sich schleichende Übel bereits in unsern Staat eingefressen haben, hat an die Wurzeln der Verderbnis gegriffen, welche unser staatliches und wirtschaftliches Leben durchfault.

Zunächst fällt auf, daß die Hauptschuldigen, gleichsam die Väter des Gedankens, aus Betrug am Staat und Verführung von Beamten Gewinn zu ziehen, fast durchwegs Ausländer sind. Es sind — und dies ist festzuhalten — fast alle Ungarn. Der ganze Plan ist unter ungarischen Flüchtlingen entstanden und entspricht durchaus ungarischen Methoden. Hauptbeschuldigte sind die Inhaber der Budapester Speditionsfirma Braun und Fabian, die des Speditionsgeschäfts Kalman und Weiß in Bruck an der Leitha und der Vermittler Nikolaus Acs, ein echter

Typus internationalen Abenteurertums,

wie es die zerrütteten und verderbten politischen Verhältnisse besonders Ungarns, das Flüchtlingswesen und die im Krieg üppig gewordene Offiziersverlotterung so vielfältig hervorgebracht haben. Es ist bezeichnend und nicht zu übersehen, daß, wie dieser Acs sich noch heute mit Vorliebe als „Rittmeister“ bezeichnet, viele dieser zu allem bereiten, vor nichts, was Geld zu Wohlleben einzubringen verspricht, zurückschreckenden Ritter der Nachkriegskonjunktur früher Offiziere waren, die aus den Gewohnheiten ihrer ehemaligen Kaste das Recht auf Wohlleben, ihnen von der heutigen Ordnung der Dinge tückisch geweigert, und den Mut zu jeglicher Bedenkenlosigkeit ableiten.

Der „Rittmeister“ Acs hat sich zuerst mit dem Waffenschmuggel nach Ungarn, das dafür bekanntlich stets viel Verständnis hatte, befaßt und wandte sich dann speziell der Beamtenbestechung zu, in der ihn vielleicht schon die frühere Beschäftigung Fertigkeit gewinnen ließ. Er war im Wege der Firmen Kalman und Weiß, Kramer und andere „Verbindungsoffizier“ zu den bestechungsreifen Beamten, in ihnen erblicken wir deren eigentliche Verführer. Und mit welchem Raffinement umgarnte die Verführung ihre Opfer! Man darf sich nicht vorstellen, daß die schuldigen Beamten lauter verworfene, verderbte Subjekte, die sich zur Verletzung ihrer beschworenen Pflicht mit Leichtigkeit bereit fanden. Sie haben ihr früher so gut wie andere entsprochen, im Kampf gegen Schmuggel und Zollbetrug ihren Mann gestellt. Auch die allerdings schmählichen Entlohnungsverhältnisse — die man ebenfalls bei Beurteilung der Angelegenheit nicht unbedacht lassen darf — erklären nicht völlig ihre Untreue. Wenn sie aber sehen, wie von ihnen beschlagnahmte Schmugglerware nach kurzer Zeit dennoch, wenn auch nun ordnungsgemäß verzollt und abgefertigt, über die Grenze ging, von ihnen beanständete Zollbetrüger und Schieber immer wieder, ihrer spottend, im Grenzverkehr auftauchten, konnte schon in ihnen die Vorstellung entstehen, es ginge in Wien, wo die Anzeigen erledigt, die Strafen verhängt, die Beanständungen ausgekocht wurden, nicht mit rechten Dingen zu. Es war die Sache des Acs und seiner ungarischen Spießgesellen, die Vorstellung durch raffiniert erdichtete Darstellung, wie sich Beanständete

mit den Wiener Zolloberbehörden abfinden

könnten, zu nähren, bis der Gedanke reifte, was in Wien billig, könne an der Grenze nicht unrecht sein. Sie erzählten den Beamten, in Wien ginge mit Geld alles zu „richten“, und erzählten es so lang, bis die Vorstellung sich unausrottbar in die Gehirne der schlecht entlohnten und für alle Mühe und Pflichttreue schlecht bedankten Beamten einnistete, daß, wo alles nimmt, nicht gerade sie allein sich dessen enthalten müßten. In Wien bestand das „Richten“ aber in nichts anderem als in dem ganz ordentlichen Ablauf des gesetzlich geregelten Verfahrens und es nahm niemand als der Staat den Zoll, um den er betrogen werden sollte, und die Zolloberbehörden die verhängten Strafen. Sie nahm sie leider nur zu wenig und das ist

die große Schuld,

die sie an der ganzen Angelegenheit trifft und mit ihr das übergeordnete Ministerium und die verantwortliche Regierung. Die ganz unangebrachte Milde, mit der man in vielen Fällen Vergehen gegen die Finanzgesetze ahndete, die unbegreifliche Schonung, welcher gerade an den höchsten Verwaltungsstellen Schieber aller Art stets sicher sein konnten, das liebevolle Verständnis, welches die christlichsoziale Regierung der Seipel und Kienböck allen Raubgelüsten der Banken und des internationalen Kapitals jederzeit entgegenbrachte, forderten die Frechheit, mit welcher die Teufelssaat von Mißtrauen, Neid und Habgier, die so verderblich aufging, in die Beamtenkreise gestreut wurde, geradezu heraus, zogen die unerhörte Bedenkenlosigkeit groß, mit welcher der Staat durch drei Jahre um ungezählte Milliarden bestohlen wurde. Die Geriebenheit, mit der es geschah, bedarf, da nicht ohneweiters erkennbar, eingehender Erklärung. Die Zeitungen, die über den Schmuggel lang und breit berichteten, entdeckten die unglaublichsten Einzelheiten, meist von keinerlei Fachkenntnis getrübt.*) Aber darüber, was eigentlich geschehen, herrscht in weitesten Kreisen völlige Unklarheit.

Transitware

werden Güter genannt, die durch den Staat nur durchgeführt, nicht eingeführt werden, so daß sie kein Einfuhrzoll trifft. Sie werden unter Zollverschluß befördert, können aber auch eingelagert werden, in sogenannten Zollfreilagern. Größere Spediteure halten solche. Sie müssen bei der Zollbehörde eine Kaution erlegen, mit der sie dafür haften, daß aus dem Lager nicht Ware hinausgeht, ohne daß sie verzollt wird. Geht Ware aus dem Zollfreilager wieder ins Ausland, wodurch eben die Durchfuhr (Transit) vollendet wird, so muß, wer sie entnimmt und ausführt, einen sogenannten „Haftungsbrief“ hinterlegen, während die Ware mit „Begleitschein“ zur Zollstation an der Grenze geht. Kommt er mit der Bescheinigung des Grenzzollamts zurück, daß die Ware über die Grenze hinausgegangen ist, so erlischt der „Haftungsbrief“. Wandern hingegen als „Durchfuhrware“ in das Zollgebiet gelangte und hier in Zollfreilager gestapelte Güter nicht wieder ins Ausland weiter, sondern finden im Inland Käufer, dann muß natürlich dafür der Einfuhrzoll bei ihrer Entnahme aus dem Zollager entrichtet werden.

Solche „Transitware“ wurde in Wien angeboten und verkauft und dann geliefert, ohne daß der Zoll entrichtet worden wäre. Das war nur möglich, indem man vortäuschte, daß sie, weiter „Transitware“, das Inland verlasse. Hiezu war zunächst notwendig, daß man von dem Spediteur oder sonstigen Zollfreilagerhalter durch Ausstellung eines „Haftungsbriefes“ die Ware herausbekam. Natürlich nehmen die der Zollbehörde verantwortlichen und mit ihrer Kaution haftenden Lagerbesitzer nicht von jedem Beliebigen „Haftungsbriefe“ entgegen, sondern nur von vertrauenswerten Firmen, meist von Spediteuren; sie haben dazu eigene Drucksorten. Zu dem Zollschwindel pflegte diese der unter den Verhafteten befindliche angebliche Spediteur Stettri zu beschaffen, natürlich ein Ausländer. Er war früher Angestellter der Speditionsfirma Gerö und Friedmann und hat durch einen noch bei ihr bediensteten ehemaligen Kollegen deren „Haftungsbriefe“ erhalten. Dem Stettri oder irgendeinem der Zollschwindler hätten die Zollfreilager natürlich nicht ausgefolgt, wenn sie auch noch so schöne „Haftungsbriefe“ auf ihre eigenen gewöhnlich weder schön noch besonders vertrauenerweckend klingenden Namen gegeben hätten. Gegen Haftung der bekannten Speditionsfirma aber war kein Anstand. Wie weit die

Haftungsübernahme durch Gerö und Friedmann

mit Wissen der Firma oder nur unter Mißbrauch ihrer Drucksorten geschah, ist noch nicht ganz klargestellt. Um die Haftung für den Zoll zu löschen, war es nun nötig, daß „Begleitscheine“ an das Zollager, dem die Waren entnommen worden waren, zurückkamen, welche die grenzzollämtliche Bescheinigung des Grenzübertritts hatten. Diese war, da die Waren in Wirklichkeit gar nicht ausgeführt, sondern im Inland verkauft wurden nur durch Amtsmißbrauch zu erhalten. Hier setzte die Arbeit der Acs und Genossen ein, von Grenzbeamten die Bescheinigungen von Ausfuhren zu erlangen, die nie erfolgten.

Mit den „Haftungsbriefen“ und „Begleitscheinen“ der Firma Gerö und Friedmann einerseits, den falschen Grenzübertrittsbescheinigungen andererseits wurde ein schwunghafter Handel getrieben und die mit dem Zollbetrug zusammenhängenden Geschäfte, mit denen sich ein Heer von Vermittlern unter Führung des schon aus dem früher aufgedeckten Spiritusschmuggel bekannten Joël Kohl, eines Galiziers, befaßte, in förmlichen Börsen abgewickelt. Eine hatte ihren Sitz

in der Renaissance-Bar

in der Singerstraße, deren Besitzer, ein Ungar, namens Dukes, in die Affäre stark verwickelt ist. Dukes, ferner ein gewisser Fanto und sein Schwager Szekely sowie Geza Weinmann,

*) „Die Stunde“, auf die wir noch im Zusammenhang mit der Angelegenheit zu sprechen kommen, treibt ihre Ignorantenfrechheit so weit, für die Vorfälle die Finanzbezirksdirektion verantwortlich zu machen, die mit Schmuggel und allen Zollangelegenheiten nicht das geringste zu tun hat; für Zollvergehen ist allein das Zolloberamt zuständig. (Die Schriftltg.)

lauter Ungarn, finanzierten die ganzen betrügerischen Schmuggelunternehmungen. Die Hauptbörse aber stellte

der „Heimklub"

dar, der in gesonderten Räumen des Kaffeehauses „Europa" in der Jasomirgottstraße eingerichtet ist. Er ist ausschließlich von Ungarn besucht und der Mittelpunkt aller politischen und finanziellen Schiebereien und abenteuerlichen Unternehmungen, welche das ungarische Emigrantentum in so reichem Maß gebiert. Nebenbei dient er natürlich auch der Befriedigung der Spielleidenschaft, ohne die Schieber, Hochstapler und Abenteurer nicht zu denken sind; der geringste Spieleinsatz beträgt dort 100.000 Kronen — ob man sie hat oder nicht. Jetzt hört man, daß er im Begriff steht, sich aufzulösen, sei es, weil der Mitgliederstand zufolge der wegen der Zollbetrügereien erfolgten Verhaftungen allzu sehr zusammenschrumpft, sei es, daß er als Heimstätte für Beratung und Vorbereitung von Verbrechen und lichtscheuen Unternehmungen aller Art keine rechte Sicherheit mehr bietet. Kann man ja ruhig annehmen, daß ein Großteil der ungarischen Flüchtlinge und sicherlich fast alle, die im „Heimklub" zu verkehren pflegten, in Schmuggelgeschäfte verflochten seien.

Wie oft ist in diesen Spalten auf die Gefahren des Flüchtlingswesens hingewiesen, wie oft verlangt worden, daß dem ausländischen Schiebertum mehr Aufmerksamkeit und sorgsame Überwachung zuteil werden! Der „Neue Wiener Kurier" hat sich wiederholt auf das schärfste dagegen gewendet, daß den fragwürdigen Gestalten, von denen man, woher sie kommen, wovon sie leben, was ihre Absichten, nie genau weiß und nur das eine sicher, daß sie ausländische Zuchthauspflanzen, in Wien so viel Spielraum für ihre bösartigen Instinkte gelassen wird; er hat immer wieder verlangt, der hemmungslosen Habgier und der östlichen Geschäftsmoral, die den heimischen Anschauungen von Treu und Glauben, von persönlicher Ehre und staatsbürgerlicher Anständigkeit widersprechen, solle kein Einfluß auf unsere wirtschaftliche Entwicklung eingeräumt werden und wo sie sich den durch unsere Gesetze gezogenen Grenzen nicht einzufügen vermögen, müßten sie durch die strengsten Strafen belehrt werden, daß ein Ordnungsstaat seiner nicht spotten lasse und wesensfremde, zerstörende Eingriffe in seine Wirtschaft nicht dulde. Man hat auf die Warnung nicht gehört. Ein fremdländisch klingender Name, das war allemal und ist noch immer ein Schutzzauber, vor dem selbst die Polizei ehrfürchtig erschauerte, und wenn sie schon sich bemüssigt fand, in dem feinen Hotel, in dem er angemeldet war, auch die Person anzuschauen, die dazugehörte, so erschien sie gewiß in Glanzhandschuhen. So hat man das Schiebertum frech, die Ausländer üppig werden, hat sie ein Netz von Beziehungen und Einflüssen über Stadt und Staat legen lassen; in Organisationen, Klubs und Konventikeln konnten sie sich unbehelligt Stützpunkte für ihre Raubzüge auf die Taschen der Einheimischen, ihre Verschwörungen gegen den Staat und schließlich sogar ein Blatt schaffen, mit dessen Hilfe

die Verausländerung Österreichs,

seine Durchseuchung mit dem Schiebergeist und seine Auslieferung an die Schnapphähne von ganz Europa und Umgebung vollendet und dem Volk noch schmackhaft gemacht werden sollte.

Der unerhörte Skandal, der Österreich nun vor ganz Europa und Umgebung bloßstellt, er ist die selbstverständliche, unweigerliche Folge dieser behördlichen Lässigkeit und die Bestätigung, daß jene „naive Gewissenlosigkeit", jene „gemütliche Niedertracht", in welchen schon Ferdinand Kürnberger, der Altösterreicher, der an Altösterreichs Verlotterung litt und verdarb, „die eigentliche ethische Luft des österreichischen Daseins, Österreichs Gewohnheitsrecht" erblickte, auch in der Republik nicht erstorben sind. Ob Monarchie, ob Republik,

„das Asiatische in Österreich",

um mit Kürnberger zu sprechen, bleibt ewig. Daß der Riesenschmuggelskandal möglich geworden, ist ein neuer Beweis hiefür.

Bank-Kommanditgesellschaft Dr. Thausing & Schlesinger, Wien, I., Tegetthoffstraße 4. Telephon: 76-5-16, 70-5-87. An- und Verkauf von nicht notierten Effekten, Placements von Aktienpaketen, Syndikaten, Umwandlungen, Majoritäten, Börsenordres.

Die Klubgenossen.

„Die Stunde" und die ungarischen Schmuggler.

Im „Heimklub",

dem Zusammenkunftsort einer gewissen Schichte ungarischer Flüchtlinge, verkehrten natürlich die jetzt erwischten (oder auch geflüchteten) Organisatoren des Riesenzollbetruges nicht allein. Der Klub war ja gewiß nicht vorbestimmt als ungezwungenere, ungestörtere Beratungsstätte für Schieberfeldzüge und Gaunereien vom kleinen Taschendiebstahl bis zur großen politischen Fälschung gegründet worden, sondern war als Mittelpunkt gesellschaftlichen Lebens, wie sie es in der Heimat verstanden, für die ungarischen Flüchtlinge, die in Wien ein Asyl gefunden, gedacht. Nicht für alle. Die armen Teufel, die, weil sie nicht dabeistanden, keine Staats- und keine Parteikasse, sondern vor Galgen und Kerker nichts als das nackte Leben, einer heilig gehaltenen, wenn auch schimärenhaften Überzeugung geweiht, zu retten vermochten, jene wirklichen Flüchtlinge, welche ihr ewig trockenes Brot in bitterer Fremde zu suchen nicht allein der zur Macht gelangte politische Gegner zwingt, sondern das unverjährbare Verbrechen, hungrig zu sein, wo die Satten herrschen: die hatten in den prunkvollen Sonderräumen des vornehmen Kaffees in der Jasomirgottstraße natürlich nichts zu suchen und die Diener jagten sie von der Tür, wenn sie in dem von der Not eingegebenen Wahn anklopften, auch hier ungarische Brüder, gleich im Leid, zu finden, oder speisten die Bettler mit den Brosamen vom Tisch der Herren ab. Jedoch jener schmalen Schicht der Halbintelligenz, Konjunkturritter und Konjunkturpolitiker, welche dem öffentlichen Leben der ungarischen Hauptstadt aus Klubs und Konventikeln heraus ihren Stempel aufdrückt, ganz gleich, unter welcher Regierung, der sollte, soweit sie beim letzten Umschwung in der Heimat ins Hintertreffen geraten, die rechtzeitige Überfuhr versäumt hatte, im „Heimklub" heimatlich anmutende Geselligkeit und Gelegenheit zu heimatlich anmutenden Geschäften und Geschäftigkeiten geboten sein, um abzuwarten, bis wieder ihre Zeit kommt oder sie ihren Separatfrieden mit den gegenwärtigen Machthabern aushandeln könnte. Der abgetakelte Offizier der königlichen wie der Roten Armee, der jüdische Vermittler neben dem christlichsozialen Studenten, der verkrachte Bankier und der ehrlich dafür bekannte Taschendieb sitzen da, untermischt mit Spähern und Spielern, einträchtig mit den erstaunlichen Leuten zusammen, von denen allerorts niemand sieht noch weiß, wes Berufs sie sind und woher ihnen die Mittel zu genießerischem Nichtstun wachsen, an denen kein Land so reich ist als das der ritterlichen ungarischen Nation. Und dann kamen auch

die Redakteure der „Stunde".

Sie kamen und spielten mit den Spielern und Spitzeln, mit den Konjunkturrittern und Schiebern, den Abenteurern und Taschendieben und behielten allemal Oberhand, ohne daß gerade stets eingebogene Karten hiezu nötig waren. Die Schieber mußten sich auf immer gewagtere Geschäfte einlassen, die Abenteurer immer schwärzere Verschwörungen sinnen, die Bankiers die ausgerissensten Börsencoups erschwindeln, um den glückhaften Redakteuren der „Stunde" die Taschen und — die Federn zu füllen. Wenn man die Folgen des Blattes durchgeht, kann man an zahllosen Berichten und Mitteilungen, an sensationell herausgepußten „Schlagern" und versteckten Reklamenotizen die Fäden erkennen, die im „Heimklub" gesponnen und geknüpft wurden.

Aus dieser Umwelt der Schieber und verkrachten Börsenleute heraus ist der Feldzug der „Stunde" — man rufe sich ihn genau ins Gedächtnis zurück! — gegen die Wiener Finanzbezirksdirektion entstanden; ein Großteil dieser fragwürdigen Existenzen zog ja aus den verbotenen Geschäften allein ihren Unterhalt, deren Aufdeckung und Ahndung der genannten Behörde oblag. „Die Stunde" leistete den gefährdeten und darob verärgerten Klubgenossen Waffenhilfe.

In diesem Milieu sind auch die weit ausgreifenden Pläne zu dem großangelegten, ganz Österreich umspannenden Zollbetrug, dessen Aufdeckung eben in aller Welt solches Aufsehen erregt, gesponnen, beraten, finanziert und ausgeführt worden. Und nun sind ähnliche Wechselwirkungen zu bemerken. Selbstverständlich kann auch jetzt „Die Stunde" die Klubgenossen, mit denen ihre Redakteure am heimatlich anmutenden Spieltisch beisammengesessen sind, nicht im Stich lassen. Nur befindet

Wirkung in die Ferne.

(Schluß.)

Aber schon öffnen sich die Saaltüren, mit einem Schlag ist das ganze bis jetzt wie längst entschlafen gelegene Haus lebendig. Die elektrischen Lichter springen auf! Zwei Diener sieht man im Saal. Der eine hebt den hingestürzten Grafen, um ihn sogleich zur Ruhe zu bringen. Der andere dreht eilig an der Kurbel, die Falltüre öffnet sich und schon guckt der lachende Kopf des häßlichen Mädchens heraus.

„Is er scho' weg?" fragt sie und schaut sich beinahe ängstlich um. Der Graf pflegt zu toben, wenn er es noch sieht, wie die „Leiche", die er soeben in die Gruft gesenkt, wieder aufersteht; die ganze „Illusion" ist ja beim Teufel!

„Ja", erwidert der kurbelnde Diener lachend, „geh'n S' nur, Fräul'n, und schau'n S', daß S' aus der schauderhaften Kluft 'rauskommen!" Schon begibt sie sich ins erste Gemach. —

Als sie aus dem Tor tritt, vom Portier freundlich-mitleidig gegrüßt, stößt sie auf eine Berufsgenossin.

„Schau, die Leichenanne!" begrüßt diese sie. „Warst beim Grafen? Hörst, daß du die dalkerte Komödie mitmachen magst!"

„Ich bitt' dich: um hundert Kronen! Was soll i' denn anders anfangen? Es klingt wie ein dumpfer Schmerzensschrei, diese Frage, die so hoffnungslos, so trostlos und freudenarm ist."

„Na waßt," erwidert die Freundin, „st' als Leich' hinleg'n!" — „'s is net so arg, das g'rad'. Ich stell' mir halt vor, ich muß Theater spiel'n, da kommen ja auch oft Auf'bahrte vor. Wann's nur net in dem Grafen seiner Gruft gar so saukalt wär' —"

Die andere unterbricht sie: „Schau, dort geht der Herr von S . . . um die Ecke! Der Narr is auch was für dich, Annerl. Er hat eh schon im Café nach dir g'fragt." Die Leichenanne läuft schon. Sie muß auf den Verdienst schauen. —

Wie, lieber Freund? Du hast schon genug? Dir ist übel? Willst nichts mehr weiter darüber erfahren, wozu ein Krüppel taugt? Willst du ein weniges von seiner Geschichte wissen? —

Auch sie war einmal jung und wohlgestalt. Tochter wohlhabender Eltern, hatte sie nie Rechtes gelernt, das ihr später zum Verdienen hätte taugen können. Das Unglück wollte, daß sie einen Tagedieb, einen Spieler und Säufer, heiratete, weil sie ihn liebte und die Eltern ihr eine solche Liebe leisten konnten. Allein sobald keine sorgenden Hände mehr waren, die zusammenhielten, schwand bei der Lebensweise des Lebemannes und seiner ihn anbetenden Frau der ererbte Wohlstand bald. Und, war es Absicht, war es neues Unglück, im selben Zeitpunkt, als die Mittel des Paares zur Neige gingen, stürzten sie auf einem gemeinsamen Ausflug in den Schweizer Bergen aneindergeseilt ab. Die Genesung zehrte den Rest ihres Vermögens auf. Er blieb gelähmt, so daß er das Bett nicht verlassen konnte, sie erlitt eine unheilbare Verkrümmung der Wirbelsäule. Damals trieb sie die Not auf die Straße und dort führte ihr der gefällige Zufall bald den Grafen in den Weg, dem eine traurige Lebenserfahrung den Geist so zerrüttet hatte, daß er auf solch sonderliche Weise Lust seinen Sinnen sucht. Seitdem ist sie die „Leichenanne", die den Begierden kranker Gemüter still und klaglos dient, um ihren Mann zu erhalten.

Ein Stück Menschenleid, das Verstehen, Ernst und Trauer heischt.

Und nun kommt dieser Tage in die Schriftleitung eine hübsche kleine Artistin und erzählt mit allen Zeichen des Entsetzens und Abscheus:

Sie sei auf einem Gang durch die Stadt von einem elegant gekleideten älteren Herrn angesprochen und begleitet worden. Da er sich sehr liebenswürdig und höflich benahm, habe sie sein Anerbieten angenommen, nach Erledigung ihrer Geschäfte mit ihm eine kleine Autofahrt zu unternehmen. Dann habe er sie zur Jause geladen, an sie aber, als sie zustimmte, das befremdende Ersuchen gestellt, sich die Augen verbinden zu lassen. Aus Neugier, was das zu bedeuten hätte, habe sie sich's gefallen lassen und sei so im Auto in ein Haus gebracht worden, in dessen prunkhaft eingerichtetem Salon ihr erst die Binde von den Augen genommen wurde. Nach üppigem Imbiß mit Sekt und wohlriechenden Zigaretten sei ihr auf einem Rundgang durch die verschwenderisch eingerichtete Wohnung eine eigentümliche, ganz schwarz lackierte Tür aufgefallen. Durchzugehen habe sie aber ihr neuer Bekannter mit den Worten gehindert: „Noch nicht! Später!" und darauf begonnen, seine unglücklichen Schicksale mit Frauen zu erzählen.

Seine erste Frau, eine bildschöne ungarische Schauspielerin, sagte ihm, sie werde am vierten Jahrestag der Hochzeit sterben — sie erschoß sich an dem Tag.

Seine Freundin, eine bekannte Schönheit, sei von ihrer Kammerzofe und deren Geliebten vor einigen Jahren in Budapest ermordet worden. Seitdem finde er keine Ruhe. Die Artistin sehe der Ermordeten sehr ähnlich, weshalb er sie angesprochen habe. Nach dieser Erzählung habe er sie endlich

durch die schwarze Tür

geführt. Was sie aber dahinter erblickte, habe sie aufs tiefste erschüttert. Inmitten eines ganz schwarz verkleideten gruftähnlichen Zimmers sei ein erhöhter Sarg gestanden, rundum vier Lichtständer mit großen, dicken Kerzen. Nachdem ein junger Mann die Kerzen angezündet und sich entfernt hatte, habe sie nun ihr neuer Bekannter dringend gebeten, sich ein weißes Seidenkleid anzuziehen, einen Myrtenkranz aufzusetzen und so in den Sarg zu legen; es würde ihr nichts geschehen, sie solle nur zehn Minuten unbeweglich liegen bleiben. Sie sei aber so entsetzt gewesen, daß sie aus dem unheimlichen Zimmer lief und ihn anflehte, sie fortzulassen. Er habe dem Begehren sofort entsprochen. Vor Aufregung weinend, sei sie auf die Straße gekommen, es war die Währingerstraße. In ihrer Handtasche habe sie 500.000 Kronen gefunden.

Als sie noch am selben Tage einer Freundin unter Ausdrücken des Schreckens ihr Abenteuer erzählte, habe sie diese ausgelacht, weil sie selber schon öfter bei dem alten Herrn, einem schwerreichen Möbelfabrikanten, gewesen und im Sarg gelegen sei; er mache dabei nichts, als daß er schwermütig davor kniee und die „Leiche" eine Weile anstarre; das trage ihr dann jedesmal — 5 Millionen und ein feines Nachtmahl obendrein!

So weit die Erzählerin. Wir aber fragen uns nun erstaunt, auf wen die Wirkung jener mehr als zwölf Jahre alten Halbweltgeschichte so nachhaltig eingewirkt hat, auf die hübsche kleine Artistin, daß ihr die Phantasie durchging, oder den Möbelfabrikanten aus der Währingerstraße, daß ihm die Verrücktheit jenes Grafen reizvoll genug schien, um sie selbst auszukosten, wenn sie auch jetzt freilich einigermaßen teurer kommt.

G. L.

DIE FÜHRENDE VOLLMILCH-MARGARINE
LIGA
DOEMOL A. G., Wien, I. Singerstr. 1.

sie sich diesmal in einer ziemlich vertrackten Lage. Offen die Partei der Zollverbrecher, der Klubgenossen, zu ergreifen, ging angesichts der allgemeinen Empörung über die Frechheit der ungarischen Schieber doch nicht gut. So wandte das mit allen Zigeunersalben geschmierte Blatt einen geradezu genialen Winkelzug an, um den erwünschten Einfluß auf den Ablauf der Angelegenheit zu gewinnen: es gab sich den Anschein, als nähme es die Partei der beleidigten Öffentlichkeit, des geschädigten Staates, der verfolgenden Behörde, ja, es suchte deren Absichten noch zu übertrumpfen, indem es Vorwürfe erhob, daß nicht schon früher, rechtzeitiger gegen das Umsichgreifen des Schmuggels eingeschritten worden sei. Und bringt das talmudische Kunststück zuwege, dieselbe Behörde, die es früher auf das heftigste schmähte, weil sie Gesetzesverächter angemessen zu fahnden und entsprechend zu ahnden suchte, jetzt der Lässigkeit zu bezichtigen. Und will die mit fast unbegreiflicher Verdrehungskunst gerade auf die — vielfach bewährten — Ausforschungsmethoden der Behörde zurückführen, die es früher als unzulässig, unmoralisch und unzweckmäßig zurückgewiesen hat. Wenn man nachliest, was sich „Die Stunde" zu Beginn ihrer — man verzeihe das in diesem Zusammenhang ungehörige Wort! — Wirksamkeit an Ausfällen gegen die Finanzbezirksdirektion und deren Beamte geleistet hat, und damit vergleicht, was sie ihnen jetzt wegen des Großschmuggels vorhält, so genießt man reine Freude über die unerschrockene Geschicklichkeit, mit der sich das Blatt ins eigene weit aufgerissene Maul spuckt.

Und was ist der Zweck dessen? Ungarische Treue wanket nicht. Besonders unter Taschendieben und Bankiers, die mit Börsentips zu verdienen geben, pflegt ewig unverbrüchlicher Zusammenhalt zu herrschen. Mindestens, solang die Geschäfte Aussicht bieten, weiterzublühen. Und — leider! — sie bieten. Also die Klubgenossen fallen zu lassen, weil sie erwischt wurden, ist nicht Art der „Stunde". Denn wenn es mit den Vorwürfen, daß nicht früher die Riesenausdehnung des Schmuggels eingedämmt worden sei, ernst wäre, hätte sie schon selber rechtzeitig beitragen können — bei der Vertrautheit ihrer Redakteure mit den Stammgästen des „Heimklubs" und der Offenheit, mit der dort die Schmuggelgeschäfte gedrechselt wurden!

Der Zweck ist, ungarische Treue zu halten, den Bankiers mit den Tips wie den Taschendieben und den Schiebern, auch wenn sie wegen ein bißchen Zollbetrug hinter Schloß und Riegel sitzen, und die Absicht ist, hinter dem Schleier der Entrüstung, welche die Rücksicht auf die öffentliche Meinung verlangt, der Verdrehung, die vergessen machen soll, wie bedenklich der Entrüstungsmeier selbst ist,

die gewissen Beziehungen

spielen zu lassen, die, ebenfalls an im „Heimklub" gesponnenen Fäden hängend, den Verdächtigen, wenn nicht Unschuldsbeweise, so doch Schonung, den Erwischten milde Strafe, den Verhafteten (wie es die auf allen Gängen des Polizeigefangenhauses herumlungernden Mitarbeiter der „Stunde" deren Angehörigen stündlich versichern, Entlassung schaffen sollen, sobald sie nur erst, aus den Fängen der Zollbehörde befreit, ins Landesgericht eingeliefert sein würden.

Ja, die Beziehungen! Zwei Tage vor seiner Verhaftung wurde der „Rittmeister" Nikolaus Acs im „Heimklub" bereits vor dem losbrechenden Unheil gewarnt und unter Anbot von 30 Millionen Reisegeld zur Flucht aus Wien zu bestimmen versucht. Es waren Mitarbeiter der „Stunde", welche Warnung und Anbot vermittelten. Leichtfertig die Gefahr unterschätzend oder unlustig, den Sündenbock abgeben zu sollen, auf den, wenn er durch Flucht Schuldbekenntnis gegeben, alle Verantwortung gehäuft würde, oder aber in echt ungarisch kühler Berechnung, daß 30 Millionen ein zu mageres Schweiggeld, wo er doch Aussicht hatte, von jedem einzelnen, den er, wenn schon in Untersuchung gezogen und verhaftet, der Behörde verschweige, den Betrag erpressen zu können, lehnte Acs ab. Darin hat er Erfahrung; bereits in einem früheren Fall, in dem es sich um einen aufgedeckten Kakaoschmuggel handelte, wurde auf solche Art durch Ausnützung der segensreichen Verbindungeu des „Heimklubs" ein Schweiggeld von 20 Millionen Kronen erzielt.

Deutlich werden diese „Beziehungen", wenn man sich vor Augen hält, daß „Die Stunde" in der Lage war, die ersten eingehenderen Mitteilungen über die Aufdeckung des Zollskandals zu machen. Woher hat sie die Information hiezu erhalten? Zur gleichen Zeit erhalten, als die Warnung an Acs erging? „Die Stunde" gibt sich den Anschein, als wäre sie bitterbös darüber, daß noch immer nicht

die Namen aller in die Angelegenheit Verwickelten

bekanntgemacht werden. Warum verschweigt sie sie selber? Ist ihr Informator so schlecht informiert? — Indes stellt sich immer deutlicher heraus, daß die Affäre keineswegs erschöpfend aufgehellt ist, noch viele Schuldige der Behörde nicht bekannt geworden, viele davon aber schon geflüchtet sind. Täglich verschwinden mehr Verdächtige. Und die Redakteure der „Stunde" erhalten täglich Informationen, die Beziehungen des „Heimklubs" spielen und Nikolaus Acs schweigt weise.

Es war die höchste Zeit, daß Hofrat Jakobiewitsch, der Leiter der Untersuchung im Zolloberamt, die Weisung ausgegeben hat, die schärfsten Sicherungsmaßnahmen gegen die Verhafteten anzuwenden. Wird durch das erfolgte Verbot, Besuche zu empfangen und sich Speisen ins Gefangenhaus bringen zu lassen, die Verbindung unterbrochen sein, welche den in Haft befindlichen Schmugglern Kenntnis von allen Vorkehrungen vermittelte, wodurch ihre Spießgesellen außerhalb die Untersuchung zu erschweren und den Tatbestand zu verschleiern suchen, so wird wohl auch die Quelle verstopft werden können, deren Wässer die Mühlen der „Stunde" treiben und im Wassermacherwerk des „Heimklubs" in tausend Kanäle des Schiebergewerbes abgeleitet und verwertet werden. Das wäre ein erster Schritt, die

Schiebermaffia

zu brechen, die in der Verbindung „Stunde"—„Heimklub" organisiert ist.

Familien-Café Dänemark II. Praterstraße 48
Kapellmeister
MAX GEISLER
ehem. Inf.-Reg. 4 als
Meister auf der Harfe
Künstlertrio Skutezky
208

Geschichte einer Aktiengesellschaft.

Die Chronik der „Beg", jener einzigartigen Aktiengesellschaft, deren mehr als sonderbare Gründung der „Neue Wiener Kurier" in Nr. 51 erzählt hat, um in seiner folgenden Nummer mitzuteilen, wie die am 29. Dezember 1922 gegründete Gesellschaft am 7. März 1923 bereits wieder ihre Tätigkeit in einem Zusammenbruch sondergleichen einstellte, bedarf zur Ergänzung noch der Beantwortung der Frage, worauf denn die ganze Täuschung eigentlich hinauslief.

Die geprellten Mucherl-Erben.

Die Liegenschaft in Atzgersdorf, in welcher die „Beg" ihre Holzbearbeitung (Büromöbel) betrieb, gehörte einigen Erben nach dem vor einigen Jahren verstorbenen Tischlermeister Johann Mucherl. Von ihnen hatte man im Jahr 1919 die Realität, einen soliden Ziegelbau, samt allen für die Erzeugung nötigen Maschinen um den Jahreszins von 40.000 K. gepachtet. Da sich die Besitzer mit einem solchen Zins bei den fortschreitenden Verhältnissen natürlich nicht begnügen konnten, entstanden Streitigkeiten und schließlich ein Prozeß um höheren Pachtschilling oder Räumung des Gebäudes. Er zog sich bis zu den Verhandlungen über Umwandlung der Ges. m. b. H. in eine A.-G. hin und wurde schließlich damit beendet, daß die Mucherlschen Erben unter die Gründungsaktionäre aufgenommen wurden. Man zahlte ihnen ein paar Millionen heraus und versprach, sie derart zu beteiligen, daß auf ihre Anteile zumindest 40 Millonen jährlich entfallen würden. Nur darauf waren die Erben eingegangen. Sie waren daher sehr erstaunt, als sie in der Gründungsversammlung hörten, daß eine Gesellschaft mit 50 Millionen Gesamtkapital im Entstehen sei, an der sie mit etwa 700 Aktien zu 5000 K teilhätten. Der eine der Erben verließ entrüstet die Versammlung, die anderen protestierten später sehr energisch gegen die willkürlich geänderte Gründung. Darob droht jetzt auch ein neuer Prozeß, denn die Erben behaupten wohl mit Recht, daß sie an der Gründung, wie sie wider alle Vorbesprechungen jetzt ausschaut, nicht nur keinerlei Interesse, da sie durch sie durchaus geschädigt seien, sondern auch keinen Anteil genommen hätten und demzufolge ihre Teilhaberschaft an der neuen Aktiengesellschaft nicht anerkennen könnten. Sie fordern ihr Fabriksgebäude zurück samt den Maschinen und eine entsprechende Entschädigung für die seinerzeit erfolgte Umgestaltung sowie Pachtschilling.

Die Sache steht so: Die Erben haben für ihre Beteiligung an der Aktiengesellschaft nichts in der Hand als die von Schock und Lampl gezeichneten Interimsscheine. Der eine Erbe war zum Verwaltungsrat gewählt worden, hat aber die Stelle sofort niedergelegt; die anderen anerkennen die Gründung überhaupt nicht, weil sie den Vorgang:

die Zusammenstellung einer Aktiengesellschaft durch Zusammenlegung verschiedener Besitzrechte und Forderungen als „Bargründung", wobei nicht ein Heller eingezahlt wurde, auszugeben, einfach

„puren Schwindel"

nennen. In Anbetracht der geschilderten Umstände vielleicht nicht so unzutreffend.

Dazu kommt noch ein anderer interessanter Umstand: Sime Spitzer aus Zagreb hat von einem der Mucherlschen Erben einen Hausanteil um den Preis von 110 Millionen Kronen käuflich erworben, ohne zu wissen, daß zu diesem Kauf die Zustimmung der anderen Erben nötig war. Als man diese Tatsache entdeckte, war der Kaufschilling schon erlegt. Man fand den Ausweg, daß man dem für alle Sachen interventionsbereiten Herrn Kommerzialrat und Zensor der Nationalbank Siegfried Franz Weil eine Vollmacht verschaffte, die ihn berechtigte, die grundbücherliche Eintragung vornehmen zu lassen. Dagegen protestierten aber die anderen Erben, indem sie anführten, daß bei ihnen wegen des Abverkaufs vorerst anzufragen gewesen wäre, während Herr Weil auf der Ausführung seiner Vollmacht besteht. Auch hier droht wieder ein Prozeß.

Mittlerweile aber ist das Interesse der „Beg-A.-G." selbst an der Atzgersdorfer Liegenschaft geringer geworden, denn man hat ja den Holzbetrieb aufgelassen, alle Fertigwaren und Vorräte einfach versilbert und würde ganz gern räumen. Freilich fordern die Mucherlschen Erben jetzt außerdem Entschädigung und Pachtschilling und so viel Geld hat die „Beg-A.-G." nicht mehr vorrätig.

Ein bedeutendes Interesse, die Mucherl-Erben mit ihrer wertvollen Realität, in der man gegebenen Falls noch immer irgendeinen Betrieb einrichten kann, an die „nicht im Betrieb" befindliche Aktiengesellschaft gekettet zu halten oder sie zu einem Pachtvertrag zu zwingen, dessen Verpflichtungen gegenüber den Vorteilen der Benützung eines äußerst praktischen Fabriksgebäudes so gut wie keine sind, hat aber

Hersch Schock, der Herr,

der inzwischen nämlich ein eigentümliches Geschäft weitertreibt. Er ist sozusagen alleiniger Chef der „Beg" geworden. Sime Spitzer hat nämlich in Agram ziemliche Einbußen erlitten, da seine Zagreber Unternehmen durch den Rückgang des Dinars stark zurückgingen, indem sich dadurch einige seiner Gesellschafter zum Austritt gezwungen sahen. Notgedrungen ohne weiteres Interesse an dem Wiener Geschäft, hat er seine Aktien Schock käuflich überlassen. Augenscheinlich sehr billig, denn zu sofortiger Vollzahlung eines so großen Aktienbesitzes hat dieser Schock gewiß nicht das Geld.

Und nun sucht Hersch Schock neue Kompagnons. Einer ist in dem Sohn des verstorbenen Besitzers der Buchdruckerei Stern & Steiner, Stöhn, gefunden, ferner soll der schon erwähnte Lampl den Herrn Polster abgenommenen Aktienbesitz jetzt bezahlen, was bisher nicht geschehen ist, und darauf zum Verwaltungsrat ernannt werden und damit hat, da die Genannten gute Freunde von ihm sind, Hersch Schock als nunmehr größter Aktionär und Majoritätsbesitzer das Heft in der Hand. Den zweitgrößten Aktionär will man offenbar majorisieren und damit die ganze Unternehmung recht billig in Besitz nehmen.

Die Aussichten, die sich der Aktiengesellschaft, die mit wertvollen Liegenschaften oder wenigstens mit nicht minder wertvollen Benützungsrechten an ihnen paradieren kann, in der Hand, zur Gewinnung weiterer Geldeinleger, für Kredit- und Aktienschiebungen eröffnen, reichen an die kühnsten

Jobberträume

heran. Ihre Erfüllung scheint auch erreichbar angesichts des Umstands, daß die Aufsichtsbehörde blind und taub ist. Zwar sind ihr durch Anzeigen die Verhältnisse dieser famosen „A.-G. im Nichtbetrieb" bekannt und es hat auch eine kurze polizeiliche Untersuchung stattgefunden, der aber die Angabe des einvernommenen Kommerzialrats Weil genügte, daß die „Bargründung" völlig mit rechten Dingen zugegangen, indem der Aktienbetrag bei der Depositenbank eingezahlt worden sei, während es aber nur eine Gutschrift war, geleistet von Herrn Spitzer, oder eine Kontobuchung zugunsten der „Beg" Ges. m. b. H., die von der Depositenbank starke Druck- und Lieferungsaufträge und demgemäß viel Forderungen an sie hatte, und dann auch diese „Einzahlungen" nicht, wie es das Gesetz vorschreibt, vor oder in der konstituierenden Hauptversammlung, sondern ziemlich lange nachher erfolgt waren.

An der Geschichte dieser Aktiengesellschaft zeigt sich deutlich, wie nötig die im Gesetz vorgesehene Aufsicht ist, wie nötig aber auch, daß diese Aufsicht wirklich stattfindet und nicht als bloße Formsache behandelt wird.

Herr Julius Boschan ist aus dem Verband des „Neuen Wiener Kuriers" ausgeschieden.

BURGENLÄNDISCHE ZENTRALBANK
Neusiedl a. See - Wien, I. Minoritenplatz 3
Filiale Baden, Wassergasse 25 247
Tel. 62585 Serie BANKGESCHÄFTE ALLER ART
AFFILIERTE INSTITUTE: EISENSTÄDTER BEZIRKS-SPARKASSA, FRAUENKIRCHNER SPARKASSA, BERNSTEINER SPARKASSA, RECHNITZER SPARKASSA

Warum die Spielbank in Igls daraufzahlte.

Herr Schreier vom „Tag" verspielt in Gastein 50, „Vali" von der „Stunde" in Igls 3 Millionen — „Baron Kemeny" gewinnt 20.

Den Skandal, der während des Sommers allerorts in Österreich, wo die Leute, die es haben, ihren Urlaub verbringen, entstandenen Spielbanken beendete nicht, wie man füglich erwarten sollte, die Behörde auf Grund des gesetzlichen Verbotes aller Glücksspiele, sondern der heuer zu bald eingetretene Ablauf der günstigen Gelegenheit, mühelos bei hellichtem Tag etliche Milliarden aus fremden Taschen zu ziehen; die Unsicherheit darüber, ob denn wirklich in Österreich vom Gesetz verpöntes Treiben ohne weiteren Anstand in aller Öffentlichkeit möglich sein würde oder sich die Behörden nicht doch auf ihre Pflicht besännen, ließ die notwendige Anwerbung für den Besuch der Spielhölle noch nicht so geschäftig hervortreten, daß sich ihr Betrieb über die Sommerfrischenzeit hinaus lohnte. Wenn die Staatsgewalt, heißt es, die Spielbanken weiter stillschweigend duldet, werden sie alle nächstes Jahr ihren Betrieb wieder aufnehmen. Höher kann die Frechheit wirklich nicht gehen und eine ärgere Verspottung der Regierung kann man sich wirklich nicht vorstellen. Leider ist sie nur zu verdient.

Haben also die übrigen österreichischen Spielbanken — es waren nicht wenig — ihre Betriebe, nachdem die Zeit des Hauptschnitts vorbei, nur gesperrt, um Zeit zu größeren Plänen, zur dauerhafteren Ausgestaltung zu gewinnen, so zwang den Inhaber der zuerst für Innsbruck geplanten und dort vielumstrittenen Spielbank in Igls, den bekannten Spielbankdirektor Goldberger, der Umstand, daß er tüchtig daraufgezahlt haben soll, zu vorzeitigem Schluß. Das wäre verwunderlich, da nicht einzusehen, warum die Gewinne, die an viel weniger fremdenverkehrsreichen Orten aus dem verpönten Geschäft flossen, gerade in Tirol ausgeblieben sein sollten. Wir erfahren nun, daß das auch nicht der Fall war, die Spielbank in Igls vielmehr genau dieselben Einnahmen gehabt habe wie der zweite Spielklub Tirols, der in Kitzbühel, und die Salzkammergut-Spielbanken, aber den „Direktor" Goldberger besonders hohe Auslagen belasteten, die er nicht einzubringen vermochte.

Die anderen Banken wußten sich nämlich durch allerhand Beziehungen die Gunst der „maßgebenden" Tagespresse zu sichern, die in offen oder versteckt anpreisenden Berichten auch zum Ausdruck kam. Und wenn schon das eine oder andere Blatt öffentlich Entrüstung über den Spielbank-Unfug heuchelte, so so tat es doch heimlich Buße, indem die Herren Herausgeber nicht verfehlten, die österreichische Neueinführung höchstpersönlich mit ihrer Gegenwart zu beehren. Schließlich ist es Pflicht von Zeitungsleuten, sich von allem Neuen im Gesellschaftsleben durch Augenschein zu unterrichten. So hat sich der Herausgeber des „Tag" diesen Selbstunterricht, der für die scharfe Stellungnahme des Blattes gegen die Spielbanken unumgänglich war, sogar eine hübsche Summe kosten lassen, indem Herr Maximilian Schreier in der Gasteiner Spielbank bei einem einzigen Besuch 50 Millionen verlor.

Herr Goldberger, der Direktor von Igls, hingegen hatte das Pech, daß sich bei ihm über die Art des Spielbankbetriebs „Die Stunde" zu unterrichten geruhte. Er erzählt darüber Folgendes:

Als die Bank in Igls eingerichtet wurde, erschien ein Herr, der sich als „Baron Kemeny" und Vertreter der „Stunde" vorstellte, um das Kasino zu besichtigen. Da er dabei Andeutungen machte, welche die Vermutung zuließen, er würde Angriffe gegen das Unternehmen des Goldberger in Wiener Tagesblätter zu bringen wissen, leitete man (wie dies bei derartigen „Unternehmungen" naheliegend ist; Anm. d. Schriftltg.) mit ihm Unterhandlungen ein, die damit endeten, daß er gegen einen Betrag von 20 Millionen die Verpflichtung auf sich nahm, die zu erfüllen er angeblich in der Lage war, Angriffe in den Wiener Tageszeitungen „Die Stunde", „Der Tag" und „Neues Wiener Journal" gegen die Spielbank zu verhüten. Über den Empfang des Betrags stellte er eine Bestätigung aus.

Kurz danach trug der Schriftleitung des „Tag" ein gewisser Valentin Schuster Veröffentlichungen über die Spielbank in Igls an, wurde aber dort abgelehnt, doch mit dem Hinweis, daß „Die Stunde" hiefür Interesse haben dürfte. In der Tat erschien dieser Schuster in Igls als Berichterstatter der „Stunde" und sah sich behufs Schilderung des Lebens und Treibens im Kasino die Roulette so genau an, daß der ganze Spesenbetrag, den ihm „Die Stunde" ausgeworfen hatte, daraufging, angebliche drei Millionen. Wenigstens verlangte Herr Valentin Schuster diesen Betrag, den er im Spiel verloren habe, von der Spielbankleitung zurück. Im Vertrauen auf seinen Vertrag mit dem „Baron Kemeny" lehnte Goldberger dieses Ansinnen ab und Valentin Schuster mußte sehen, wie er ohne Spesen nach Wien zurückkam.

Immerhin, er kam; was sich sofort durch Erscheinen eines Aufsatzes „Vom Boxer zum Croupier" in der „Stunde" anzeigte, der sich mit der Vergangenheit des Spielbankdirektors Goldberger beschäftigte und seinen Betrieb in Igls erheblich schädigte. Trotzdem das Erscheinen eines zweiten Aufsatzes über dasselbe Thema, der bereits im Bürstenabzug vorlag, verhindert werden konnte, vermochte Goldberger den erlittenen Schaden nicht mehr wettzumachen.

Unklar bleibt, ob die Iglser Spielbankleitung dem „Baron Kemeny" aufgesessen ist oder ob ihr das mit zwanzig Millionen erkaufte Übereinkommen schnöde gebrochen wurde. Denn einerseits ist ein Herr mit einem dem „freiherrlichen" ähnlichen Namen tatsächlich in der Verwaltung der „Stunde" beschäftigt, anderseits ist auch ihrem anderen Mitarbeiter ein Erpressungsversuch zuzutrauen, da er, in Verbrecherkreisen unter dem Spitznamen „Vali" bekannt, vor kurzem erst aus dreijähriger Haft in Stein entlassen wurde.

Unterschiedliche Aufopferungsfähigkeit.

Es war zu Kriegsbeginn des Jahres 1914. Im Reich des damals noch „allmächtigen" Zaren hatte schon mancher arme Teufel auf dem sogenannten Feld der Ehre ganz wider eigenen Willen die Reise in das sogenannte bessere Jenseits antreten müssen, indessen im kugelsicheren Hinterland die „Edlen" der Nation die Köpfe sich zerbrachen, auf welche Weise das Problem am besten zu lösen ginge, bei Schonung des kostbaren Lebens dem teuren Vaterland dennoch seinen „Mann" stellen zu können.

Graf Simulanski war einer der vielen Glücklichen, die aus diesem seelischen Dilemma den richtigen Ausweg auf beste Art zu finden verstanden. Er war, dank seiner „höheren" Orts bekannten streng orthodoxen Gesinnung, dann infolge eines hochherzigen Aktes der Freigebigkeit gegenüber gewissen in diesen Belangen entscheidenden amtlichen Persönlichkeiten unter zahlreichen Bewerbern um die „unbesoldete Ehrenstelle" eines Oberverwalters der unter Aufsicht der Gesellschaft vom „Russischen Roten Kreuz" stehenden Feldspitäler eines Armeekorps als der brauchbarste erwählt worden.

Bald war Simulanski im neuen Wirkungskreis tätig. Selbstlos (nämlich nach orthodoxen Begriffen) waltete er dort seines Amts, das heißt, er stellte der Gesellschaft und dem Staat sein hervorragendes intellektuelles Vermögen „gratis" zur Verfügung, wofür die Nutznießer nur für die „Betriebskosten" des Simulanskischen Geistesapparats aufzukommen hatten. Das für Simulanski fixierte „Betriebskostenbudget" wurde in Rußland für die Inhaber anderweitiger „unbesoldeter" Ehrenstellen zu Kriegszeiten vorbildlich. Es umfaßte „nur":

1. Die Beistellung einer eines Grafen Simulanski würdigen Bequartierung, Verpflegung und Bedienung;

2. Bewilligung eines gräflich Simulanskischen Ansprüchen genügenden Montur-, Kleider-, Wäsche-, Schuhe- und Kopfbedeckungsabnützungspauschales;

3. Erstellung einer standesgemäßen Subsistenzzulage;

4. freie Benützung aller staatlichen, mit Dampf, Benzin, Pferde- oder Menschenkraft in Bewegung gesetzten Vehikel, Beistellung eines Reitpferds samt Wärter und eines Automobils samt Chauffeur für den „Amtsbedarf";

5. Beistellung einer weiblichen Hilfskraft zur Bewältigung der umfangreichen Arbeit, bestehend in der Erledigung von täglich mindestens zehn Unterschriften. Die Wahl dieser Hilfskraft wurde dem Herrn Grafen überlassen, weil er als einstiger schneidiger Kavallerieoffizier, also Fachmann noch von seiner aktiven Dienstzeit her in der Beurteilung weiblicher Fähigkeiten meisterhafte Routine besaß;

6. im Fall des Bedarfs (Überanstrengung im Amt) Gewährung entsprechender Urlaube nach Maßgabe des jeweiligen ärztlichen Befunds.

Usw. bis Punkt 15. Die letzten neun Punkte betrafen nicht erwähnenswerte „Kleinigkeiten", darunter Gewährung von Remunerationen in allen jenen Fällen, in welchen Graf Simulanski bedeutendere Ersparnisse zugunsten der Gesellschaft oder des Staats zu erzielen imstande sei. Allerdings wurde bei diesem Punkt als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt, daß der streng orthodoxe Herr Graf von den durchwegs aus Spenden bestehenden Geldern der Gesellschaft keine Prämien annehmen würde. —

Bereits vier Monate waltete Simulanski seines Amts, als er unverhofft den Besuch eines als Rittmeister bei einer Trainabteilung im Feld stehenden Freundes erhielt. Der liebe Freund zog, mit innerlichem Mißvergnügen, Vergleiche zwischen der eigenen Lage und jener des Grafen Simulanski. Wenngleich ein kaiserlich russischer Trainoffizier im Feld unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht gerade über ein hundiges Dasein zu klagen hatte, so war der Oberverwalter doch gegen ihn in jeder Hinsicht ein wahrer Krösus, ein Lukullus. „Ja, ja", dachte der neidische Trainoffizier, „was Protektion und Schmiere alles machen! Dazu muß man allerdings ein Graf sein, nicht aber ein gewöhnlicher bürgerlicher Tschapulinski!"

Rittmeister Tschapulinski, zur Truppe zurückgekehrt, tobte sich den Ärger in der Offiziersmesse aus: „Wie schön haben es doch gegen uns gewisse rassenedle Protektionskinder! Da kenne ich beispielsweise einen Grafen Simulanski, einen Studiengenossen von mir. Der Mann ist gesund wie ein Kongoneger und trotzdem verschläft er den Krieg im Hinterland. Eine angeblich unbesoldete Ehrenstelle hat der feine Kavalier beim Roten Kreuz inne, die ihm monatlich mehr trägt, als acht im Feld stehende Rittmeister in der gleichen Zeit an Gage beziehen! Die Gesellschaft und der Staat geben dem schlauen Vogel reichlich Remunerationen, die jüdischen Lieferanten Schmiergelder! Neulich ist ein unter seiner Verwaltung stehendes staatliches Lebensmitteldepot abgebrannt und gleich darauf hat er in Zmerinka eine prächtige Villa sich gekauft und der Mutter Gottes von Kasan zehn heilige Messen für den glücklichen Abschluß des Geschäftes gestiftet. Mit seiner weiblichen Hilfskraft betrügt er seine Frau und bekommt als einflußreicher Hinterlandsschwindler noch Urlaub nach Belieben. Aus „Gesundheitsrücksichten", versteht sich, wie das schon einmal üblich ist. Kinder, ich sage euch, das ist einfach empörend!" . . .

Ein bei der Offiziertafel als Servierer tätiger Trainsoldat hatte den Wutausbruch des Rittmeisters und die nachfolgende Schilderung der Simulanskischen „Kriegsverhältnisse" vernommen. Dieser Soldat, ein armer Schwabe aus der Gegend von Odessa, hatte regelmäßig von seiner kargen Löhnung dem Russischen Roten Kreuz fünfzig Kopeken geopfert zur Verbesserung der Lage der in den Spitälern Rußlands leidenden Brüder von der Front. Als er nun vernehmen mußte, wie mit diesen oft von den Bedürfnissen des eigenen Leibs mühsam abgesparten Geldern — ungezählte Tausende russischer Soldaten spendeten Beträge für denselben Zweck — verfahren wurde, verließ er schweigend den Saal und weinte in einer dunklen Ecke des Hofs bitterlich über die Schändlichkeit so vieler „Edlen" des russischen Volks. Er, der „gemeine" Soldat!

— — — — — — — —

Diesen Schwaben lernte ich im Mai 1918 nach der durch deutsche und österreichisch-ungarische Truppen erfolgten Besetzung der Ukraine gelegentlich eines Spaziergangs im Alexanderpark zu Odessa kennen. Dort klagte mir der ehrliche Deutschrusse seine bitteren Erfahrungen während des Weltkriegs und fragte mich, ob so etwas in Österreich oder anderen Staaten Europas auch möglich wäre . . .

Felix Richter.

Stafa Kreditinstitut

der öffentlichen Angestellten r. G. m. b. H.
Wien VII., Mariahilferstraße Nr. 120,
242 **(Zentralpalast.)**

Monatsbericht pro August 1923.

Geschäftsanteile.

Stand am 31. Juli 1923 . .	K	953,239.765
Einzahlungen	„	1,555,286.168
Stand am 31. August 1923 .	K	2.508.525.933

Spareinlagen.

Stand am 31. Juli 1923 . .	K	3.241,878.812
Einzahlungen	„	1.027,903.769
	K	4.269,782.581
Rückzahlungen	„	613,439.140
Stand am 31. August 1923 .	K	3.656.343.441

Kontokorrent-Einlagen.

Stand der Kreditoren am 31. August 1923	K	7.943,675.973
Stand der Debitoren am 31. August 1923	K	11.348,182.757

Vorsorge für Auswanderer!

Da man uns Österreichern ja bekanntlich das Auswandern als Heilmittel für unser wirtschaftliches Elend empfiehlt und voraussichtlich über kurz oder lang aller Regierungsweisheit letzter Schluß sein wird, ist es schon jetzt notwendig, immer wieder auf seine Mängel und Gefahren aufmerksam zu machen und Vorsorge gegen sie zu verlangen. Die hiezu berufenen amtlichen Stellen lassen sich damit gewöhnlich ausgiebig Zeit. Nachdem schon zahlreiche Beschwerden erwiesen haben, daß österreichische Staatsbürger, die eine Stelle im Ausland angenommen haben, in vielfacher Hinsicht geprellt werden und die Stelle bald wieder verlassen müssen, wodurch sie dem tiefsten Elend preisgegeben werden, und daß die Behandlung, die den Auswanderern zuteil wird, jeder Beschreibung spottet, ohne daß sie von den österreichischen Vertretungsbehörden ausreichend geschützt würden, und nachdem bereits Menschenfreunde in den Auswanderungsländern selbst Warnungen, wie wir eine in unserer letzten Nummer veröffentlichten, erhoben haben, wird jetzt endlich amtlich verlautbart, daß sich Auswanderer vor Abschluß eines Dienstvertrags und in allen sonstigen Fragen, die sich beim Entschluß zum Verlassen der Heimat ergeben, stets bei der staatlichen Auskunftstelle für Auswanderer in Wien, I. Hoher Markt 5, kostenlos Auskunft einholen sollen.

Besondere Vorsicht ist bei Auswanderung nach Rumänien, von wo geradezu haarsträubende Nachrichten über Ausbeutung und unerhörte Behandlung landfremder Arbeitskräfte einlangen, auch nach den übrigen Balkanländern und nach Südamerika geboten. Im Folgenden veröffentlichen wir wieder einen warnenden Brief über die einschlägigen Verhältnisse in Argentinien, der auch zeigt, wie sehr schon die Behandlung des Auswanderers auf dem Schiff Anlaß zu schweren Klagen gibt und es dringend notwendig ist, sich die Gesellschaft vorher genau anzuschaun, der man Leib und Leben, Hab und Gut zur Fahrt in ein neues Leben anvertrauen will.

„Wir fuhren," so berichtet man uns, „von dem französischen Hafen Cherbourg mit dem Dampfer „Almanzora" der englischen Royal Mail Company. Die Versprechungen in den Prospekten sind großartig, aber sie sind leider nicht wahr. Es gibt weder einen Gesellschaftsraum noch ein Rauchzimmer. Alles ist voll Ungeziefer,

kein Wasser in den Kabinen, kein Handtuch und so weiter. Von Komfort keine Spur. Wir Auswanderer haben schon Beschwerden an die zuständigen Ministerien gerichtet u. zw. nach Wien, Bern, Prag, Berlin, Warschau, damit die Wanderungsämter vor der „Royal Mail“ warnen. Auf den französischen und italienischen Schiffen ist es allerdings noch ärger. Die besten Linien scheinen die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd, allenfalls noch der Holländische Lloyd. Keiner, der mit einer deutschen Linie gefahren ist, hat so etwas mitgemacht wie wir. Wie hier die Zwischendeckpassagiere hausen, spottet jeder Beschreibung. Und da hatten wir 14 lange Tage vor uns!

Ein für Auswanderer bestimmter Bericht über Argentinien kann nichts anderes als eine Warnung enthalten. Lauteten die Nachrichten schon äußerst ungünstig, so wurden sie von den Tatsachen noch weit übertroffen. Die Zollrevision gestattete einen Blick ins Emigrantenhotel, in dem die Auswanderer solange wohnen, bis sie Arbeit gefunden. Für einen Kulturmenschen ist dort das Schlafen unmöglich. Allerdings ist hier nichts unmöglich. Die Betten bestehen aus einem Drahtnetz ohne Matratzen, ohne Polster. Das ginge noch an, aber die Betten sind voll Ungeziefer (Wanzen, Läuse und noch mehr).

Die Auswanderer, die herüberkommen, ohne hier Verwandte oder Bekannte zu haben, werden bitter enttäuscht. Arbeit zu bekommen, ist ein Haupttreffer. Das wird erst klar, wenn man bedenkt, daß derzeit in Argentinien fast eine ebensolche Geschäftsstockung herrscht wie in Österreich und täglich 4 bis 5 Dampfer, vollgestopft mit Auswanderern, eintreffen. Nachfrage nach Arbeitern ist äußerst gering. Im Emigrantenhaus liegen Leute schon drei Monate, die alles anpacken würden. Für die geringste Arbeitsleistung wie Abwaschen u. dgl. wird die spanische Sprache verlangt. Intelligente Leute, Ingenieure, Chemiker, die auf Arbeit warten, würden mit Vergnügen in ein Hotel als Abwascher oder

DOROTHEUM - WIEN

Schaustellungen täglich ab 1 Uhr. Versteigerungen täglich ab 3 Uhr.

Uebernahme zur Versteigerung, Schätzung oder Beleihung.

Juwelen, Gold, Silber, Kunst- und Gebrauchsgegenstände, Möbel, Briefmarken, Bücher. 198

Stiefelputzer gehen, wenn sich ihnen nur die Möglichkeit böte. Viele verdingen sich auf einem Dampfer, nur um wieder zurückzukommen. Eine kleine Nachfrage herrscht nach Landarbeitern. Was diese aber durchmachen müssen, das hält kein Städter aus, auch nicht jeder Bauer. Hütten oder Betten sehen die Leute überhaupt nicht. Sie müssen auf der nackten Erde schlafen. Dabei gibt es eine Unmenge Ungezieferarten, die aber nicht einzeln, sondern in ganzen Schwärmen auftreten. Gegen diese Plage sind unsere Ameisen, Mäuse, Mücken eine Wohltat. Dazu gibt es keine Erholung, kein Vergnügen. Was Erholung für den Arbeiter bedeutet, wird in der Heimat nicht geschätzt. Erst in der Fremde, wenn er verlassen und einsam seine Ruhetage verbringen muß, dann wird das heimatliche Theater, Wirtshaus, Kino, Vereinshaus zu einem Paradies, das verschlossen ist und nach dem man sich sehnt, das aber in unerreichbarer Ferne liegt.

Und doch kann man es zu etwas bringen. Doch dazu ist folgendes notwendig: erstens die spanische Sprache, dann genügend Geld oder Bekannte, damit man die erste Zeit leben kann, und zum Schluß kommt erst, was die meisten für das Wichtigste halten: eiserner Fleiß und unermüdliche Ausdauer. Und zum Schluß noch ein guter Rat: „Fahrt nicht mit einem Schiff einer ausländischen Gesellschaft, über die nicht volle Gewißheit herrscht, daß sie für das viele Geld, das sie abnimmt, auch anständige Behandlung und menschenwürdige Verpflegung bietet!“

Die vielfältigen Warnungen sind beachtenswert. Nach den Aufzeichnungen der amtlichen Auswandererstelle sind seit Kriegsende 30.102 Österreicher ausgewandert. Aber keine Statistik stellt fest, wie viele dieser Heimatmüden im fremden Land, fern von aller Obsorge, schon zugrunde gegangen sind. Denkt man daran, wie es anmaßgebenden Stellen zweifellos die Absicht, diese Zahl — es ist nur die der amtlich erhobenen Auswanderer, tatsächlich sind sicherlich weit mehr Österreicher, außer Land gezogen — im vermeintlichen Interesse des Staates zu verzehn-, vielleicht zu verhundertfachen, so ist zu allererst staatlich alles vorzukehren, was zunächst zur Aufklärung, dann zum Schutz der Auswanderer dienlich ist. Den abgebauten Staatsangestellten, den arbeitslosen Arbeiter, den überzähligen Gewerbs- und Bauersmann blind in nacktes Elend und Untergang jagen darf auch die Heimat nicht, die nicht genügend Brot hat, sie zu nähren! ggl.

Spezialist in Wildlederhosen

Eigene Erzeugung 206

Johann Dunkl, Wien, XX. Treustraße 10

Empfehlenswerte Bankfirmen.

Aufnahme in dieses Verzeichnis nur in Auswahl durch die Verwaltung. Fernruf 46.428.

M. L. Biedermann & Co., Bank-A.-G., 1. Bez., Plankengasse 4.

Centralbank der deutschen Sparkassen, 1. Bez., Am Hof 3—4.

„Stafa“, Kreditinstitut der öffentlichen Angestellten, registrierte Gen. m. b. H., 7. Bez., Mariahilferstraße 120 (Zentralpalast).

Die letzte Instanz.

Der kranke Angeklagte der „Stunde“.

Am 4. September hätte endlich die Schwurgerichtsverhandlung unseres verantwortlichen Schriftleiters Gustav Leitner gegen den verantwortlichen der „Stunde“ Dr. Fritz Kaufmann stattfinden sollen. Man sollte meinen, daß die erste Pflicht jedes Mannes wäre, auch eines Kaufmannes, den Mut aufzubringen, für eine Beleidigung einzustehen. Aber es ist ja nichts Neues mehr, daß die Hörigen der „Stunde“ mit anderen Waffen kämpfen, meuchlerischen Überfall und heimliche Erpressung besser zu üben verstehen, als ehrlichen Streit mit offenem Visier.

Der sich vor seinen noch immer nicht genug gewarnten Lesern stets sehr honorig gebärdende Kaufmann hätte die Ehrenbeleidigungsklage unseres Schriftleiters gern im Stillen ausgeglichen. Nach dem Scheitern seiner Ausgleichsversuche aber bediente sich der in solchen Dingen offenbar schon gewandte Herr eines anderen Mittels, sich der Verantwortung zu entziehen: Der Angeklagte wurde plötzlich schwerkrank, lag, wie sein Anwalt Dr. Rode vor Eingang in die Schwurgerichtsverhandlung bestimmt erklärte, zur selben Zeit, da die Verhandlung hätte stattfinden sollen, „auf dem Operationstisch“. Das glauben wir ja gern, daß der Verantwortliche der „Stunde“ vor dem drohenden Spruch der Geschworenen lieber unter das Messer des Arztes flüchten möchte. Deshalb verzichtete der Vertreter der Anklage, unser Anwalt Herr Dr. Oskar Lewett, vorerst auch auf eine Untersuchung durch einen Amtsarzt. Nachträglich sind wir jedoch genötigt festzustellen:

Nachweisbar befand sich Kaufmann am 3. September, dem Tage vor der Verhandlnng, „pumperlgesund“ in seiner Redaktion, um tagsdarauf schwer krank darnieder zu liegen. Ja, die menschliche Gesundheit ist ein leicht zerbrechliches Ding, ein Blatt im Winde, Gottseidank aber auch leicht wieder herzustellen. Wie wäre es sonst erklärlich, daß der schwerkranke Patient auch schon am 5. September wieder froh und munter wie sonst schriftleiterte, nur vielleicht ein wenig blaß von der überstandenen Angst, man hätte ihn doch vom „Operationstisch“ weg in den so gefürchteten Schwurgerichtssaal ziehen können?

Nun, wir werden dafür zu sorgen wissen, daß Kaufmann anläßlich des nächsten Verhandlungstermins nicht wieder gleich schwer erkrankt. Wir hoffen bestimmt, ihm in diesem Fall eine solche Medizin eingeben zu können, die ihm sofortige Genesung bringt. Ode.

Die Unterbrechung von Schwangerschaft bei Armen.

Die Auswege aus dem Mutterschaftszwang. — Das „Fliegenspital“. — Ausbau der städtischen Eheberatungsstelle.

Krankheit ist für Mittellose — nur für diese — stets ein fast unerträglicher Schicksalsschlag; am aufreizendsten tritt der Unterschied zwischen Arm und Reich bei Frauen in Erscheinung, deren Krankheit Unterbrechung von Schwangerschaft bedingt. Die vornehme Dame, die eine glückliche Stunde mit unglücklichem Zufall in die Gefahr gebracht hat, die „jungfräuliche Ehre“ oder ihr Ansehen als „anständige Frau“, die Sicherheit ihres Wohllebens oder auch nur ihren fleckenlosen Teint und ihr körperliches Ebenmaß zu verlieren, hat, ohne daß es dazu einer Krankheit als guten Grunds oder Vorwands bedürfte, tausendfältige bequeme Gelegenheit, die unerwünschte Ursache peinlicher Verlegenheiten ohne übermäßigen Aufwand von Geld, Mühe und Schmerz zu beseitigen; mehr als eine halbe Million kostet selbst bei der gesundheitstrotzendsten Körperbeschaffenheit das Gutachten über die notwendige Lungenerkrankung, chronische Nierenentzündung oder Herz- und Nervenaffektion nicht, auf Grund dessen die geschickten Hände sogar der gewissenhaftesten Professoren und die komfortablen Zimmer jedes Sanatoriums, von den eigens hiefür eingerichteten ganz abgesehen, für

verbürgt schmerzlosen Eingriff

bereit sind. Dem Proletariermädchen aber, dem freudlose Jugend und Arbeitsüberbürdung, der Proletariermutter, der zahlreiche teils regelrechte, teils mißglückte Geburten und die Familiensorge das Kainszeichen der Armeleut'-Krankheit offensichtlich aufgedrückt haben, bleibt trotzdem bei Schwangerschaft nur der gefahren- und schmerzenreiche Weg in das Hinterzimmer der „Madam'“ oder des Winkeldoktors — vorausgesetzt, daß die Mittel hiezu reichen, denn er ist trotz oder gerade wegen seiner Unebenheit nicht billig — oder der dornenvolle, den, kommen sie besten Falls dorthin, die

Beratungsstelle des Bundes gegen den Mutterschaftszwang

in der Königseggasse 10 anzugeben weiß: von Spital zu Spital, bis sich ein verständiger und verstehender Arzt findet, der das erlösende Zeugnis über die Notwendigkeit der Schwangerschaftsunterbrechung ausstellt. Zur Erleichterung haben die erfahrenen Beraterinnen der Stelle höchstens noch Fingerzeige: aussichtslos ist Versuch auf den Gebärkliniken, gefürchtet der strenge Maßstab, den die Klinik Ortner anzuwenden pflegt, am ehesten glückt's im Rudolfs- und Triester-Spital.

In der Ärzteschaft herrschen gegenwärtig über Schwangerschaftsunterbrechung zwei Auffassungen, die sich schroff gegenüberstehen. Die strenge der Klinik Ortner anerkennt sie, fast im Sinn des veralteten Gesetzes, nur in dringendsten Fällen als zulässig; die mildere läßt, indem sie der Mutter unbedingtes Verfügungsrecht über ihre Leibesfrucht zubilligt, bei Entscheidung, ob dem Wunsch nach Unterbrechung der Schwangerschaft im Einklang mit den gesetzlichen Bestimmungen stattzugeben sei, neben rein gesundheitlichen auch sittlichen und sozialen Erwägungen Raum. Den mit Beharrlichkeit durchfochtenen Widerstreit der beiden Anschauungen haben, wie medizinische Lehrmeinungen stets, natürlich die Patientinnen, fast hätte ich gesagt: Inkulpatinnen, zu entgelten, deren Geschick, von den Gefahren jener Hinterzimmer erlöst oder aber verurteilt zu sein, die Menschheit justament um einen schon von vornherein zu Elend und Siechtum verurteilten Zuwachs vermehren zu müssen, der reine Zufall entscheidet, ob sie einem Jünger der einen oder anderen Richtung in die Hände geraten. Deren Überzeugungstreue geht so weit, daß in manchen Spitälern Frauen, die anfragen, ob und wie weit sie sich in Schwangerschaft befänden, Auskunft verweigert, ja, verneint wird, um etwaige Abtreibungsversuche zu verhindern. So ist uns ein Fall von der

„Bettina-Stiftung“ des Elisabeth-Spitals

bekannt, in dem einer Frau, welcher wegen schwerer epileptischer Anfälle bei der Geburt ihres ersten Kindes der dringende ärztliche Rat gegeben war, jede neue Schwangerschaft in den ersten Wochen unterbrechen zu lassen, als sie nach zweitem Ausbleiben der monatlichen Reinigung deswegen dort nachfragte, gesagt wurde, sie solle sich nicht auslachen lassen, sie sei nicht schwanger; die Auskunft war falsch und der Eingriff mußte dann im vierten Schwangerschaftsmonat unter wesentlich erhöhten Schwierigkeiten und Gefahr geschehen und hatte wochenlange Krankheit zur Folge. — Der verläßlichste und rätlichste Schritt, den solcher Art bedrängte arme Frauen unternehmen können, ist den wenigsten bekannt. Es ist der Gang zur

Eheberatungsstelle des städtischen Gesundheitsamts

im Rathaus. Wohl ist schon ziemlich verbreitet, daß diese segensreiche Einrichtung Brautpaaren zur Untersuchung ihrer gesundheitlichen Eignung für den Ehestand offen steht, aber nicht, daß sie Mittellosen auch in allen andern ehelichen Fragen, soweit sie der Arzt beantworten kann, Rat erteilt. Dazu gehört auch die schwierige und heikle Beurteilung von Schwangerschaftsunterbrechungen. Mit vollem Verständnis für die Verhältnisse des leidenden Volkes und entgegenkommendem Eingehen auf der Frauen, der Mütter Beschwerden und Befürchtungen nimmt sie der Leiter der Beratungsstelle, der junge Arzt Dr. Karl Kautsky, der sich seiner Aufgabe mit Hingebung widmet, vor und die Angaben der Hilfesuchenden über die gesundheitlichen, sozialen und materiellen Umstände ihrer Person und Familie, die ihm als Unterlage seiner Entscheidungen dienen sollen, nicht allzu kritisch entgegen. Daraus ist kein Vorwurf zu machen. Es ist bloß ausgleichende Gerechtigkeit, daß sich, wo dem Reichtum schranken- und gefahrenlos verstattet ist, lediglich die Rücksicht auf seine Bequemlichkeit und seinen Vorteil über Sein oder Nichtsein künftiger Geschlechter entscheiden zu lassen, auch der armen Gebärerin ein

leichter Ausweg aus dem Mutterschaftszwang

öffnet. Die der kapitalistischen Ordnung entflossenen Gesetze zeichnen sich ja gemeinhin dadurch aus, daß sie, selbst wenn schon allgemein als unzulänglich und schlecht erkannt, zähen Bestand haben, aber Einrichtungen bedingen und ulassen, sie — gesetzentsprechend — zu umgehen.

Leider steht der Ehestelle für die Ausführung ihrer von Erbarmen über Frauenleid und Müternöte eingegebenen Ratschläge und Weisungen zuverlässig nur eine Anstalt zur Verfügung, die wenig empfehlenswert,

das Brigittaspital

und Wöchnerinnenheim in der Stromstraße im 20. Bezirk. Haben die armen Schwangeren, die es nicht sollen, können, dürfen, diese letzte Station ihres Kreuzwegs endlich erreicht, so trifft sie erst mit voller Wucht der Fluch der Armut und bringt ihnen den Abstand von schicksalsbegünstigteren Leidensschwestern höchst nachdrücklich zu Bewußtsein. Das Schlimmste wäre nicht, daß die Einrichtungen der Anstalt sehr zu wünschen übrig lassen, daß die Betten schlecht und verwahrlost, die Heilmethoden mangels kostspieligerer Mittel in keinem Vergleich zu den modernen schmerzausschließenden, die in Sanatorien von den Professoren der Reichen angewendet merden, daß die einfachsten Behelfe fehlen, so daß sich beispielsweise jede Patientin die notwendige Watta selbst mitbringen muß, die karge Wasche völlig unzureichend gewechselt wird und nichts in dieser Heilanstalt, die auch als Privatklinik dient, auf der Höhe ist außer der Kunst der Ärzte, diese sogar sehr, da sie mit so unzulänglichen Hilfsmitteln Erfolge zu erzielen vermag. Ärger ist, daß die Kranken buchstäblich

Hunger leiden

müssen; eine halbe Schale Malzkaffee früh und nachmittags, sechs Löffel Suppe, kaum ein Schöpflöffel Gemüse und ein Tellerchen Milchspeise mittags und außer sechs Löffel Suppe abends nichts ist neben je einer ganz dünnen Schnitte Brot früh und nachmittags — zu Mittag und zu Abend keines! — für Frauen, die vor Entbindung oder schweren Operationen stehen, entschieden zu wenig, auch wenn mittags ein ausreichendes Stück Fleisch gereicht wird. Tatsächlich ist es dort vorgekommen, daß Wöchnerinnen „Hunger“ schrein und das sollte, wie schlecht immer die Verhältnisse der Anstalt sein mögen, doch nicht vorkommen.

Ganz arg ist die unglaubliche Vernachlässigung der einfachsten hygienischen Regeln und die daraus entspringende Unreinlichkeit in dieser Heilanstalt. Urin und Kot entleeren die ans Bett gefesselten Kranken in

offene Blechgefäße,

welche auch die blutgetränkten Wattabauschen, Jodoformstreifen und Verbände aufzunehmen haben, und diese bleiben samt Inhalt stundenlang stehen, um dann erst in größere gedeckte Blechgefäße überschüttet zu werden, die man aber auch in den Krankenzimmern beläßt und bloß alle 24 Stunden ausgießt. Ebenso bleibt die verunreinigte Säuglingswäsche in den Zimmern der Wöchnerinnen bis zu ihrer Entlassung herumliegen. Die Folgen dieser Schweinerei sind widerwärtige Stickluft, zumal unbegreiflicherweise auch sehr mangelhaft gelüftet wird, und Überhandnehmen der Fliegenplage in seltenem Maß; in ganzen Schwärmen sitzt das Ungeziefer auf den abscheulichen Abfallstoffen, auf Wäsche und Geschirr, Speisen und Arzneien, aber auch auf den wehrlosen Kranken, die tagsüber deshalb keinen Augenblick Ruhe pflegen können, während sie ihnen nachts, wie man gleich hören wird, andere Unzukömmlichkeiten rauben. Diese Zustände bedeuten zweifellos für die ganze Umgebung schwere gesundheitliche Gefahr und haben der Anstalt schon den Beinamen

„das Fliegenspital“

verschafft. — Einfach unerhört aber ist die Behandlung, welche den Kranken von Seite der Anstaltsverwaltung zuteil wird. Sie ist, gar nicht zu reden von solcher, wie sie hilflosen Menschen zukommt, nicht einmal der in Strafanstalten üblichen gleich zu achten, sondern schlechtweg wie die von Tieren. Die Kranken entraten der allereinfachsten Hilfsmittel europäischer Gesittung, es gibt, von Seife ganz abgesehen, keine Handtücher, nachts kein Licht, aber auch keine Trinkgefäße, so daß die Kranken durften, und kein Eßbesteck, so daß sie die Fleischstücke mit den oft genug von Blut und Unrat besudelten Fingern aus dem Gemüse herausfischen und

mit den Zähnen zerreißen

müssen. Das Pflegepersonal verrichtet seine Obliegenheiten mit der größten Ungezwungenheit und Rücksichtslosigkeit auch bei Schwerkranken und während der Nachtstunden; das Haus widerhallt von zugeschlagenen Türen und hingeschleuderten Gegenständen, der wohltätige Gebrauch schalldämpfender Fußbekleidungen nachts, in anderen Krankenanstalten allgemein üblich, ist hier unbekannt und zwecks Einhaltung einer unglücklichen Diensteinteilung des Pflegepersonals werden die Patientinnen ganz sinnlos bereits um vier Uhr früh zum „Ordnungmachen“ geweckt. Dem allen die Krone aufzusetzen, gibt es in dieser Humanitätsanstalt für ihre unglücklichen Insassen auch gewissermaßen

Strafen;

Kranke, die, wenn auch vor Schmerzen, durch allzu lautes oder andauerndes Schreien den offenbar sehr empfindlichen Nerven des Pflegepersonals lästig fallen, werden gewohnheitsmäßig in abgesonderte Zimmer gebracht und dort ohne Hilfe gelassen, bis sie aufhören. Daß auch sonst der Umgang mit den armen Frauen, die hier, ob sie nun gebären oder operiert werden sollen, ihre schwere Stunde erwarten, von einer Roheit ist, deren Einzelheiten von gemeiner Beschimpfung bis selbst zu Mißhandlung jeder Beschreibung spotten, nimmt nach dem Gesagten nicht weiter wunder.

Das Verhalten der Pflegerinnen ist auf ihre Verbitterung über die traurigen Anstellungsverhältnisse zurückzuführen und daher, wenn auch nicht weniger tadelnswert, doch begreiflich. Das seit 1910 bestehende Spital ist auf die Tätigkeit eines eigenen Unterstützungsvereins „Brigitta“ gegründet, jetzt aber, da solcherlei Hilfsorganisationen gemeinhin versagen, in der

Zur Durchführung aller bankmäßigen Transaktionen für den Wiener und Budapester Platz empfohlen

Bankhaus Lukacs & Co.

Wien, IV. Wiedner Hauptstraße 1, Ecke Karlsplatz

Telephon-Nrn. 54-231, 59-488, 59-578, 59-579

Hauptsache auf die Erträgnisse der kleinen Zahlabteilung, die aber, da die Anstalt zu entlegen, wenig benützt wird, auf die Opferwilligkeit klinisch interessierter Ärzte (der Primarärzte Dr. Raoul Graf und Dr. Werberg, des unermüdlichen Assistenten Dr. Moldauer und des bei den Kranken besonders beliebten Hilfsarztes Dr. Glaser) und die

Ausbeutung der Angestellten

angewiesen. Die Pflegerinnen erhalten neben Verpflegung, aber ohne Wohnung, 130.000 K. nicht etwa wöchentlich, sondern monatlich, andere Angestellte ebenso erbärmliche Entlohnung, und dies erst seit kurzer Zeit, nachdem sie ihr Verhalten gegenüber Ärzteschaft und Kranken ihrem Lohn entsprechend eingerichtet hatten. Es scheint, wie man merkt, noch nicht ausgerichtet zu sein. Die Angestelltenschaft gehört auch keiner Organisation an, weil ihr der Primar Dr. Graf anläßlich einer Unterhandlung über Lohnerhöhung zu verstehen gab, daß sie solchenfalls Entlassungen zu gewärtigen hätte, und sogar die gesetzliche Einrichtung des Betriebsrats ist in dieser einzigartigen Anstalt noch unbekannt. Unter solchen Umständen kann die Leitung natürlich nicht allzu wählerisch in bezug auf das zu so schlecht entlohntem Dienst bereite Personal sein und es ist nicht unverständlich, daß sich darunter nach Vorbildung und Gemütsart ungeeignete Elemente finden.

Mag schon sein, daß die, weil es doch eine „Wohltätigkeitsanstalt" ist, mit nur 25.000 K. bemessene Verpflegsgebühr keine großen Ansprüche zuläßt, aber besser als solche Wohltätigkeit mit Hunger der von ihm Bedachten und Ausbeutung der Angestellten, die zu schandbaren Zuständen führt, ist gar keine. Alle diese Schnackerlanstalten, von denen allen man ähnliche Klagen von Zeit zu Zeit immer wieder hört, täten besser, ihre Pforten zu schließen oder vielmehr anzustreben, daß ihr Betrieb ehestens in eine leistungsfähigere Verwaltung übergeführt wird. Es ist anzunehmen, daß sich die Gemeinde Wien, die in letzter Zeit so viele bedeutende, vom Untergang bedrohte humanitäre Einrichtungen durch rasch entschlossenen Zugriff der Allgemeinheit zu erhalten verstand, auch zur Übernahme des kleinen Brigittenauer Frauenspitals bereit finden würde. Es dürfte das umsoweniger Schwierigkeiten begegnen, als der Leiter des städtischen Gesundheitsamtes, der sozialdemokratische Stadtrat

Professor Tandler Obmann des Vereins

ist, der angeblich für die Erhaltung der Anstalt aufkommt und daher ihre Zustände zu verantworten hat. Die

Angliederung einer entsprechenden Klinik an die städtische Eheberatungsstelle

wäre die wünschenswerte Ausgestaltung dieser Einrichtung zum Segen vieler tausender Frauen, denen Krankheit und soziale Nöte Mutterschaft in Rücksicht auf das Wohl künftiger Geschlechter verwehren. Das Brigitta-Spital würde sich nach Ordnung seiner unhaltbaren Verhältnisse und Schaffung einer sicheren Erhaltungsgrundlage bestens hiezu eignen. ggl.

Unionbank in Polen, A.-G. Am 1. September d. J. hat in Lemberg die konstituierende Generalversammlung der Unionbank in Polen, A.-G. stattgefunden, welche die Geschäfte der dortigen Filiale der Unionbank übernimmt. Zum Präsidenten des Verwaltungsrates wurde Herr Kazimir Ritter von Przybyslawski, zum Vizepräsidenten Herr Dr. Wolfgang David, Vizepräsident der Unionbank in Wien, gewählt. Das mit einer Milliarde polnischer Mark festgesetzte Aktienkapital wird auf Grund des von der konstituierenden Generalversammlung gefaßten Beschlusses auf fünf Milliarden polnische Mark erhöht; die Errichtung von Filialen der neuen Bank in Warschau, Krakau und Drohobycz ist in Aussicht genommen. (Entgeltlich.)

Allgemeine Depositenbank. Die für den 15. d. M. einberufene außerordentliche Generalversammlung wurde auf den 28. d. M. verschoben und findet an diesem Tage um 11 Uhr vormittags im Festsaale des Niederösterreichischen Gewerbevereines, 1. Bezirk, Eschenbachgasse Nr. 11, statt. Gegenstand der Tagesordnung ist die Beschlußfassung über die Erhöhung des Aktienkapitals von 10 auf 15 Milliarden Kronen und über die Abänderung jener statutarischen Bestimmungen, welche die qualifizierte Majorität für Statutenänderungen vorsehen. (Entgeltlich.)

Wie wir erfahren, ist die Verlegung der Generalversammlung erfolgt, um in dieser die Erhöhung des Aktienkapitals auf 15 Milliarden Kronen zu beantragen, anstatt auf 12·5 Milliarden Kronen, wie dies in der für den 15. d. M. einberufenen und nunmehr verschobenen Generalversammlung geplant war, da sich in letzter Zeit für das Institut die Möglichkeit eröffnete, die Kapitalsvermehrung in einem größeren Umfange, als ursprünglich beabsichtigt, vorzunehmen.

Reis aus Habsburgs Stamm.

Aus den Erinnerungen einer unehelichen Tochter des Kaisers Franz Josef I.

(Fortsetzung.)

X. Alt geworden.

Ein Lebenlang habe ich um die Anerkennung des mir zustehenden natürlichen Rechtes gekämpft. Nun bin ich eine alte kranke Frau und es ist mir nicht geworden. In bittern Stunden, die wegen meines nie aufgegebenen Trachtens nach dem, was mir gebührt, über mich kamen, habe ich mich oft an ein altes Sprichwort erinnert; Wer die Wahrheit geigt, dem schlägt der Fidelbogen um den Mund. So ging es mir. Böswillige begannen, mich als Verrückte zu behandeln.

Manchem fließt das Leben dahin wie ein klarer Bach, der durch blumige Wiesen plätschert. Bei dem anderen aber legen sich große Steine in den Weg. Er bäumt sich gegen sie. Und da er sie nicht überwinden kann, frißt er sich schließlich unter ihnen durch in die Tiefe, nicht wissend, ob er jemals wieder ans Tageslicht kommen wird.

(Schluß folgt.)

Tierschutz.

Die Staupe der Hunde.

Von Chefitierarzt Dr. Franz Halla.

Es ist oft rührend zu beobachten, wie die betrübten Besitzer — ob reich, ob arm — der kleinen leidenden Patienten den Anordnungen des konsultierten Tierarztes mit Eifer und Achtsamkeit lauschen. Aber die Angst vor dem immerhin möglichen Verlust des kleinen Lieblings bringt es mit sich, daß manche Anweisungen überhört oder mißverstanden werden und daher manchmal direkt Fehlbehandlungen vorkommen.

Deshalb habe ich mich entschlossen, die Gelegenheit der Wiedergeburt dieses Blattes zu benützen, um eine kleine Zusammenstellung der Aufgaben des Hundebesitzers im Falle der Staupe zu bringen, die natürlich nicht die tierärztliche Konsultation entbehrlich machen, sondern nur unterstützen soll.

Sie hat deswegen den untenstehenden Titel, weil sie eigentlich herausgeschnitten und besonders verwahrt werden sollte, um im richtigen Augenblick als Wegweiser zu dienen.

Staupe-Merkblatt.

Befallen werden meist junge, bis ein Jahr alte Hunde, aber auch mehrjährige und sogar hochbetagte Tiere werden manchmal nicht verschont. In der Regel erkrankt ein Tier nur einmal im Leben, aber Wiederholungen und besonders Rezidiven sind nicht selten.

Gesunde, junge Hunde bis zu einem Jahre sollen gegen die verheerende Staupe vorbeugend, eventuell wiederholt (alle zwei bis drei Monate) geimpft werden. (Vollkommen gefahrlos.)

Verhaltungsmaßregeln:

a) Erkrankte Tiere sofort vom Tierarzt untersuchen und impfen lassen.

b) Kein Wasser zu trinken geben, sondern nur russischen Tee, bezw. siehe unten unter j, k, m.

c) Nahrung: Leicht verdaulich und kräftig. Wenn kein Appetitmangel (siehe unter k) gewohnte Nahrung weitergeben (siehe auch unter m). Während der Krankheit keine Knochen, Herz, Leber. Empfehlenswert: Reis mit gekochtem Fleisch, eventuell fein faschiert, feine frische Wurst, weiche Eier, (weiteres unter k). Kaffeelöffelweise Gaben von Alkohol (Kognak oder Rum bezw. Rotwein) alle zwei bis drei Stunden vorteilhaft.

d) Verordnete Medizin laut Anweisung verabfolgen. (Sollte sie erbrochen werden, mit der halben Einzelgabe versuchen. Wenn trotzdem die Medizin nicht vertragen wird, Tierarzt konsultieren.)

e) Dreistündlich Einreibungen mit unverdünntem Brennspiritus (oder Franzbranntwein, Kampferspiritus, Fluid) und zwar: Flanken, Bauch (besonders bei Durchfall), Beine (besonders Oberschenkel außen und innen), bei Husten auch Hals und Brust; nachher sofort bedecken. Oder besser:

f) bei einer Körpertemperatur bis 40° C: Spiritus-Dunstumschläge. Alte Leinwand mit verdünntem Brennspiritus (ein Teil Spiritus mit zwei Teilen Wasser gemischt) um den Leib (bei Husten auch um den Hals) wickeln und darum noch ein warmes Wolltuch schlagen. Drei- bis fünfstündlich wechseln.

g) bei Fieber über 40° C (nach tierärztlicher Anweisung) kalte Umschläge mit kaltem Wasser (ohne Wolltuch).

Bekämpfung spezieller Krankheitserscheinungen. (Das Auftreten auch nur einer macht tierärztliche Fachuntersuchung nötig).

h) 1. Augenausfluß, Bindehautrötung: Mit Wattebäuschchen, getränkt mit Augenwasser dreimal täglich innen (Lider entfalten!) auswaschen, nachher mit Borlanolin oder Schweineschmalz (nicht aber mit Vaselin) die Lidränder befetten.

2. Hornhauttrübungen oder -geschwüre: Feuchtwarme Umschläge am Kopf, verordnete Augensalbe nach Anweisung verwenden.

i) bei Nasenausfluß, Nießen: Menthol- (oder Nasen-) Öl dreimal täglich in die Nasenlöcher einträufeln. Inhalationen dreimal täglich zehn Minuten lang (Kopf über Gefäß halten, das mit heißem Wasser gefüllt ist, dem einige Tropfen Terpentin- und Latschenöl beigefügt wurden). Nachher Hund einhüllen.

j) bei Husten: Inhalationen (siehe unter i) und Eibischtee zu trinken. Sonst siehe unter e und f.

k) bei Appetitlosigkeit: Tausendguldenkrauttee (ungezuckert) stündlich ein Kaffeelöffel einflößen. Versuch mit Fleischnahrung allein (gekocht und gehackt, eventuell Schinke oder endlich rohes, gesundes Fleisch). Wenn vergeblich, flüssige Nahrung eingeben (Rindsuppe oder auch Einmachsuppe mit Ei, Weinsuppe). Wenn auch das nicht möglich: Kleine Nährklistiere (Einläufe, ein Eidotter in ein bis zwei Eßlöffel Fleischbrühe) dreimal täglich.

l) bei Erbrechen: Schwarz. Bohnenkaffee (besonders vor der Nahrungseinnahme) kinderlöffelweise einflößen. Eventuell Eispillen.

m) bei Durchfall: Nur Eichenrindetee als Getränk, Schokolade, Einmachsuppe, Gersten- oder Haferschleim, Reis. Keine Milch, kein Wasser.

Wenn sehr stark: Handwarmen Eichenrindentee eßlöffelweise drei- bis fünfmal täglich in den Mastdarm spritzen. (Nachher zuhalten.)

n) Eiterpusteln: Mit Federweiß (oder Puder) einstauben.

o) bei Zuckungen, Lähmungen, Krampfanfällen, Schreckhaftigkeit: Injektionen durch den Tierarzt.

Die vorstehenden, jeden Mysteriums freien Anordnungen wurden im Interesse der Tierbesitzer und der Tiere so wohlfeil wie möglich gewählt, um einerseits dem Publikum die Behandlung nicht zu teuer werden zu lassen und andererseits einen gangbaren Weg zu bieten, um den armen Hündchen wirklich Gesundheit zu verschaffen. Eine Hauptbedingung für die Genesung ist die sorgfältigste Pflege und Befolgung der tierärztlichen Anweisungen. Sollte trotz der Mühe des Pflegers und der Vorsicht des Tierarztes der Patient nicht gedeihen, so wolle man dies nicht gleich diesem als Schuld anrechnen. Ein gewisser Perzentsatz ist leider immer noch dem Tode, bezw. langem Siechtum geweiht. Nicht wegen, sondern trotz angewandter Injektionen (die eine exakte und sichere Zufuhr von Medikamenten mit Ausschaltung des ohnedies gequälten Darmes gestattet) erfolgte Verschlimmerung in diesen Fällen. Veranlagung, Ernährungszustand, Neben- und Nachkrankheiten (z. B. Rhachitis bezw. Zuckerkrankheit u. a. m.), Alter, Behandlungsbeginn, Seuchenintensität, Witterung, Wohnung, Nachlässigkeiten, Zufälle usw. beeinflussen den Krankheitsverlauf.

Ferner bedingen gleiche Erkrankungen nicht gleichen Krankheitsausgang.

Johann Pospichal
Meister in Anfertigung von erstklassigen Maßschuhen
Wien, 18. Martinsstr. 54 210

Silberschutz
für Damen, sicherer Erfolg sowie Herren-Gummispezialitäten
billigst bei Hebamme
Johanna Böck,
XVI. Grundsteing. 43
I. St., Tür 10 237

Schuhwarenerzeugung
Ludwig Maska
Wien, V. Reinprechtsdorferstraße 9. 218
Großes Lager sämtl. Schuhwaren eigener Erzeugung aus bestem Leder-Material.
!!! Maßbestellungen !!!

Gegründet 1903 BANKHAUS Gegründet 1903
ERVIN, METZL & Co.
Wien, I. Schottenring 15
TELEPHON (INTERURBAN) Nr. 12-8-97, 19-2-86
Telegramm-Adresse: „ERVINCO, WIEN"
Während der Börsezeit: „ERVINCO, BÖRSE, WIEN"
Informative Kursmeldungen außerhalb der Börse ab 3 Uhr nachmittags

BANKHAUS JOSEF STEIN & CO.
WIEN, I. WIPPLINGERSTRASSE 21
Telephone: 61123, 61456, 62351

Tragen Sie Schuhe mit
Berson-Gummisohle
Überzeugen Sie sich selbst, wie angenehm dieselben zu tragen sind. Beachten Sie vor allem, daß die Berson-Gummi-Sohle **billiger als Leder ist,** das Tragen derselben für Sie daher **eine große Ersparnis** bedeutet. Verlangen Sie aber von Ihrem Schuhmachermeister das **fachgemäße** Anbringen der Gummisohlen mittels des beigegebenen **Berson-Cements.**

Neugröschel & Lindner
Kommanditgesellschaft — Bank- und Kommissionsgeschäft
Wien, I. Bezirk, Schottenring Nr. 35
Telephon: 18304, 13359, 16391. Telegramm: Neugrolind, Wien
Effekten, Devisen und Valuten

BANKKOMMANDITGESELLSCHAFT
FRANZ POLLAK
KOMMANDITE DER KROATISCHEN ESCOMPTEBANK IN ZAGREB
WIEN, I. JOHANNESGASSE Nr. 3 245
Telephone: 37-34, 37-75, 88-65

Schreibmaschinen
neu und gebraucht, billigst, mit Garantie 227
Edmund Igel,
II. Praterstr. 41. Tel. 43342
Beste Reparaturwerkstätte.

Schneidermeister
Josef Broschek
Spezialist in erstklassigen Herrengarderoben zu den billigsten Preisen 211
Wien, 18. Martinsstr. 68

Werkstätte für
feine Herrengarderoben
nach Maß. 217
Anzug-Façon m. kompl. Zugehör K 600.000
Leopold Huber, Wien
XVII. Lacknergasse 22

Spezialist in
Schuhwarenerzeugung
Franz Schafrata, Wien
7. Lerchenfelderstr. 121
Uebernahme sämtlicher Reparaturen.
Billigste Tagespreise. 220

Werkstätte für feine
Herren- u. Damenkleider
sämtl. Sportkleider n. Maß
Karl Antosch, Wien
V. Vogelsangg. 34 224

Sessel 235
Fauteuils
Tische
anerkannt solid, billig
Werkstätte Adler
VII. Apollogasse 18
Hartholzsessel
Lederimit. K. 40.000

Erstklassige
Herrengarderobe
nach Maß 221
Franz Hrad, Wien
16. Grundsteingasse 9

Maschinen
auch Nähmaschinen aller Art
werden unter Garantie
244 repariert.
FRITZ KLIM
III. Khunngasse 21

Schneidermeister Franz Pichler
empfiehlt sich zur Anfertigung von Herren- und Knabenkleidern in billigster und bester Ausführung. Auch aus mitgebrachten Stoffen. Ausführung von Stoff- und Kleideraktionen. Karte genügt. Komme mit Muster. 233
Wien, XVI. Habicherg. 5, Tür 7 (Straßenbahn 48)

Musikinstrumente 204
gut u. billigst beim Streich-Instrumenten-Erzeuger
Karl Fromm, Wien, III. Löwengasse 15
En gros. Lager sämtlicher Saiten. En detail.

Zahlungserleichterung! Anzüge nach Maß
bis zur feinsten Ausführung.
Billigste Tagespreise bei 223
Schneidermeister **Jakoubek & Co.,**
Wien, V. Obere Amtshausgasse 30.
Auskünfte bis 8 Uhr ab., Sonnt. bis 2 Uhr nachm.
Karte genügt, komme ins Haus.

Atelier für feine **Herren- u. Damenkleider**
Sämtliche Sportkleider nach Maß
Reichhaltiges Stofflager
ANTON VACEK 205
Wien, V. Wiedner Hauptstraße 127

!! Erstklassige Herrengarderobe !
nach Maß 232
Anton Kratochwil, Wien
3. Bezirk, Untere Weißgärberstraße Nr. 16

Zur Durchführung aller bankmäßigen Transaktionen empfohlen 246
Bankhaus
Schelhammer & Schattera
Wien, I. Stephansplatz Nr. 11
Telephon 13809 Telephon 13809

Straßenverkäufer gesucht!

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Rudolf Horak und Gustav Leitner. — Verantwortl. Schriftleiter: Gustav Leitner. — Druck von F. Köstlbauer & Co. — Alle in Wien.

V. b. b.

K 1000

Neuer Wiener Kurier

Der Kampf um Menschenrechte
Uns täglich wieder lehrt:

Wer keinen Feind besitzet,
Ist keines Freundes wert!

Sprechstunden wochentags 17 bis 18 Uhr

Unabhängige und unparteiische Zeitung
Schriftleitung und Verwaltung: Wien, II. Praterstraße 50. — Fernruf 46.428
Drahtanschrift: Newikur, Wien, Praterstraße 50
Postsparkassenkonto Nr. 75.191

Einzelnummer für das Ausland 1 Schweizer Franken

III. Jahrgang | Wien, Jänner 1924 | Nr. 56

Der Kampf gegen Schieberei und Korruption,

den der **„Neue Wiener Kurier"** nun schon so lang führt, muß zum Nutzen der Sache auf breitere Grundlage gestellt werden. Zu diesem Zweck ist es notwendig, daß möglichst viele unserer Anhänger

Mitglieder unserer Arbeitsgemeinschaft

werden.

Der Beitritt zur Arbeitsgemeinschaft erfolgt durch einfache Zustimmungserklärung unter **Leistung eines beliebig hohen Unterstützungsbeitrags.** Je stärker die Arbeitsgemeinschaft, desto nachdrücklicher ist der Kampf gegen das Schiebertum zu führen.

Tiefste Schmach.

So ist also Seine Majestät in aller Form öffentlich anerkannt. Das Bild, das der „Neue Wiener Kurier" in einer Folge von Aufsätzen von des Herrschers Siegmund Bosels I. Aufstieg zum unumschränkten Gebieter Österreichs entwarf, ein phantastisches Gemälde, als Symbol des ins Riesenhafte anwachsenden Großkapitalismus, der sich die Welt unentrinnbar unterjocht, mit Absicht überlebensgroß, unwirklich scheinend verzeichnet: es hat sich Zug um Zug erfüllt. „Bosel — das ist der Staat." Rasch hat sich der kleine Kaijude über alle Parteien, mit welchen er nach links und rechts nahrhafte Beziehungen anknüpfte, zur gebietenden Herrschaft emporgeschwungen, nach deren Bedürfnissen das Verhalten zu Nachbarstaaten — die Unterhandlungen des Hauses Bosel mit der Tschechei, dann mit Polen — eingerichtet, die Gezeiten der Volkswirtschaft bestimmt und nun auch schon unsere Ernährung — Übernahme einer Budapester Getreidelieferungsgesellschaft durch Bosel — ausgeliefert ist. Was vor kaum einem Vierteljahr noch als zages Gerücht auftrat, ist Wirklichkeit geworden: „Der Regierungssitz der Großmacht Bosel", der eigene Palast des Bankhauses, wird „neben den Regierungsgebäuden, welche die höchsten Gewalten der Republik, ihre Vertretung nach außen und innen beherbergen", auf dem freien Bauplatz hinter dem Ministerium des Äußern am Ballhausplatz errichtet. Eine verwickelte Transaktion wurde zu dem Zweck eigens in die Wege geleitet und der Bundeskanzler selbst hat sich um ihr Zustandekommen bemüht, um den tatsächlichen Herrschaftsverhältnissen in der demokratischen Republik auch zu sichtbarem sinngemäßen Ausdruck zu verhelfen. Der Bundeskanzler ladet, wenn es gilt, Hilfe gegen den drohenden Untergang alter Wahrzeichen des österreichischen Kulturbesitzes zu heischen, zuvörderst Siegmund Bosel zu sich, obwohl die östlich orientierten Antezedenzien des früheren Wäscheländlers kaum ein Unterpfand für gute Hut der österreichischen Kulturgüter zu bieten scheinen. In der Tat findet es die kleine Majestät nicht einmal der Mühe wert, aus diesem Anlaß der Einladung des ersten Beamten der Republik persönlich Folge zu leisten; er speist die Höflichkeit des Kanzlers und seine demütige Bitte um Unterstützung mit Entsendung eines Bevollmächtigten ab.

Recht geschieht dem Kanzler! Früher wurde darauf gehalten, daß die Personen, die in Verkehr mit den vornehmsten Vertretern der Staatsmacht traten, nach Charakter und Vergangenheit dieser Auszeichnung würdig schienen. Freilich konnte sich auch der Ministerpräsident der Monarchie die Leute nicht immer aussuchen, die Politik und die Geschäfte des Staates an sein Fauteuil nahe vor den Stufen des Thrones heranspülten; allein als zugehörig den Spitzen von Staat und Gesellschaft und gar würdig äußerer Zeichen solcher Zugehörigkeit wurde doch nur nach strenger Prüfung der staatsbürgerlich und gesellschaftlich Makellose anerkannt. Liegt darin vielleicht der Fortschritt zur demokratischen Republik und ihr Wesensmerkmal, daß ein Haufen Geld allein nach Recht und Würdigkeit befähigt, sie entscheidend zu beherrschen, und seine Größe Geltung und Einfluß abstuft? Wohin führt dieser Weg?

Es ist wahrlich eine saubere Gesellschaft, die der Kanzler Seipel als die Zierden der Nation zur Rettung ihrer Kulturgüter um sich versammelt, und das Bild des römischen Prälaten im Kreis der mit Kulturtünche eingebeizten oder frischlackierten Israeliten — und was für schäbiger Juden! — des Professors der christkatholischen Sittenlehre, umgeben von den bedenkenlosesten Schiebern und verderbtesten Genießern im Land, der treuesten Bewahrung im Staatsarchiv wert! Wo bleiben denn die christlichsozialen Spießer, die den Ketzer wider ihr eingefleischtes Muckertum bis über den Tod hinaus verfemen und verfolgen, die Liguorianer und Jesuiten, die mit eifervollem Haß jede Vermischung modernen Geistes mit ihren mittelalterlichen Lehren abwehren, wo die klerikalen Hetzpfaffen, die jedem Andersgläubigen den Hut vom Kopfe schlagen möchten, den er nicht schon bei ihrem Erscheinen lüftet? Und wo sind die völkisch bewußten Deutschen, welche unerbittlich die Rassenreinheit jedes Stammes bis zu Adam hinauf nachprüfen, die Studenten, die das jüdische Gift mit Stöcken aus dem Hermelinmantel der Wissenschaft — der Wissenschaft, deren „Betrieb" jetzt als für den armen Staat zu kostspieliger Sport an die Juden vergantet wird — klopfen wollen, und die Sturmtruppen in Windjacke und Stahlhelm, mit Gummiknüttel und Hakenkreuz, welche die Rettung des Staates, des Volkes, Europas und der Welt im gelben Fleck erblicken? Wo endlich sind die Apostel der demokratischen Gleichheit, die Anwälte der bürgerlichen Freiheit, die Genossen der allumfassenden Brüderlichkeit, deren Empörung über jenen Haufen, der das Übergewicht auf der Wage der Gerechtigkeit, Wohlleben in der Gesellschaft und die Macht im Staate verleiht, nicht bloß in tönenden Worten ausströmen, sondern ihn hinwegfegen würde?

Österreich hat keine Kronen mehr zu vergeben; die letzte, die es besaß, hat Karl der Letzte davongetragen. Es kann nicht wie der Balkanstaat dem Herrscher Bosel äußere Zeichen der Verehrung anheften. Bulgarien, ein Staat, der Gesandte ausschickt, welche ihre Hauptaufgabe in der Beförderung des Schmuggels ihrer Landsleute und in deren Behüten vor Straffolgen, wenn sie bei Schiebereien erwischt werden, erblicken, hat Siegmund Bosel ein Ordenszeichen verliehen. Es scheint, daß kaum ein Mann je so wert der Auszeichnung gerade dieses Staates war.

Österreich gewährt einem Schieberkönig Raum auf exterritorialem Staatsgebiet zur Errichtung seiner Vogtei. Der Bankpalast Bosel hinter dem Gebäude, von dem aus einst eine Großmacht in die Weltgeschichte eingriff, er wird das bleibende Denkmal der tiefsten Erniedrigung Österreichs sein, tiefer als im Zusammenbruch, tiefer als in Saint Germain und Genf, unter den Stiefel des schäbigsten Schiebertums. Jetzt ist Österreich erst wirklich ausverkauft, vertrödelt den Juden den Schiebern vertan.

Das Königreich Bosel ersteht. Wo ist der Mann, die Partei, welche immer, die uns aus dieser Schmach emporführen?

Bekessys Glück — und Ende.

Die Gerichtsverhandlung gegen den berüchtigten Zeitungsherausgeber.

„Ich wäre glücklich, wenn die Sache mit einem Ausgleich endete." (Bekessy am Schluß des ersten Verhandlungstages.)

Die Herren Dr. Gustav Stolper und Walter Federn, zwei sonst geachtete Schriftsteller, Herausgeber der Wochenschrift „Österreichischer Volkswirt", sind ausgezogen, um im hellen Lichte des Gerichtssaals für jedermann ersichtlich zu machen, wer Emmerich Bekessy (der unseren Lesern nicht mehr eigens vorgestellt werden braucht) in Wahrheit ist und auf diese Weise — wir folgen ihren eigenen Worten — „seine Blätter aus der Welt zu schaffen, weil sie Wien verpesten". Wie hat der Heroenkampf, gleich der Reinigung des Augiasstalles, geendet? Mit einem Ausgleich in kaufmännisch korrekten Formen! Zwistigkeiten zwischen Börsenleuten enden meist so . . .

Vor der Verhandlung konnte man vom Verteidiger Bekessys Dr. Rode, fragte man ihn um seine Erwartung über den Ausgang des Prozesses, ständig hören: „Bekessy wird man niemals vor Gericht bringen!" Wir wissen es, mit welcher Nonchalance der Dr. Rode ohne „seinen" Angeklagten, weil er „plötzlich erkrankt" ist, vor Gericht zu erscheinen versteht. Daß der Bekessy doch gesund und zur allgemeinen Überraschung den ganzen ersten Verhandlungstag im Gerichtssaal blieb, war für Kundige schon verdächtig. Wohl ist er seines „Glücks" im voraus sicher gewesen. Welchen Zweck hatte dann überhaupt die ganze Komödie? Der Dr. Rode behauptet: „Nur Schurken, Wahnsinnige oder Hasardeure klagen beim Schwurgericht." Hm? —

*

Der „Dankbare".

Um sein Vorleben gefragt, beeilte sich der Angeklagte zu betonen, daß er schon als Kind in Wien gewesen und hieher zuständig sei, und stellte es so dar, als ob ihn nur die Sehnsucht nach dieser Stadt vor vier Jahren hieher zurückgetrieben habe; nur „die Dankbarkeit gegen diese Stadt" habe ihn „gedrängt", hier Zeitungen herauszugeben. Nun wird aber in den Bekessyschen Zeitungen Wien fortgesetzt als Krähwinkel hingestellt, in dem einem Großstadtmenschen, als was sich der in der Budapester Bordellatmosphäre Aufgewachsene fühlt, das Leben sauer wird. Dennoch hat es ihn gedrängt, gerade hier zuständig zu werden? War es nicht vielmehr ein ganz anderer „Drang" des Begründers der Wiener Schule der Bordelljournalistik nach Budapester Art, aus dessen Zeitungen verräterisch oft der unverhüllte Haß des brünstig-gierigen Asiaten gegen die wilde Urtriebe beengende Konvention der weichen Wiener Kultur lodert, ins Wienertum sich einzuwimmeln? Gerade zur Zeit, als es ihm am meisten darum zu tun war, hat der Stadtrat Karl Richter dem Aufnahmswerber Békessy in wienerisch derber Geradheit die Gründe auf den Kopf zugesagt; „Die Stunde" hat das „Gespräch" mit dem Stadtrat seinerzeit veröffentlicht, ohne zu wissen, wie sie ihrer selbst spottet: „Derjenige, der täglich mit den bestehenden Gesetzen in Konflikt kommt, fürchtet die Folgen und möchte unter allen Umständen hier heimatberechtigt werden, damit ihm nichts passiert . . . Wien hat leider das zweifelhafte Glück, die Zuflucht verkrachter Existenzen zu sein",

Und das gastfreundliche Wien gibt ihnen nicht nur Heimatrecht, sondern — aus seinem Schweiß, aus seinem Blut — auch noch nach und nach vier Häuser, zwei Autos, eine Villa und ein Landgut. Békessy hat wirklich alle Ursache, dankbar zu sein. Nur ist es eine etwas abartige Dankbezeugung, zu der es ihn „gedrängt", die des mongolischen Räubers, der an der Spitze seiner Horden in blühende europäische Gefilde einbrach: „Herrliches Land, sei bedankt für deine Schönheit, deinen Reichtum! Hier bleiben wir, hier plündern wir!"

Wirklich nur Dankbarkeit hat „Die Börse", „Die Stunde" geboren?

Die Geldgeber.

„Castiglioni war, seitdem die Gründung des „Tag" (durch Bosel) feststand, auf Abwehr des gefährlichen Mitbewerbers um den entscheidenden Einfluß im Staat Österreich bedacht. Er wollte den Gegner mit gleichen Waffen schlagen, so ließ Castiglioni Bosels „Tag" „Die Stunde" folgen. Man spricht von 2½ Milliarden . . . für das neue Zeitungsunternehmen . . ."

Daraufhin erhob „Die Stunde" ein mörderisches Geschrei gegen den „Neuen Wiener Kurier", als er im März 1923 (Nr. 40) diese Feststellung über Békessys Geldquelle machte, und begann den Feldzug gegen seine Herausgeber.

Im jetzigen Prozeß wurde es von vornherein zugegeben, daß Castiglioni der Finanzmann Békessys ist. Die Feststellung des Vertreters der Anklage Dr. Bienenfeld, „daß Castiglioni dem Békessy, damit dieser seine Meinung über die Alpine Montangesellschaft ändere, mehr als eine Milliarde gegeben hat, und daß Békessy sie geändert hat und seither Castiglioni ständig dienstbar ist, bestätigte der zweite Verteidiger Békessys ausdrücklich als „wahr" mit der Beifügung: „Nur die Summe ist höher gewesen." Sie war nämlich 2½ Milliarden, wie es „N. W. K." berichtet hat. Aber deshalb wurde er als „verleumderisches Winkelblatt" beschimpft. Weil er die Wahrheit gewußt und gesagt hat. Lumpenpack!

Und immer wieder das gleiche Spiel. Békessy erklärt die Behauptung, er unterhalte zur tschechischen Regierung nahrhafte Beziehungen, als „Blödsinn". Wenn wir nächstens Dokumente, welche die Vermutung doch nicht gar so albern erscheinen lassen, veröffentichen und ihn fragen werden, was es damit für eine Bewandtnis hat, wird er natürlich, „Räuber und Mörder!" zetern . . .

DIE FÜHRENDE VOLLMILCH-MARGARINE
LIGA
DOEMOL A. G., Wien, I. Singerstr. 1

Der zufällige Verteidiger.

Der zweite Verteidiger Bekessys, Dr. Valentin Rosenfeld, war unter jenen Rechtsanwälten, die wir, wie an anderer Stelle erzählt, wegen unseres Prozesses gegen „Die Stunde" befragten. Dr. Rosenfeld erwiderte uns damals wörtlich: „Ich kann Ihre Vertretung nicht übernehmen. Denn soeben war man von der Gegenseite um meinen Rat hier. Ich habe mich freilich noch nicht für sie entschieden. Wenn Sie 24 Stunden früher gekommen wären, hätte ich Ihre Vertretung übernommen; denn die Sache interessiert mich." Später hat er sich dann doch entschieden. Aber es war der pure Zufall, der ihn zum Verteidiger der Moral des Herrn Bekessy machte. „24 Stunden früher" wäre er auch noch ihr Ankläger geworden. Denn die Sache interessiert ihn. Wenn nicht von rechts, so halt von links. Schade, daß die österreichischen Prozeßordnungen nicht für beide Prozeßparteien einen und denselben Vertreter gestatten! Der Dr. Rosenfeld würde es gewiß beiden billiger machen, wenn sich Kläger und Beklagter auf ihn als Vertreter einigen würden und er hurtig nacheinander Anklage und Verteidigung herunterreden könnte. Es würde das eine wesentliche Vereinfachung des Verfahrens ergeben. Und Kosten- und Zeitersparnis. Warum macht man das nicht? — Es gibt nicht lauter Dr. Valentin Rosenfeld! Es scheint, nicht einmal viele, die so links wie rechts könnten. Wenigstens pflegte sich der alte Dr. Viktor Rosenfeld, Valentins Vater, sehr genau anzusehen, was er übernehmen sollte, und wir erinnern uns, daß er einmal einen Kollegen als Anwalt einer Sache, deren Vertretung er selbst wegen ihrer Schmutzigkeit abgelehnt hatte, mit den Worten begrüßte: „Es tut mir in der Seele weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh'!" —

Den Hauptverteidiger Bekessys, seinen Rechtsberater im umfassendsten Sinne, Dr. Walter Rode bringen wir anderwärts einem aufmerksamen Publikum zur gefälligen Beachtung. Sein skandalöses Benehmen in dieser Verhandlung scheint die dort angedeutete Mutmaßung zu stützen, daß es mit ihm nicht mehr ganz richtig sein könne. Hat man ihm deshalb, einen plötzlichen Ausbruch fürchtend, den stillen Beobachter beigegeben? Oder war es die weise Erkenntnis, daß für den Schmutzfink, den es da reinzuwaschen galt, ein Badwaschel völlig unzureichend ist?

Der Schiedsrichter wider Willen.

Selbstverständlicher Selbsterhaltungstrieb zwingt Banditen, zu ihrem Hauptmann zu stehen. Also haben auch die Redakteure von Bekessys Blättern die Dr. Stolper und Federn geklagt, weil in einem Aufsatz des „Österreichischen Volkswirts" von ihnen behauptet war, daß sie von Banken Trinkgelder nehmen. Mit dem Ausgleich im Prozeß gegen Bekessy ist bekanntlich auch eine Vereinbarung über die Klage der Redakteure zustande gekommen: schiedsgerichtlich soll über sie entschieden werden. Als Schiedsrichter wurde von den Prozeßparteien Nationalrat Austerlitz genannt. Aber es scheint, dessen Schiedsspruch steht vorweg fest. Ein am 14. Dezember 1923 über den Bekessy-Skandal in der „Arbeiter-Zeitung" erschienener Aufsatz ihres Chefredakteurs sprach schon das vernichtende Urteil über die Presse der ‚neuen Reichen'," wie sie Bekessy beistellt, und alle, die ihren schändlichen Zwekken dienen: „Es wird das Richtige sein, diese Presse zur Gänze zu verdammen."

Herr Austerlitz wurde, ehe man sich auf ihn als Schiedsrichter einigte, nicht gefragt, ob er sich auch dazu bereitfinde — eine Art, über fremder Menschen Zeit und Arbeit zu verfügen, die bezeichnend ist für das Börsenmilieu dieses Prozesses — er war zu der Zeit gar nicht in Wien. Uns dünkt, er wird sich für die Ehre bedanken. Im übrigen stellen wir dem gepreßten Schiedsrichter gern unsere Nummer 39 zur Verfügung als Beitrag für seine angerufene Beurteilung der Trinkgelder, die sie genommen haben.

Die Kosten,

die natürlich Emmerich Bekessy tragen muß, werden uns von verläßlicher Seite in einer Höhe angegeben, daß das halbe Vermögen Bekessys daraufgehen würde. Er hat es nämlich beim Verhör mit „ein paar hundert Millionen" angegeben. Vier Häuser, zwei Autos, eine Villa, ein Landgut — genug! Die „paar hundert Millionen" sind lang überschritten. War es — statt „Milliarden": „Millionen" — ein Druckfehler des Berichtes, ein Sprechfehler Bekessys? Vielleicht vermag die Steuerbehörde das Rätsel aufzuklären, wie sich ein so bescheiden wohlhabender Mann den Luxus eines solchen Ausgleichs gestatten kann.

*

Und nach all dem fragen wir jetzt: Wie ist nun schließlich das Ende? Sind die Blätter aus der Welt geschafft, die Wien verpesten? Wozu doch die Herren Stolper und Federn mit dem großen Spieß ausgezogen sind. Da sich, daß sie jetzt wie zwei von den sieben Schwaben ohne Hase und Spieß heimkommen, großes Kopfschütteln erhebt, haben sie eine Erklärung erlassen, sie hätten nicht ein Wort von dem zurückgenommen, was sie über Bekessy behauptet haben. Was ist das? „Schamloses, charakterloses Subjekt, Lügner, Schwindler, käuflicher Journalist."

Man kann es also so oft wiederholen, als man mag und nützlich findet, ohne befürchten zu müssen, die Wahrheit zu verletzen oder auch nur, was keine Gefahr wäre, Scherereien bei Gericht zu haben: selbst auch ohne Berufung auf die unentwegten Herren Stolper und Federn. Denn es ist ja nicht mehr, kaum ein Bruchteil dessen, was der „Neue Wiener Kurier" über das charakterlose Subjekt Bekessy ausgesagt hat, ohne daß es auch nur ein Ohrwaschel gerührt hätte.

Und das ist der Gewinn dieses Prozesses. Die Herren Stolper und Federn sind ja persönlich recht achtbare Leute. Aber da sie selbst in das Getriebe von Bank und Börse, wenn auch ohne verwerflichen Vorteil daraus zu ziehen, verstrickt sind, konnten sie diesen ihren Prozeß, der sein Innerstes enthüllen sollte, nicht zum gedeihlichen Ende bringen. Dennoch ist Bresche darein gelegt. Ihre unheilschwangere Macht aufrechtzuerhalten, bedürfen Banken und Börse ihrer Presse. Der aber beginnen die Giftzähne auszufallen. Wie es rasend aufwärtsgegangen ist mit dem Nachkriegs-Mammutkapitalismus und er sich als Schlußstein und ärgste Geißel seiner Tyrannei eine zu jeder Schandtat willfährige Presse geschaffen hat: so beginnt nun mit ihr die Abbröcklung der Raubritterburg. Die Herolde gehen zuerst vor die Säue, die Raubritter folgen nach.

Es ist klar, daß einem Menschen, dem jeder Knabe ungestraft entehrendsten Schimpf sagen kann, nirgends mehr auch nur ein Rest Respekt bewahrt ist. Und indem er selbst von sich ausgesagt hat, daß er nimmt, wo er kann, und, um zu bekommen, angreift, aber auch angreift, trotzdem er bekommen, hat sich Emmerich Bekessy, schamlos wie unvorsichtig, selbst als reiner Popanz für Kinder und Narren enthüllt. Wer wird Erpressungen noch erliegen, da man nun weiß, daß es ja doch zwecklos, ihnen zu willfahren? Wer aber auch sie fürchten, da, was immer „Die Stunde" und „Die Börse" Abfälliges schreiben mögen, es doch in aller Welt achselzuckend und lachend nur als Lüge und Schwindel empfangen wird?

Die Aufgabe: zu enthüllen, wer Emmerich Bekessy, ist erfüllt. Es ist wahr, noch bleibt ein bitterer Rest: die Pestblätter verbreiten noch immer ihre mephitischen Dünste, sie sind noch nicht verschwunden. Aber sie sind ungefährlich geworden wie ihr Herr, der höchstens keifen kann wie eine alte Vettel, aber nie und nimmermehr beißen.

Bekessys Glück? Bekessys Ende!

Seine infernalische „Dankbarkeit" ist von Wien bedankt. Gott sei Dank! ist noch immer Undank der Welt Lohn.

ggl.

Fortsetzung, bezw. Schluß der „Erinnerungen: Reis aus Habsburgs Stamm" wegen Raummangels in nächster Nummer.

Vorm Tribunal der Öffentlichkeit.

Unser Prozeß gegen „Die Stunde".

Der Mitherausgeber und verantwortliche Schriftleiter des „Neuen Wiener Kuriers" Gustav Leitner hat Angriffe, die das berüchtigte Börsenanimierblatt „Die Stunde" im Zusammenhang mit seiner frechen Stellungnahme gegen die Finanzbehörden auf seine Person gerichtet hatte, zum Anlaß genommen, das Schieberorgan einmal tüchtig aufs Maul zu klopfen, und die Ehrenbeleidigungsklage beim Wiener Schwurgericht anhängig gemacht. Er war, wie er dies in einer persönlichen Erklärung in Nummer 41 unseres Blattes bekräftigt hat, entschlossen, die Gelegenheit zur Abrechnung mit der Verleumdung bis zur äußersten Möglichkeit auszunützen. Kein Winseln der einmal glücklich erwischten feigen Preßbanditen hätte sie vor dem Zugriff der rächenden Gerechtigkeit bewahren können, wenn — ja, wenn es nicht

Rechtsanwälte

gäbe! Im Kampf zwischen uns und der „Stunde", unserm Schriftleiter und dem großen Räuber Bekessy befindet sich der Gebieter über den Milliardenertrag von Erpressung, Beihilfe zu Börsenschwindel und Betrug aller Art natürlich von vornherein im Vorteil. Während sich zur Verteidigung des verworfensten Verbrechers, der zahlungskräftig, Anwälte jeder Gattung und Fähigkeit mit Begeisterung bereit finden, hat es der Journalist, der, wie es unser verantwortlicher Schriftleiter in jener Erklärung gegen „Die Stunde" sagen konnte, „nach zwanzigjähriger Tätigkeit noch immer in zerschlissenen Kleidern umhergeht" und einzig auf den Ertrag seiner Arbeit angewiesen ist, nicht leicht, für seine gegen Lüge und Verleumdung, Preßkorruption und kapitalistische Raubgier erhobene Anklage juristische Hilfe zu finden. Sie ist im Schwurgerichtsverfahren leider nicht zu entbehren; dessen pedantische und zeitraubende Langwierigkeit macht es unumgänglich, zu seiner formgemäßen Führung einen Rechtsanwalt heranzuziehen.

Für den heutigen Betrieb des Rechtsanwaltsgewerbes in Wien ist das Schieberblatt „Die Stunde" beinahe unumgänglich. Die Wiener Advokatur, in der ersten Nachkriegszeit arg darniederliegend, hat sich rasch und gründlich den Verhältnissen angepaßt; sie hat sich fast ausschließlich auf die Vertretung, Beihilfe und Unterstützung des Schiebertums eingerichtet. Jede Anwaltskanzlei, die auf ihren Ruf bedacht ist, zählt mindestens einen berüchtigten Schieber unter ihre Klientel, hegt und pflegt ihn, und wenn ihm — mit ihrem Rat und Segen — ein großer Fischzug geglückt, aber auch, wenn er dabei Gott behüte! erwischt worden ist, dann hat sie ausgesorgt; andere Glücksjäger, noch nicht und schon erwischt, strömen herzu. Natürlich ist nicht jede Aufgabe, die so eine Schiebervertretung dem Rechtskundigen stellt, auf dem Wege der Rechtlichkeit und der Gesetze zu lösen. Da auch die amtliche oder außeramtliche Beeinflußung, die berüchtigten „Interventionen" nicht immer zu dem vom Schieber gewünschten Ziel, Vorteil und Begünstigung, Nachsicht und mildem Urteil, führen, so hat sich die Gepflogenheit herausgebildet, die Publizistik als Hilfsmittel der Juristerei heranzuziehen. Die meisten der Angriffe, die Schieberzeitungen in so überheblicher Weise gegen Behörden und Beamte zu erheben pflegen, sind durch das Mißglücken von „Interventionen" von Schieberanwälten ausgelöst.

Es ist klar, daß infolgedessen für die Vertretung einer Klage gegen das Hauptorgan aller Schieber „Die Stunde" ein geeigneter, verläßlicher Rechtsanwalt nicht leicht gefunden werden kann. Die meisten, die wir deswegen befragten, stellten ihre Überlegung so wie der Dr. Preminger, der ehemalige Staatsanwalt, der sie uns offen kundtat: ob für sie die Gunst der „Stunde" oder die Ausnützung gewisser Beziehungen zu Behörden, die sie bei uns annehmen zu dürfen glaubten, vorteilhafter scheine: da wir nicht geneigt waren, sie den Ausbreitungsbedürfnissen anwaltlichen Einflußreichtums von Hintertreppe und Vorzimmer dienstbar zu machen, blieben sie doch lieber bei der ersteren. Einige andere sagten es rund heraus: „Wir können nicht gegen „Die Stunde" vertreten; wir haben dort gute Freunde sitzen." Es ist immerhin gut, sich künftig danach richten zu können, der Öffentlichkeit wird die Warnung vergnüglich und Gerichte und Behörden sollen inne sein, wessen sie sich zu versehen haben, wenn sie den Absichten von Rechtsvertretern nicht prompt gefügig sind, die sich ihrer Busenfreundschaft zu schamlosesten Preßbanditen noch berühmen; der Dr. Friedrich Schnepp, der als alter Burschenschafter einmal darauf hielt, nur in „satisfaktionsfähiger" Gesellschaft zu verkehren, ist heute auf den Bekessy gekommen ebensowie der Dr. Viktor Lefford, dem allerdings zur Entschuldigung dient, daß er als Anwalt der Organisation Wiener Presse sich mit manch einer Charakterlosigkeit verhalten muß, und der Dr. Alfred Strasser, dem unwiderstehlicher Zwang durch erbliche Belastung mit den innigen Geschäftsverbindungen des väterlichen Bankgeschäftes zur Kronos-Verlags-A.-G., der Eigentümerin von „Die Börse" und „Die Stunde", zuzubilligen. Nahrhafter sind die Idealismen des Dr. Fritz Horn, der sich aus dem ehemaligen richterlichen Beruf die selbstverständliche Begeisterung für jeden Kampf gegen Lumperei und Unrecht gerettet hat — zum Normaltarif von 5 Millionen Kronen Vorschuß.

Endlich hatte ein um die formgerechte Entwicklung der Klage unseres Mitherausgebers, die bereits ohne rechtsanwaltlichen Geburtshelfer anhängig gemacht war, ernst besorgter Berufsgenosse einen Anfänger in der Juristerei ausfindig gemacht, der sich beflissen zeigte, erste schwurgerichtliche Lorbeeren zu pflanzen. Solche junge Leute sind oft recht anstellig und verwendbar; ahnungslos, wie sie meist noch sind, stören sie das Konzept weniger als die alten Herren, die vor lauter Manderlmachen das Rennen häufig gefährden. Leider ermangelte der

Dr. Oswald Levett, der acht Sprachen beherrscht,

wie man sogleich erfahren wird, der Beherrschung seiner selbst. Bis zur endlichen Ansetzung der Schwurgerichtsverhandlung am 4. September wurstelte er die Sache geraden Laufs fort. Aber dann kippte sie — oder er? — um. Schon vor dem Termin hatten von der Gegenseite Versuche eingesetzt, zu einem Vergleich zu gelangen. Der Vertreter unserer Anklage Dr Levett widerstand ihnen, Absicht und Auftrag des Anklägers entsprechend, männlich, so lang, indem der Gegner Kostenzahlung hartnäckig weigerte, überwiegende Vorteile aus der Verbindung mit uns zu winken schienen. Sie stellten sich ihm jedoch zu wenig rasch, fett und ausreichend ein; ohne zu bedenken, daß erst die vollendete Feuerprobe des Erfolgs Berechtigung verleiht, die Türen zu durchschreiten, welche Gunst und Glück einladend öffnen, verlor Herr Dr. Levett den für Taubenjagd auf dem Dach notwendigen Überblick über die Situation und wandte sich der ungleich bequemeren Aufzucht des bekannten Sperlings in der Hand zu.

Über die Verhinderung der Durchführung der für 4. September 1923 angesetzten Verhandlung durch den schuldigen angeklagten verantwortlichen Schriftleiter der „Stunde" Dr. Fritz Kaufmann haben wir in Nr. 54 berichtet: der Angeklagte wurde plötzlich schwer krank, sein Anwalt

Dr. Walter Rode

erschien allein und erklärte vor Eingang in die Schwurgerichtsverhandlung, daß sein Klient zur selben Zeit „auf dem Operationstisch" liege; er trat für die Behauptung auch vor versammeltem Gerichtshof mit seinem Anwaltswort ein, weshalb unser Anwalt Dr. Levett auch auf amtsärztliche Untersuchung verzichtete. Wir konnten jedoch bald nachweisen, daß sich Kaufmann am Tag vor wie an dem nach der Verhandlung, am 3. und 5. Septem

ber 1923, gesund und munter und sogar vollsinnig in seiner Redaktion befunden und nur gerade am 4. September im „Cottage-Sanatorium" aufgehalten hatte, wo er aber auch für sein Blatt einer Maschinschreiberin diktierte.

Mit der verhinderten Verhandlung hatte Dr. Rode die Gelegenheit gewonnen, auf unseren ahnungslosen Anfänger Dr. Levett so nachdrücklich einzuwirken, daß seine geistige Verfassung für die gegnerischen Absichten empfänglich wurde. Wer den Dr. Walter Rode, der es schon vor Jahren für das Fortkommen bekömmlicher gefunden hat, seinen gut jüdischen Namen „Rosenstock" dem Vergessen zu überliefern, näher kennt, zweifelt kaum, daß die ganze Erkrankung seines Klienten Kaufmann auf seine Veranlassung so zeitgemäß eintrat, einer der „Dreh" war, die ein Hauptbehelf seines Handwerks. Was wäre einem Menschen nicht zuzumuten, der aus Liebedienerei für ertragreiche Vertretungen nicht davor zurückscheut, in eigenen Aufsätzen — ein „Rechts"anwalt! — für die Räubermoral eines Békessy die Beweisführung zu liefern und zwar von einer juridischen Perversität, die so weit geht, die Ausübung des staatsbürgerlichen Rechtes, die Gerichtsbarkeit anzurufen, als Ausfluß verbrecherischer und wahnsinniger Denkweise und gerichtliche Entscheidungen als Ergebnisse blotzen Hasardspiels hinzustellen, eine Schamlosigkeit, deren gebührende Brandmarkung von der Anwaltskammer, sofern sie auf Ansehen ihres Standes noch hält, zu erwarten wäre!

Bis zur anberaumten Verhandlung hoffte augenscheinlich der Dr. Rode, für die gegen Herrn Gustav Leitner in der „Stunde" vorgebrachten ehrenrührigen Anschuldigungen irgendwelche Scheinbeweise — nur solche — konstruieren zu können. Da selbst das nicht gelang, mußte der Angeklagte „erkranken", um Zeit zu neuen Ausgleichsversuchen zu gewinnen. Damit setzte der Umschwung ein und Dr. Rode seinem Gegner Dr. Levett einen Floh ins Ohr, dem dessen Standhaftigkeit nicht mehr gewachsen war. Er erzählte ihm von den erschrecklichen „Beweisen", die er bei der nächsten Verhandlung vorlegen würde. Wie es darum stand, wird man sogleich sehen. Aber Dr. Levett kriegte es nun einmal mit der Angst zu tun. Wir sind überzeugt: nur um das Gedeihen der erhofften Lorbeeren im Schwurgerichtssaal, der Taube Ruhm auf dem Dach, und nicht etwa um den Sperling, den er, von dem kundigen Thebaner Dr. Rode bis zu

fünf Millionen Kronen Kostenersatz

aufgemästet, bereits in der Hand hielt. Genug, von nun an befleißigte sich Dr. Levett, seinem Auftraggeber die Vorteile eines Ausgleichs zu schildern, und überraschte ihn endlich mit dem Entwurf einer „Ehrenerklärung" vonseite des Beklagten, die aber so wenig den berechtigten Ansprüchen des unbillig Gekränkten entsprach, daß sie zu einem heftigen Auftritt zwischen unserem Mitherausgeber und Dr. Levett führte. Ersterer wies sie auch in folgendem Schreiben ausdrücklich ab:

Sehr geehrter Herr Doktor, mit der von Herrn Dr. Rode namens seines Klienten Dr. Fritz Kaufmann als verantwortlichen Schriftleiters der „Stunde" angebotenen Ehrenerklärung kann ich mich in der mir mitgeteilten Fassung nicht einverstanden erklären. Ihr erster Absatz besagt, der gegnerische Anwalt habe sich überzeugt, daß ich „dem von der ‚Stunde' gebrandmarkten Konfidentenunwesen" fernstehe: diese Stelle enthält eine Behauptung über die publizistische Tätigkeit des darin genannten Blattes und eine Kritik von öffentlichen Einrichtungen, denen ich nicht durch widerspruchslose Hinnahme den Anschein von Zustimmung geben kann und die auch in dieser ‚Ehrenerklärung' ganz unangemessen und überflüssig sind.

Die Antwort, die der Dr. Oswald Levett darauf gab, bedarf wohl keiner Erläuterung, damit jeder Leser erkenne, als was sich der Anwalt, der sich mit Emphase als Bannerträger im Kampf gegen den Giftdrachen der Verleumdung und des Preßbanditentums zur Verfügung gestellt hatte, um der Gunst einflußreicher Beziehungen teilhaftig zu werden, schließlich entpuppt hat. Hier ist sie:

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Ihr Schreiben kann ich keineswegs zur Kenntnis nehmen.

Meine Aufgabe in Ihrem Ehrenbeleidigungsprozesse gegen den verantwortlichen Schriftleiter der „Stunde" war, Ihnen Genugtuung für die inkriminierten Artikel zu verschaffen. Die Ehrenerklärung, welche mir vom gegnerischen Anwalt übermittelt wurde, wird diesem Zwecke vollkommen gerecht; gerade die Wortwendung, daß Sie „dem Konfidentenunwesen fernstehen," beinhaltet nur eine Bekräftigung dieser Ehrenerklärung, muß Ihnen also logischer Weise nur erwünscht sein.

Um so mehr muß es mich überraschen, daß Ihnen gerade diese Feststellung, welche doch mit eines der Ziele des Prozesses war, unerwünscht ist. Wenn Sie mir dies früher mitgeteilt hätten, dann hätte ich einfach Ihre Vertretung niedergelegt, da ich ja der Meinung sein muß, es liegt Ihnen gar nichts daran, wenn man Sie mit dem Konfidentenunwesen in Zusammenhang bringt. Wenn Sie an der Ehrenerklärung aus dem Grunde Anstoß nehmen, weil sie „eine Kritik von öffentlichen Einrichtungen" darstellt, mit welchen „öffentlichen Einrichtungen" Sie das Spitzeltum meinen, so dürften Sie mit dieser Ihrer Anschauung wohl vereinzelt dastehen. So weit sind wir Gott sei Dank doch nicht, daß wir diese Steuerspitzel als eine „öffentliche Einrichtung" betrachten; es sei denn, daß wir auch die Bordelle und die Prostitution als eine öffentliche Einrichtung betrachten. Ich muß daher Ihre Ansicht, daß die Feststellung, Sie stünden dem Konfidentenunwesen fern, „überflüssig und unangemessen sei", als vollkommen unbegründet zurückweisen.

Im übrigen ist jede Diskussion überflüssig, da ja der Vergleich abgeschlossen wurde und die Anklage zurückgenommen ist. Sollten Sie sich durch mein Vorgehen beschwert fühlen, steht es Ihnen frei, bei Gericht oder bei der Anwaltskammer Abhilfe zu suchen.

Hochachtungsvoll Dr. Levett.

Man merkt die Annäherung an die perversen Gedankengänge des Dr. Rode; sie ist so vollkommen, daß hier wie dort, weil eben niemals das Laster mit Sittlichkeit, die Lüge mit Logik, die Widergesetzlichkeit mit juristischen Scheingründen verteidigt werden kann, die dem Unrecht bewußt dienstbare Klügelei in der unbewußten Verneinung ihrer selbst endet. Der Dr. Rode, um das Unrecht, das ihn in Millionensold genommen hat, zu verteidigen, nennt alle Leute, welche sich der vom Gesetz gebolenen Einrichtungen zum Schutze gegen jenes Unrecht bedienen, Verbrecher, Wahnsinnige und Hasardeure, ohne der eigenen Überflüssigkeit in einer Welt inne zu sein, die sich's von ihm gesagt sein ließe. Der Dr. Levett, um das Unrecht, das er, belohnt mit ein paar Millionen, getan hat, zu beschönigen, stellt Einrichtungen, welche das Gesetz ausdrücklich billigt und regelt — „Spitzeltum" nennt sie der Anwalt, der ausersehen und beauftragt war, gegen eine Zeitung einzuschreiten, deren ureigene Erfindung, daß die vom Gesetz zugelassenen Ergreiferprämien ein „Unwesen" darstellen, eben zu bekämpfen war! — Bordellen und der Prostitution gleich, welche das Gesetz verbietet und mit Strafe bedroht! Fürwahr, ein trefflicher Jurist! Ja, wenn es nicht Rechtsanwälte gäbe!

Was war es nun, das den Dr. Levett in solche Verzweiflung über den endlichen Ausgang des Prozesses versetzte, daß er in Fahnenflucht das letzte Heil erblickte, sich in die krause Denkart des gegnerischen Anwalts verstrickten ließ und sogar die Ausdrucksweise des gegnerischen Blattes zu eigen machte, statt den Absichten der Zeitung seines Auftraggebers zu entsprechen? Dr. Levett selbst gab darüber an: „Dr. Rode habe ihm nicht einmal, sondern wiederholt gesagt, daß sich ihm (Dr. Rode)

der Redakteur Engel von der „Arbeiter-Zeitung"

angetragen, ja förmlich aufgedrängt habe, um wider Leitner als Zeuge aufzutreten." Die Zeugenschaft des angesehenen Schriftleiters, die gegen den von ihm vertretenen Kläger wirken sollte, machte den Anwalt bedenklich. Nicht mit Unrecht, wenn der Sachverhalt tatsächlich. Wie stand es darum? Ausreichenden Bescheid gibt das Schreiben des Chefredakteurs der „Arbeiter-Zeitung", Nationalrats Friedrich Austerlitz, an den wir uns, da uns bekannt war, daß gerade er ein an die „Arbeiter-Zeitung" gestelltes Ansinnen, in dem Streit zwischen „Neuer Wiener Kurier" und „Die Stunde" gegen ersteren Stellung zu nehmen, abgelehnt hat, mit der Anfrage wandten, welche Veranlassung Herr Engel haben könnte, gegen unseren Mitherausgeber aufzutreten:

Arbeiter-Zeitung
Zentralorgan der Sozialdemokratie Deutschösterreichs.

In höflicher Erledigung Ihrer Zuschrift teile ich Ihnen mit, daß mir mein Kollege Engel über Befragen erklärt hat, daß er **mit Herrn Dr. Rode seit Jahren überhaupt nicht gesprochen** hat, also auch über diese Angelegenheit kein Wort mit ihm wechseln konnte. Herr Dr. Rode hat mir bestätigt, daß er tatsächlich mit Herrn Engel gar nicht gesprochen hat.

Mit aller Achtung Austerlitz.

Wie ist das nun? Einer der beiden Anwälte muß offenbar gelogen haben! Entweder Dr. Rode dem Dr. Levett oder letzterer seinem Klienten. Da nach der Sachlage — woher hätte Levett wissen können, daß der Redakteur Engel unsern Mitherausgeber kennt? — und nach der ausreichend dargetanen Art des Dr. Rode schon die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß dieser seinem Kollegen einen Bären vorgeführt hat, um ihn in Schrecken zu setzen: so ist fraglos, daß auch in dieser Sache wie meist im Leben die bedenkenlosere Gewißtheit, die sich nur der Zahlungskräftige dienstbar machen kann, die ahnungslose Unfähigkeit übertrumpft hat, mit welcher sich der arme Teufel zur Durchsetzung seines Rechts bescheiden muß.

In jenem Schreiben des Dr. Levett an unsern Schriftleiter, das ebenso vergeblich wie überheblich die Zweckmäßigkeit der abgelehnten „Ehrenerklärung" zu verteidigen suchte, war die Schlußbemerkung so durchschlagend wie höhnisch anmaßend: „der Vergleich war abgeschlossen" — ohne Billigung des einen Vergleichspartners, „die Anklage zurückgenommen" — ohne daß der Ankläger um seine Zustimmung hiezu besonders gefragt worden wäre! Ja, wenn es nicht Rechtsanwälte gäbe!

Die Erklärung, die schließlich — post festum — zustandekam und notgedrungen angenommen wurde, die der Anwalt unseres Schriftleiters, wie folgt, bekanntgab:

Sehr geehrter Herr Redakteur! Zu meiner Befriedigung kann ich Ihnen mitteilen, daß Ihre Ehrenbeleidigungsanklage gegen Dr. Fritz Kaufmann, verantwortlichen Schriftleiter der „Stunde", in der Weise ausgeglichen wurde, daß Ihnen Dr. Kaufmann durch seinen Anwalt nachstehende Ehrenerklärung abgab:

Ehrenerklärung.

Ich nehme keinen Anstand, namens meines Klienten Dr. Fritz Kaufmann sämtliche ehrenrührigen Äußerungen über Herrn Leitner in den beiden inkriminierten Artikeln mit dem Ausdruche des Bedauerns zurückzunehmen. Dr. Walter Rode.

Hochachtungsvoll Dr. Levett.

— die Erklärung befriedigt kaum. Zufriedenstellend wirken unsererseits nur die 5 Millionen, mit denen der Prozeßgegner die Tätigkeit des Dr. Levett als samt Kostenersatz genügend entlohnt erachtet hat. Nachträglich scheint den Dr. Levett die beleidigend niedrige Einschätzung, die er umsomehr niemals hätte billigen dürfen, als die Kosten der Gegenseite ja nicht das Armitschkerl Dr. Kaufmann, sondern den milliardenschweren Räuber Bekessy belasteten, doch auch gewurmt zu haben. Wenigstens brachte er die Unverfrorenheit auf, nachdem er den Bauschbetrag, in dem natürlich auch der Ersatz der Kosten inbegriffen war, vom Gegner auf die geschilderte Art bekommen hatte, seinnm Klienten die Berichtigung noch aushaftender Stempelgebühren von 78.400 Kronen anzusinnen.

Aber trotzdem, trotz allem: „bei Gericht oder bei der Anwaltskammer Abhilfe suchen"? Es hieße auf eine schlechte, eine fehlgeschlagene Sache gute Zeit und unnütze Mühe wenden. Und außerdem würde das Gesuchte auch nicht zu finden sein. Wir überliefern diese ganze Angelegenheit und alle Beteiligten lieber dem Tribunal der Öffentlichkeit. Sie wird ein zutreffenderes, ein gerechteres Urteil fällen, als je in einem irdischen Gericht zu erbringen. Dessen mag unser Kollege Leitner ruhig und sicher sein: die Ehre wird ihm keine Verleumdung nehmen, keine Erklärung mehren, um ihren Schutz wird ihn keine Tücke und kein Verrat betrügen können, sie wird nicht schwinden und nicht schwanken, die Ehre, die er sich selbst erwirbt im Eintritt für das Recht, im Kampf gegen Niedertracht vor aller Öffentlichkeit, von ihr beobachtet, in ihr geschützt und anerkannt!

Familien-Café Dänemark
Wien, 2. Bezirk, Praterstraße 48
Treffpunkt der prominenten Künstler
Abend-Konzert

Die letzte Instanz.

Die Flucht des Steuerbetrügers Aczel.

Man erinnert sich, daß der Pächter des Gastunternehmens „Atlantis" am Schwarzenbergplatz, Max Aczel, der Freund der „Stunde" und aller ungarischen Taschendiebe, vor einigen Wochen wegen Betrugs, begangen durch falsche Buchführung zwecks Steuerunterschlagung, zu 15 Monaten schweren Kerkers verurteilt wurde, trotzdem sich „Die Stunde" bis zuletzt für den Verbrecher eingesetzt und sogar den verurteilenden Richter frech beschimpft hatte. Ihre Schriftleiter wurden nämlich im „Atlantis" von ihrem gesinnungsverwandten Freund Aczel fast kostenlos verpflegt. Wir haben diese schmachvollen Beziehungen von sogenannten Vertretern der öffentlichen Meinung zu einem ausgesprochenen Verbrecher in den Nummern 46 und 55 des „Neuen Wiener Kuriers" entsprechend beleuchtet.

Nun erfährt man, daß Aczel sich der Verbüßung der Strafe un er Rücklassung der Sicherstellung, gegen die ihn, den landesverwiesenen Ausländer, das Gericht auf freiem Fuß belassen hat, seiner erschwindelten Wohnung am Opernring und sogar seines Anteils am „Atlantis" durch Flucht entzogen hat. Man muß sagen, daß auch der Fall wieder zeigt, wie leicht es den ausländischen Gaunern aller Art, die sich — wohl eben deswegen — mit Vorliebe Wien als Betätigungsfeld aussuchen, hier gemacht wird, den Folgen ihrer Betrügereien, wenn sie schon ja einmal erwischt werden, zu entgehen.

Die vom Gericht verlangte Sicherstellung war 150 Millionen. 280 Millionen hinterzogene Steuern aber sind in seine Taschen geflossen. Der Mann scheint mit dem Verzicht auf die Sicherstellungssumme kein schlechtes Geschäft gemacht zu haben, besonders da er ja die 15 Monate, während der die Menschheit vor seinen räuberischen Griffen wenigstens verschont gewesen wäre, zur Verfügung hat, um anderwärts die ergaunerten Millionen auf gleiche Art zu vervielfachen. Nützt er die Zeit, so kommt er auf den besten Weg, nach Jahr und Tag als reicher und deshalb a gesehener Ausländer hier herzlich bewillkommt und mit Ehren aufgenommen zu werden. Kein Zweifel, daß dann, da schon der flüchtende Verbrecher jetzt den Schutz mächtiger Preßbanditen genießt, die gesamte „maßgebende" Tagespresse sein Lob singen wird, und irgendein Seipel ernennt ihn zum Schutzherrn über einen Zweig der Staatsverwaltung . . .

Welche Beträge der ungarische Gauner beiseite gebracht hat, erhellt aus dem Umstand, daß die für die Haftentlassung vom Gericht geforderte Sicherstellung von 150 Millionen binnen einer Stunde zur Stelle war; da die Verhandlung um 5 Uhr nachmittags endete und zwischen 5 und 6 Uhr abends nicht so leicht jemand imstande sein wird, sich einen solchen Betrag zu beschaffen oder gar von einem Konto abzuheben, so muß er ihn vorbereitet liegen gehabt haben, woraus zu schließen, welche Summen Aczel versteckt gehalten hat, ohne daß ihm die Behörden, seine Gesellschafter und Gläubiger darauf kamen. Da derartige Beträge, wie sie die rasche Kautionsstellung, das leichtfertige Imstichlassen der Bürgschaftssumme und die wohlvorbereitete Flucht Aczels erforderten, immerhin nicht bloß aus dem Steuerbetrug, der, wie gesagt, 280 Millionen ergab, Diebstahl an seinen Gesellschaftern und Schiebereien aller Art, wie den Verkauf seiner Wohnung am Opernring, zu decken waren, entsteht die Frage, woher denn der Verbrecher das Geld gezaubert hat. Da ist es angezeigt, sich zu erinnern, daß Aczel dem Inhaber des Hauses, in dem sich das „Atlantis" befindet, wiederholt wertvolle Dienste zur Förderung seiner Absichten auf die Räumlichkeiten des Kaffeehauses leistete. Hausbesitzer ist Castiglioni, und es ist bekannt, daß er dort seine Bank einrichten und mit ihm verbundenen Unternehmungen der Großfinanz Unterstand geben will. Es soll, wie wir schon in Nummer 46 „N. W K." mitteilten, am Schwarzenbergplatz neben dem Haus der Industrie und dem der Kaufmannschaft eine neue Finanzhochburg entstehen. Castiglioni hat, um die Räumlichkeiten, die er für seine Zwecke nicht besser finden könnte, frei zu bekommen, mit den Inhabern des „Atlantis", Ferber und Freiwirth, einen Mietstreit vom Zaun gebrochen, dem auch die unredliche Geschäftsgebarung des Aczel zum Vorwand diente. Es ist gewiß, daß letzterer die Castiglionischen Pläne mit mancherlei Winkelzügen zu fördern beflissen war, und die Vermutung liegt nahe, daß er es nicht umsonst getan. Es paßt in das Charakterbild des Großschiebers Castiglioni, daß er um Erlangung eines persönlichen Vorteils auch nicht davor zurückscheut, einem Verbrecher die Mittel zur Flucht zu schaffen.

Österreichische Central-Boden-Credit-Bank.

Die Fusion mit der Wiener Kommerzial-Bank gelangt nunmehr zur Durchführung und werden acht Kommerzialbank-Aktien gegen eine Centralboden-Aktie umgetauscht.

Bei der Anmeldung des Umtausches, welche bis 29. Dezember 1023 bei der Effektenkasse der Österreichischen Central-Boden-Credit-Bank, 1. Kohlmarkt 8 unter Anschluß der zum Umtausch bestimmten Aktien zu erfolgen hat, ist zur Deckung der mit der Fusion zusammenhängenden Abgaben ein Betrag von K. 750 per Kommerzialbank-Aktie zu erlegen. (Entgeltlich.)

— **Bankkommanditgesellschaft Franz Pollak.** Die Büros der Bankkommanditgesellschaft Franz Pollak, Kommandit de Kroatischen Eskomptebank Zagreb, befinden sich ab 14. Jänner 1924 im eigener Hause, 1. Seitzergasse 4, (Ecke Bognergasse beim Graben). Telephon 60-4-82 60-4-93, 63-4-85, 64-4-42, 68-4-78 und 69-4-82. (Entgeltlich.)

„Stafa"-Warenhaus-Aktiengesellschaft.

In der am 28. Dezember 1923 im Zentralpalast abgehaltenen außerordentlichen Generalversammlung der „Stafa"-Warenhaus-A. G. wurde die Erhöhung des Gesellschaftskapitals von 600 Millionen auf 1·2 Milliarden Kronen beschlossen.

Es ist dies die erste Erhöhung des bisher vollständig unverwässerten Aktienkapitals, durch welche der „Stafa"-Warenhaus-A. G. reichliche Betriebsmittel zufließen.

Durch die Einbringung eines zweiten günstig gelegenen Geschäftshauses und ausgebreiteter Lagerhausanlagen am Handelskai hat der Substanzwert der „Stafa"-Warenhaus-A. G. eine beträchtliche Mehrung erfahren.

Die Aktienmajorität der „Stafa"-Warenhaus-A.-G. ist bekanntlich in festen Händen.

Für das abgelaufene Geschäftsjahr dürfte mit einer 100prozentigen Dividende zu rechnen sein. (Entgeltlich.)

Schneidermeister Franz Pichler
empfiehlt sich zur Anfertigung von Herren- und Knabenkleidern in billigster und bester Ausführung. Auch aus mitgebrachten Stoffen. Ausführung von Stoff- und Kleideraktionen. Karte genügt. Komme mit Muster.
Wien, XVI. Habicherg. 5, Tür 7 (Straßenb. 38)

! Erstklassige Herrengarderobe !
nach Maß
ANTON KRATOCHWIL, WIEN
3. Bezirk, Untere Weißgärberstraße 1

SPEZIALIST in WILDLEDERHOSEN
Eigene Erzeugung
JOHANN DUNKL, Wien, 20., Treustraße 10

Musikinstrumente
gut u. billigst beim Streich-Instrumenten-Erzeuger
Karl Fromm, Wien, III. Löwengasse 15
En gros. Lager sämtlicher Saiten. En detail.

ATELIER FÜR FEINE HERREN- UND DAMENKLEIDER
Sämtl. Sportkleider nach Maß Reichhaltiges Stofflager
ANTON VACEK
Wien, V. Bezirk, Wiedner Hauptstraße 127

Zahlungserleichterung! **Anzüge nach Maß**
bis zur feinsten Ausführung.
Billigste Tagespreise bei
Schneidermeister JAKOUBEK & Co.
Wien, V. Obere Amtshausgasse 30.
Auskünfte bis 8 Uhr abends, Sonntag bis 2 Uhr nachm. Karte genügt, komme ins Haus.

Signale.

Neues Schiebermanöver.

Eine der Unternehmungen, die in die Aufsehen erregende Angelegenheit der Zollunterschlagungen bei Lebensmitteln verwickelt sind, die Kolonialwarenfirma Richard Schön in Graz, deren Inhaber seit mehreren Wochen in Haft ist, hat um Eröffnung des Ausgleichverfahrens angesucht. Nach ihrer Angabe sollen die ungedeckten Verbindlichkeiten an 6 Milliarden betragen und sie bietet 35 Prozent davon in Raten. Das erregt in Geschäftskreisen, welche die Verhältnisse kennen, berechtigtes Aufsehen. Man hält es nicht für möglich, daß ein Unternehmen, welches, wenn auch durch betrügerisches Vorgehen in den letzten Jahren geradezu ungeheuerliche Gewinne durch Schiebungen mit Schokolade, Kaukau u. dgl. in ganzen Bahnwagen erzielte, was schon daraus erhellt, daß es imstande war, Schokolade billiger als beispielsweise das Großunternehmen Stollwerck anzubieten, plötzlich seine Schulden nur zu einem Bruchteil abzahlen können sollte.

Es ist im Hinblick darauf notwendig, die Aufmerksamkeit sowohl der Gläubiger wie der Behörden darauf zu lenken, daß die Flucht dieser für den Staat wie für die Volkswirtschaft gleich gefährlichen Schieberfirmen in die Zahlungsunfähigkeit nur ein neues Manöver zu sein scheint, um den Staat um sein Anrecht zu prellen, sich für den ihm zugefügten Schaden — der bekanntlich bei den Zollbetrügereien in die Milliarden geht — bei der Strafbemessung wenigstens in etwas schadlos zu halten. Da die früher geübten Mätzchen erwischter Schieber, um ohne tätige Reue aus der Haft zu kommen, wie Erkrankung, Ohnmachtsanfälle, Verweigerung des Essens, Interventionen weinender Gattinnen, energisch auftretender Rechtsanwälte und einflußreicher Persönlichkeiten, ja, sogar die Hetzartikel der Schieber- und Börsenpresse gegen die Beamtenschaft, die ihre Pflicht, Staat und Volk gegen die Räubereien zu schützen, ernst nimmt, nicht mehr verfangen, versuchen sie es mit einem neuen Kniff: sie erklären sich zahlungsunfähig. Sie rechnen auf die Schwerfälligkeit des Rechtsapparats, der ihre anpassungsfähige Geriebenheit stets über ist, und die Lebensfremdheit seiner Beamten, die in solchem wie dem vorliegenden Fall leicht den Gedanken bestimmend lassen werden kann: „Was ist denn aus dem Kerl, nachdem er nun verkracht ist, noch herauszuholen? Lassen wir ihn laufen!" Es ist aber ebensosehr im Interesse des Ansehens des Staates wie des Volkswohls notwendig, daß sich die Schieber dabei verrechnen. Sonst wird der Schaden, der bei der nächsten Gelegenheit, auf welche jene schon passen, welche sie vielleicht schon vorbereiten, beiden erwächst, nicht mehr nach Billionen abzuschätzen sein und der berühmte Bundesstaat völlig zum Gespött des internationalen Schiebertums, aber auch aller Einsichtigen werden.

Tierschau.

An zwei Veranstaltungen der letzten Zeit konnte man die Art dessen, was man „Gesellschaft" nennt, faßlich ermessen. Man muß die Wagenreihe gesehen haben, welche die Zirkusgasse in ihrer ganzen Länge bei der Eröffnungsvorstellung des Zirkus Hagenbeck erfüllte. Und man muß das üppige Treiben aus Anlaß der sogenannten Théâtre paré-Vorstellung in der Staatsoper gesehen haben, dessen Schändlichkeit ja der Bundeskanzler schon gegeißelt hat. Es war beide Male dieselbe Gesellschaft und es galten ihr beide Veranstaltungen gleich, die wilden Tiere und die Schaustellung des Herrn Bundespräsidenten samt Gemahlin und des Herrn Bundeskanzlers in der ehemaligen Hofloge — beide nur Gelegenheiten, die eigene Eitelkeit und den eigenen Unverstand spazieren zu führen. Dabei war die Hagenbeck'sche entschieden die sehenswertere Tierschau. Ein Platz im Parterre der Oper kostete mehr als eine Million. Soviel war die ganze dort versammelte Gesellschaft nicht wert. Während im Zirkus Hagenbeck um viel weniger Geld eine weit kostbarere, vernünftigere und interessantere Gesellschaft zu sehen ist. Sie zu besuchen, lohnt; beim Théâtre paré verlor man neben Geld nur Zeit, ohne seine Gesellschafts-, seine Menschen-, kaum seine zoologischen Kenntnisse bereichern zu können. Es waren diesmal wie allemal dieselben großen und kleinen „Viecher".

Wiener Bank A.-G.

Auf Grund des in der ordentlichen Generalversammlung vom 8. d. M. gefaßten Beschlusses gelangt der Kupon 3 der Aktien der obigen Gesellschaft an den Kassen der Wiener Bank A.-G., Wien, 1. Bezirk, Teinfaltstraße 1, mit K. 600 ab 15. d. zur Einlösung. (Entgeltlich.)

Wandel und Handel.

Kurstreibereien mit Lebensmittelwerten.

Von den Kurstreibereien mit den Aktien der Meinl-A.-G., die den Wert der Meinlschen Unternehmungen auf den irrsinnigen Betrag von 500 Milliarden Kronen hinaufschwindelten, ist in der Öffentlichkeit schon gesprochen worden; um die Kosten der an nackten Betrug grenzenden „Aufwertungsaktion" hereinzubringen, hat Herr Meinl in allen seinen Geschäften sogleich die Preise erhöht, zur Kurstreiberei also die Preistreiberei gefügt. Dabei ist er nun glücklicherweise gleich erwischt worden.

Mehr sind der allgemeinen Aufmerksamkeit die Schiebereien entgangen, welche in Verbindung mit denen der Meinl-Aktien mit ähnlichen Papieren versucht werden; es ist aber ebenso notwendig, Öffentlichkeit und — Behörden auch auf sie hinzuweisen, weil sie dem Herrn Meinl und anderen gleichartigen „Wirtschaftsgrößen", welchen leider ein Großteil der öffentlichen Versorgung überantwortet ist, Anreiz und Anlaß zu erhöhter Auswucherung der Verbraucher bieten.

Kürzlich war im „Extrablatt" die Nachricht zu lesen, daß die Aktiengesellschaft, die als „Etti Th. u. W. Bergel A.-G." zeichnet, mit der Meinl-Aktiengesellschaft vereinigt („fusioniert") werden solle. Da die Meldung — merkwürdig angepaßt — gerade in die stürmische Steigerung des Papiers der letztgenannten fiel, hatte sie pünktlich die Steigerung der Aktien auch der ersteren um etwa 20% noch am selben Tag zur Folge. Am Abend desselben Tages aber war im „8-Uhr-Abendblatt" der Widerruf der Meldung zu lesen. Sie hatte ihre Schuldigkeit getan. Das Spiel wäre aber nicht vollkommen gewesen ohne den Versuch, die Dummheit, auf die es mit derartigen Meldungen abgesehen ist, möglichst auszuschöpfen — völlig geht das nicht, denn sie ist unerschöpflich —, indem zwei Tage darauf „Die Börse", das Bekessy-Blatt, das bei allen Schiebereien, Börsenlügenfeldzügen und Schwindelaktionen dabei sein muß, die widerrufene Nachricht von der Vereinigung der zwei Lebensmittelhandelsaktiengesellschaften wiederholte. Jetzt gab es natürlich keinen Widerruf mehr. Die „Wirtschaftsgrößen", welche die Nützlichkeit einer derartig zeitgerechten und genauen Arbeit der Presse zu würdigen wissen und sie zweifellos auch fördern und veranlassen, hatten ihren 20%igen Gewinn in der Tasche; sie hatten zur rechten Zeit verkauft und wieder gekauft, nun ist es nur recht und billig, daß ihre Aktien, nachdem sie wieder in ihre Geldschränke zurückgekehrt sind, endgültig höhere Bewertung erfahren. Sie verdienen das auch, denn sie haben ja nützliche Arbeit geleistet. In demselben Sinn nämlich, in dem der Einbrecher von seinen Werkzeugen, mit welchem ihm das Aufknacken eines reichen Geldspinds geglückt ist, sagt: „Sie sind was wert!" Es ist der reine Einbruch in den Schrein der Volkswirtschaft, in die Taschen der Bevölkerung, doppelt verwerflich und strafwürdig hier, wo, wie es der Versuch der Preistreiberei des Herrn Meinl beweist, sogar die Kosten der Einbruchsmittel von der Bevölkerung eingetrieben werden, wo es Nahrungsmittel sind, mit denen Börsenschindluder getrieben wird.

*

Daß es ausschließlich betrügerische Mach und nicht natürliche, unvermeidliche Entwicklung ist, wie es zu solchen Kursschwankungen kommt, die einigen Wenigen mühelos überreichen Gewinn aus dem Vermögen vieler listig Getäuschter verschaffen, erkennt man, wenn man auf die Wurzeln, auf den Anstoß solcher Bewegungen des Börsenverkehrs zurückgeht. Bei dem Papier der „Etti Th. u. W. Bergel-A.-G." war es der Versuch einer Lebensmittelgroßhandlung in Fohnsdorf in Steiermark, ein Konsortium zu dem Zwecke zusammenzubringen, um die genannte Aktiengesellschaft, nämlich die Mehrheit ihrer Aktien zu erwerben. Das Fohnsdorfer Unternehmen, das die gleiche Schieberei übrigens auch schon mit den Aktien der Meinl-Unternehmung versucht hat, ging dabei nur nach bewährtem Muster vor, um völlig ohne Aufwand eigener Geldmittel in den Besitz der benötigten Werte zu kommen.

Eine solche Erwerbung von Aktienposten erfolgt zunächst ohne jedes Aufsehen; erst wenn schon eine erhebliche Anzahl der Wertpapiere in den danach lüsternen Händen sich befindet, läßt man die Nachricht laut werden, daß sie zum Ankauf gesucht sind. Die Folge ist natürlich, daß ihr Preis sofort in die Höhe geht: günstige Gelegenheit für das nach der Aktienmehrheit strebende Konsortium, die bisher in seinen Besitz gebrachten Stücke zunächst einmal — wieder abzustoßen, zu verkaufen. Ist das geschehen, der dadurch erlangte Gewinn (Unterschied zwischen Einkaufspreis der Aktie und dem Betrag, zu dem sie jetzt, nach der Kurssteigerung, abgegeben werden kann) eingestrichen, so wird der Widerruf der Nachricht, die zur Kurserhöhung geführt hat, veranlaßt. Folge: Kurssenkung der also nicht mehr begehrten Aktien und damit die Möglichkeit für das Konsortium, die eben abgegebenen nun abermals — zu erwerben. Und zwar mit dem beim vorherigen Verkauf erzielten Gewinn. Also mit fremdem Geld.

Ein solches „Konsortium", das auf den Erwerb eines Aktienpakets ausgeht, braucht, wie man sieht, wenn es die Sache nur geschickt, „sachgemäß" anstellt, gar kein eigenes Geld darauf wenden. Ist das nicht das reine In-Fremde-Taschen-Greifen, Taschendiebstahl, Einbruch?

KAFFEE DIANABAD
AN DER MARIENBRÜCKE
Täglich abends ab 9 Uhr
MUNCZY BELA
mit seiner ungar. Künstlerkapelle
NEUHEIT: EXPRESSKAFFEE

Erstklassige **Herrengarderobe** nach Maß 221
Franz Hrad, Wien
16. Grundsteingasse 9

Maschinen, auch Nähmaschinen aller Art werden unter Garantie 244 repariert.
FRITZ KLIM
III. Khunngasse 21

Schuhwarenerzeugung
Ludwig Maska
Wien, V. Reinprechtsdorferstraße 9. 218
Großes Lager sämtl. Schuhwaren eigener Erzeugung aus bestem Leder-Material. Maßbestellungen

Spezialist in
Schuhwarenerzeugung
Franz Schafrata, Wien
7. Lerchenfelderstr. 121
Uebernahme sämtlicher Reparaturen. Billigste Tagespreise. 22o

Werkstätte für feine
Herren- u. Damenkleider
sämtl. Sportkleider n. Maß
Karl Antosch, Wien
V. Vogelsangg. 34 224

Schneidermeister
Josef Broschek
Spezialist in erstklassigen Herrengarderoben zu den billigsten Preisen 211
Wien, 18. Martinstr. 68

Silberschutz
für Damen, sicherer Erfolg sowie Herren-Gummispezialitäten
billigst bei Hebamme
Johanna Böck,
XVI. Grundsteing. 43
I. St., Tür 10 237

Johann Pospichal
Meister in Anfertigung von erstklassigen Maßschuhen
Wien, 18. Martinsstr. 54
21o

Werkstätte für
feine Herrengarderoben
nach Maß. 217
Anzug-Façon m. kompl. Zugehör K 600.000
Leopold Huber, Wien
XVII. Lacknergasse 22

NEUGRÖSCHEL & LINDNER
Kommanditgesellschaft oo Bank- und Kommissionsgeschäft
WIEN, I. BEZIRK, SCHOTTENRING NR. 35
Telephon: 18304, 13359, 16391 Telegramm: Neugrolind, Wien
Effekten, Devisen und Valuten

ALLGEMEINE INDUSTRIEBANK
(vormals Böhmische Industrial-Bank, Filiale Wien)
Tel.: 65-3-07, 65-4-35, 65-4-36, 65-5-33, 65-5-34 **Wien, I. Wipplingerstraße 2** Tel.: 65-3-07, 65-4-35, 65-4-36, 65-5-33, 65-5-34
Durchführung sämtlicher Bankgeschäfte und industrieller Transaktionen zu den kulantesten Bedingungen
Wechselstuben:
I. Hoher Markt (Zentr.-Wechselstube)
IV. Wiedner Hauptstraße 26
VII. Kaiserstraße 43

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Rudolf Horak und Gustav Leitner. — Verantwortl. Schriftleiter: Rudolf Horak. — Druck von F. Köstlbauer & Co. — Alle in Wien.